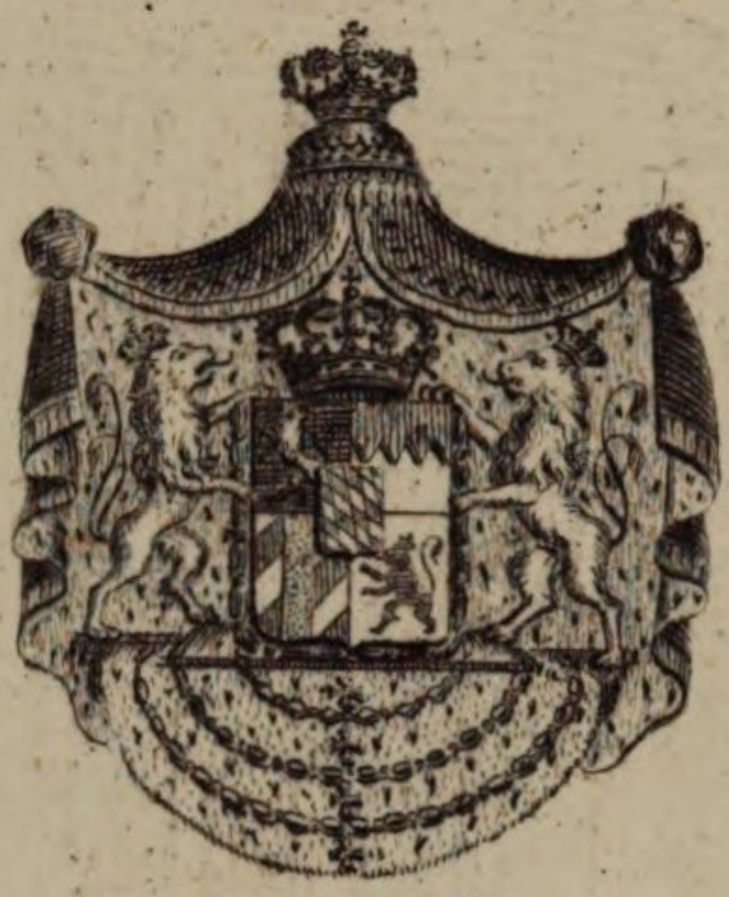
Paed. th. 1142



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<366082695300019

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. Th. 1142

BG

Handbuch

für

die aesthetische moralische

und religiöse

Bildung des Lebens.

Mit

besonderer Hinsicht auf das

weibliche Geschlecht.

von

Friedrich Ehrenberg

Hofprediger in Berlin.

Leipzig und Elberfeld

bei Heinrich Büschler.

1807

R

107

107. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ueber die Bestimmung des vorliegenden Buches gibt es selbst nähere Erläuterung. Es macht nicht darauf Anspruch, viel Neues zu enthalten, zufrieden, wenn es ihm gelungen ist, die Prinzipien des Schönen, Erhabenen, Guten und Heiligen in ihrer Anwendung auf das Leben deutlich entwickelt zu haben.

Wenn es auch über das alles nicht vollständige Aufklärung geben konnte, wozu für jede Rubrik ein eignes Werk nöthig gewesen wäre: so kann es doch vielleicht dazu behülflich seyn, daß man sich in der weitern Lectüre leichter orientirt. Und das ist es, was es bei Menschen, denen ihre Bildung wichtig ist, und

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ueber die Bestimmung des vorliegenden Buches gibt es selbst nähere Erläuterung. Es macht nicht darauf Anspruch, viel Neues zu enthalten, zufrieden, wenn es ihm gelungen ist, die Prinzipien des Schönen, Erhabenen, Guten und Heiligen in ihrer Anwendung auf das Leben deutlich entwickelt zu haben.

Wenn es auch über das alles noch eine Erklärung geben kann, so ist doch eigenes Werk [illegible] doch vielleicht [illegible] man sich [illegible]

die die Speculation nicht in ihre Tiefen verfolgen können oder mögen, zu erreichen wünscht.

Auf das weibliche Geschlecht nahm der Verfasser vorzüglich Rücksicht. Das Publicum, das seine Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte so günstig aufnahm, findet hier die Grundsätze, auf welchen dort fortgebaut ist; daher auch diese Schrift als Ergänzungsstück der frühern anzusehen ist. Es war unvermeidlich, im zweiten Theile manches zu berühren, was schon in einem andern Werke des Verfassers (Veredlung des Menschen u. s. w.) ausführlicher und aus einem andern Gesichtspuncte entwickelt ist. Gerne hätte er dieses vermieden, wenn es möglich gewesen wäre, ohne das ein vollständiges Ganzes zu liefern. Die Verschiedenheit des Zweckes und der Behandlung wird man nicht verkennen.

Erstes Buch.

Elementarlehre.

C 1 6 III C II 1 0 1 1 6 1 0 1 6

Erster Brief.

Einleitung in das Ganze und Uebersicht desselben.

Sie haben Recht, theure Emilie: auch dem Weibe ist es Bedürfniß, die höhern Angelegenheiten des Lebens, ihrem Wesen nach, kennen zu lernen. Sie sind Eigenthum seiner Natur, und enthalten dasjenige, was in ihr das Vortrefflichste ist. So lange sie ihm fremd bleiben, kann es weder sich selbst recht schätzen, noch den Werth der Dinge richtig beurtheilen. Gewiß verdienen diejenigen unser Mitleid, die, der Aeußerlichkeit ganz ergeben, nie in ihr Inneres schauten, denen es wohl noch nicht einmal ahnete, daß hier viel Herrliches verborgen sey. Es ist doch immer nur erbärmliches Wesen, wenn man sich in den, oft widrigen, Formen der Convention mit der größten Gewandtheit bewegt, ohne sich auf die edle Form, worin die Natur menschliches Daseyn verklären wollte, zu verstehen.

Nein, zu solcher Gemeinheit konnten Euch diejenigen nicht verurtheilen, die Euch von der Be-

schäftigung mit philosophischen Forschungen und gelehrten Wissen ausschlossen. Haben sie Euch doch dafür den Genuß und die Bildung des eignen Gemüthes angepriesen. Wie wolltet Ihr Euch aber darin zurecht finden, ohne Euch darüber aufzuklären, was denn hier zu finden und zu bilden sey, und was mit dieser Bildung von Euch verlangt werde. Haben sie Euch doch in die häusliche Welt gewiesen, daß Ihr sie anbauen und verschönern möchtet. Werdet Ihr das können, wenn Ihr Euch auf Euer besseres Selbst nicht versteht? Ist es nicht das Schöne und Gute, dem Ihr hier nachstreben sollt? Muß sich nicht auch hier der Geist zum Unsichtbaren, in Liebe, Verehrung und Vertrauen, erheben, damit er in den Reichen des Sichtbaren frey und fröhlich walte?

Man verlangt von Euch einen richtigen Geschmack, dem nur das Beyfallswehrte gefalle, und der überall das Trefflichste auswähle. Wie könnt Ihr dem genügen, so lange Ihr bloß unsichern Gefühlen überlassen bleibt, und nicht wisset, worin das Wesen dessen, was durch sich selbst gefallen soll, besteht?

Man verlangt von Euch Güte des Herzens. Wie unbillig ist diese Forderung, wenn man Euch nicht mit der Natur dieser Güte, mit den Anlagen, welche Ihr dafür besitzt, und mit der Art, wie Ihr Euer Herz zu dieser Güte veredeln könnt, bekannt macht?

Man verlangt von Euch Erfüllung Eurer Pflichten. Wenn Euch nun gleich ein natürliches Gefühl schon sagt, was Euch obliegt: so kann doch dieses Gefühl selbst leicht verfälscht werden, und es ist ganz recht, daß Ihr zu erfahren wünscht; was es mit demselben für eine Bewandtniß habe, worauf sich die Heiligkeit der Pflicht gründe, und was die sittliche Natur des Menschen sey.

Man rühmt den religiösen Sinn als den edelsten Schmuck echter Weiblichkeit. Man klagt, daß Euer Herz so oft aus Mangel an diesem Sinne verderbe. Und Ihr solltet nie erfahren, wie dieser religiöse Sinn entsteht und sich äußert? Ihr solltet Euch nie belehren über seinen Zusammenhang mit der menschlichen Natur, und über die Bedingungen seiner Lauterkeit. Freylich ist dieser religiöse Sinn ein Werk des Glaubens; freylich wird Glaube in heiligen Dingen Euerm Geschlechte nicht ohne Grund vorzüglich empfohlen. Aber dieser Glaube soll doch selbst ein vernünftiger seyn. Er soll klar im Gemüthe stehen, damit dieses dadurch erwärmt und geheiligt werde.

Es fehlt nicht an Schriften, worin von diesem Allen die Rede ist, auch nicht an solchen, die eigens für Euer Geschlecht geschrieben sind. Aber sie beschäftigen sich mit dem Einzelnen und mit der Anwendung. Noch fehlt es an einem Buche, das die Sache im Allgemeinen und dem Wesen nach so darstellte, wie es die Anlagen und Bedürfnisse des

weiblichen Lebens fordern. Häufig wird in Schriften der Art auf dieses Allgemeine und Wesentliche Beziehung genommen, die, ohne vorausgesetzte Bekanntschaft mit demselben, nicht verstanden werden kann. Wir besitzen Anweisungen zur weiblichen Bildung, Empfehlungen einzelner Tugenden und Pflichten, aber noch kein Buch, welches die Grundsätze, worauf das alles gebaut ist, so entwickelte, daß sie von Euch gefaßt würden, ohne daß Ihr in die Tiefen der gelehrten Speculation hinab steigen, oder überhaupt die Sphäre des weiblichen Denkens überschreiten dürftet. Oft liest man in solchen Büchern die Worte: schön, reitzend, erhaben, tugendhaft, edel, würdevoll, reine sittliche Güte u. s. w. Es ist fast nicht möglich eine einzige ästhetische oder moralische Schrift recht zu benutzen, wenn man nicht in die Kenntniß dieser Dinge eingeweiht ist. Es fehlt uns an einem Buche, das, wie Eberhards Briefe über die Aesthetik, so die gesammten höhern Momente des innern Lebens, — freylich weniger ausführlich, und mit Weglassung der feinern Zergliederungen, die auch in jenen Briefen nur einer sehr geringen Zahl gebildeter Weiber verständlich seyn möchten — für das weibliche Geschlecht aus einander setzte.

Wenn ich Sie recht verstehe: so ist es dies, was sie von meinen schriftlichen Unterhaltungen wünschen. Gerne, doch nicht ohne Schüchternheit, folge ich Ihrer Aufforderung.

Die Gegenstände, die wir mit einander zu betrachten haben, sind an sich die interessantesten. Wir werden das, was das Leben verklärt bis dahin begleiten, wo es aus der menschlichen Brust rein hervor strahlt; wir werden noch die nächsten Umgebungen von seinem Scheine beleuchtet sehen, und es so, wenigstens auf Augenblicke, vergessen, daß das Leben selbst oft schlecht und düster ist. Noch angenehmer wird mir dieses Geschäft, da ich es für Sie und mit Ihnen gemeinschaftlich übernehme.

Aber wird es mir auch gelingen unter der großen Menge des Stoffes, der vor uns liegt, die zweckmäßigste Auswahl und Anordnung zu treffen? Wird es mir gelingen, alles, was, in Sache und Einkleidung, den zarten weiblichen Geist nicht anspricht, entfernt zu halten, und meine Gedanken so kurz, und dabey so lichtvoll zu entwickeln, daß weder das Interesse noch die Einsicht dabey leide? Ich rechne auf Ihre gütige Nachsicht.

Laßen Sie uns indeß uns vorläufig über Inhalt und Methode zu verständigen suchen.

Das Vortreffliche, wovon die Umrisse in unsre Natur niedergelegt sind, und das von uns theils anerkannt, theils thätig dargestellt werden soll, enthält außer dem Wahren — welches wir hier zur Seite liegen lassen, weil es dabey, so weit es Ihr Geschlecht interessirt, nur auf Kenntnisse und richtige Anwendung des Verstandes ankommt, die sich besser von selbst als durch Regeln lehrt — das

Schöne und Erhabene, das Gute und das Heilige.

Das Schöne und Erhabene erscheinen in Gegenständen, Handlungen und Gesinnungen, vorzüglich im Aeußerlichen; und wann es auch zuweilen im Innern eescheint, so wird es doch als ein Aeußerliches betrachtet. Die Anerkennung derselben ist Sache des Geschmackes, die Darstellung Sache der Kunst im höhern Sinne des Wortes. In Ansehung ihrer kann nur die Anerkennung — nicht aber die Darstellung allen angesonnen werden. Die Kunst wird, wie wir weiterhin finden werden, vom Genie erzeugt. Das Genie aber ist Gabe der Natur an wenige Auserwählte. In so fern kann man also sagen, das Schöne und Erhabene sey in der Natur.

Tugendhafte Seelen haben sich selbst gebildet. Schöne Seelen wurden zum innern Gleichgewichte ihrer Neigungen geboren. Erhabene Seelen schwingen sich durch die höhere Kraft empor, die sie mit auf die Welt bringen.

Das Gute und Heilige gehören nicht zur Natur, sondern zur Freiheit und zur Gesinnung.

Was das Schöne für die Natur ist, das ist das Gute für die Freyheit und für die Gesinnung; es ist Schönheit, die man dem Herzen im freyen Streben angeeignet hat. Die Güte des Herzens wird in der Natur durch Schönheit gleichsam abge-

bildet. Wie die heitre Form, in welcher sich die harmonische Gestalt ausprägt: so ist das Leben in reinen Gemüthern. Das Gute wird anerkannt vom sittlichen Gefühle, in welchem sich die Vernunft, der höhere Geist des Menschen, ausprägt — es wird dargestellt in der Tugend. Seine Darstellung ist allen ohne Unterschied aufgegeben.

Was das Erhabene für die Natur ist, das ist das Heilige für die Gesinnung. Im Erhabenen schimmert das Uebersinnliche durch das Sinnliche hindurch. Ein Gegenstand wird eben dadurch erhaben, daß er uns die Ahndung des Uebersinnlichen gibt. Das Heilige ist das Uebersinnliche selbst, die Gottheit in ihrem Walten und der Menschengeist in seinem ewigen Daseyn. Das Heilige wird anerkannt vom religiösen Sinne und dargestellt in der Religiosität. Religiosität soll, wie die Tugend, in allen menschlichen Seelen seyn.

Die Lehre, welche sich mit dem Wesen des Schönen und Erhabenen beschäftigt heißt Aesthetik — diejenige, welche die Grundsätze der Tugend vorträgt Moral, und endlich diejenige, welche das Heilige, das eigentlich nicht gelehrt werden kann, anzudeuten sucht, heißt Religion.

Sie sehen, wovon unter uns die Rede seyn wird. Wir haben zu untersuchen: was schön und erhaben sey, und wie die Kunst beydes darstelle;

was gut genannt werden müsse, und wie sich dasselbe in der Tugend offenbare; wie die menschliche Natur sich auf das Heilige beziehe, und wie Religiosität es umfasse.

In diesem allen ist der genaueste Zusammenhang. In allem gestaltet sich dasselbe Wesen, nur nach verschiedener Weise. Wir finden überall das Eine Höchste, worin der Adel und der Friede des Lebens ist, wieder.

Es versteht sich von selbst, daß ich die genannten Dinge nicht aus ihren höchsten Gründen wissenschaftlich entwickeln werde. Ich müßte Sie, wenn ich das wollte, auf dem Kampfplatz der Philosophie führen, wo es jetzt sehr heftig hergeht, und wo eine zarte weibliche Seele es nicht lange aushalten könnte. Speculative Philosophie gehört nicht für Ihr Geschlecht, das an einem gesunden Verstande, verbunden mit einem feinen Gefühle den besten Führer hat. Ueberdem hat die Philosophie unsrer Zeit sich zu einer Höhe verstiegen, zu welcher ihr oft die kühnste Vernunft der Männer nicht folgen kann, und wo oft nichts mehr zu sehen ist als Rauchwolken.

Dessen können wir indeß sehr wohl überhoben seyn. Das Schöne, Erhabene, Gute und Heilige dürfen nicht erst erfunden werden. Ihre Umrisse sind in die menschliche Natur niedergelegt, und kommen überall zum Vorschein. Ihr Ansehn steht für sich selbst fest. Wir brauchen nur zu beobachten

und zu zergliedern, um zu genügenden Einsichten zu gelangen. Wir halten uns an Thatsachen, und ziehen aus ihnen die nöthigen Schlüsse. Das Leben selbst wird uns seine Geheimnisse aufschließen, so weit dieselben enträthselt werden können. Die innere Welt dringt in die äußere ein, und gibt sich da besonnenen Gemüthern zu erkennen. Nur was hier aufgefaßt werden kann, hat ein allgemeines, rein menschliches Interesse. Fürchten Sie also keine Spitzfindigkeiten. Trocknen Zergliederungen und gar zu feinen Abstractionen wollen wir vorbey gehen.

Eben so wenig können wir uns, auf der andern Seite, in ein genaues Detail einlassen, und alles in seiner speciellen Anwendung betrachten. Nur das Wesentliche, das Interessanteste, was jeder gebildete Mensch, und vorzüglich jedes gebildete Weib wissen muß, kann uns hier beschäftigen. Nur das Charakteristische des Schönen, Erhabenen, Guten und Heiligen werde ich Ihnen angeben. Sollten unsre Untersuchungen Sie zu einem weitern Nachforschen reitzen: so gibt es ästhetische, moralische und religiöse Schriften genug, in welchen sie nähere Belehrung finden, und die Sie, mit diesen Vorkenntnissen ausgestattet, auch verstehen werden.

Dafür bleibt uns indeß noch ein andres Geschäft. Tugend und Religiosität sind nicht bloß Gegenstände der Betrachtung, sondern auch der Ausübung. Sie sollen unser Leben beherrschen. In ihnen soll das Leben gebildet werden. Was

damit gefordert ſey, welche Mittel und Uebungen dahin führen, und in welcher Beziehung auf edle Weiblichkeit uns dieſe Aufgabe erſcheine, das denke ich noch in einer beſondern Reihe von Briefen, welche, unter der Aufſchrift Bildungslehre, dieſer Elementarlehre folgen wird, darzuthun.

Zweyter Brief.

Der Geschmack.

Der Geschmack ist das Vermögen zu beurtheilen, was unmittelbar durch sich selbst gefällt, und die damit verknüpfte Lust zu empfinden. Aus der Sphäre des Geschmackes ist sowohl das Angenehme als das Nützliche auszuschließen.

Das Angenehme gefällt nicht durch sich selbst, sondern durch seinen Reitz für die Sinnlichkeit. Es läßt sich nicht sagen, daß etwas überhaupt angenehm sey. Jeder kann nur sagen, etwas sey ihm angenehm. Die Bedürfnisse, auf welche sich das Angenehme bezieht, sind in verschiedenen Menschen verschieden. Was mir angenehm ist, ist vielleicht einen andern sehr unangenehm. Nur unter gewissen Voraussetzungen kann etwas angenehm seyn. Das Angenehme begehrt auf seine Art ein

jeder, und gehörte es in das Gebieth des Geschmackes: so dürfte niemand über seinen Geschmack getadelt werden. Man kann nicht von geschmackvollen — sondern nur von angenehmen Tönen und Farben reden — wohl aber von einer geschmackvollen Anordnung der Farben und der Töne.

Das Nützliche zu erkennen, ist Sache des Verstandes nicht des Geschmackes. Das Nützliche gefällt nicht an sich, sondern durch seine Beziehung auf etwas Andres. Das Nützliche kann den Geschmack in einem sehr hohen Grade beleidigen. Aber der Verstand muß es doch billigen. Um zu entscheiden, ob etwas nützlich sey, muß man es nach seiner Beschaffenheit und nach seinen Merkmalen betrachten, ich muß wissen, was es ist. Um aber zu entscheiden, ob etwas dem Geschmacke genüge, ist gar nicht nöthig, daß ich seine Natur kenne, wenn ich nur das Anschauliche davon vor mir habe. Meine Einsicht von dem Gegenstande wird nicht im mindesten bereichert, wenn ich, bloß mit dem Wohlgefallen des Geschmackes, auch noch so lange bey ihm verweile.

Das Gute gefällt zwar auch an sich, nicht um eines andern willen, aber nicht durch sich. Es muß sich in gewissen Eigenschaften, die nach einer gewissen Regel beurtheilt werden, zu erkennen geben, damit ich seiner mich freue. Jemand kann das Rechte vom Unrechten treffend und fein unterscheiden, dem es doch an allem Geschmacke fehlt.

Dann ist von ihm nur das sittliche Gefühl zu rühmen.

Der Geschmack, im eigentlichen Sinne, gründet sich auf gewisse allgemeine und unveränderliche Einrichtungen der menschlichen Natur. Was gewissen Anlagen und Wirkungsgesetzen dieser Natur angemessen ist, das befriedigt den Geschmack. Unter der Voraussetzung, daß jene Anlagen überall gehörig entwickelt sind, und diese Gesetze überall anerkannt werden, werden die Menschen auch in ihren Geschmacksurtheilen überall einstimmig seyn. Da aber jenes nicht immer der Fall ist; so kann es auch nicht an Verschiedenheit in den Urtheilen des Geschmackes fehlen, ohne daß darum dem Geschmacke an sich etwas von seiner Würde und von seinen Ansprüchen auf Allgemeingültigkeit genommen würde.

Dem eigentlichen Geschmacke gehören nur die Gefühle des Schönen und Erhabenen an. Wie sich diese auf wesentliche Bestimmungen der menschlichen Natur gründen, werden wir weiterhin sehen. Wären diese Bestimmungen in allen Menschen gehörig hervor gehoben und in der erforderlichen Wirksamkeit: dann würde keiner das Schöne oder Erhabene da vermissen, wo andre es finden. Derjenige ist der gültigste Richter in Sachen des Geschmackes, bey welchem sie am meisten gebildet sind. Gelänge es ihm, andre zu demselben Grade der Bildung zu erheben; so würden sie in ihren Ur-

theilen über das Schöne und Erhabene von selbst mit ihm übereinstimmen.

In vielen Menschen sind die natürlichen Anlagen, aus welchen der Geschmack entspringt, gar nicht entwickelt; wir nennen sie geschmacklos. Zwischen schönen und häßlichen Formen wissen sie keinen Unterschied zu machen. Die erhabensten Gegenstände, die kühnsten Gedanken und die herrlichsten Gesinnungen enthalten für sie weiter nichts, als was sich davon sehen oder denken läßt.

In vielen sind jene Anlagen verkehrt entwickelt worden; oder sie kleben an Vorurtheilen, die den richtigen Gebrauch derselben verhindern, oder andre Empfindungen und Stimmungen mischen sich in die Urtheile ihres Geschmackes. Ihr Geschmack ist dann falsch. So hat für viele das Neue einen so starken Reitz, daß das Gefallen daran das Mißfallen an der verzerrten Form überwiegt. So gewöhnt sich das Auge andrer in dem Maße an die Gestalten, die sie oft sehen, daß ihnen alles, was davon abweicht, schon deßwegen widrig vorkommen muß. Das ist der Grund, warum veraltete Moden, die der gebildete Mensch für schön erklärt, doch fast allgemeines Mißfallen erwecken.

Es gibt einen Nationalgeschmack, der durch das Klima, die Staatsverfassung, die Religion, und durch die herrschenden Begriffe und Charakterzüge eines Volkes bestimmt wird; — einen Zeitgeschmack, an dem die Begebenheiten, die Denk-

Art und der Grad der Kultur eines Zeitalters gestatten; — und einen individuellen Geschmack, der von der Erziehung, dem Temperamente, den Erfahrungen und Meynungen, den geistigen und moralischen Eigenthümlichkeiten des Einzelnen abhängt.

Alle diese entfernen sich, mehr oder weniger, vom guten Geschmacke. Nur ein einziges Volk hat gelebt, bey welchem Zeit = und Nationalgeschmack mit dem guten Geschmacke zusammen trafen: die Griechen. Aber unter jeder Nation und in jedem Zeitalter erheben sich einzelne Treffliche, die als glänzende Gestirne unter ihnen leuchten, und mit ihrem Lichte alles verklären würden, wenn ihnen nicht die Verblendung widerstrebte, und der Ungeschmack, auf die Schwäche der Menschen gestützt, sich gegen sie zu behaupten suchte.

Der Geschmack läßt sich nicht lehren. Es können zwar die Gesetze, wornach er urtheilt, aus der menschlichen Natur entwickelt werden. Aber diese sind zu unbestimmt, als daß sich daraus für den einzelnen Fall schließen ließe, ob er unter sie passe oder nicht. Und gesetzt, das wäre möglich: so würde doch ein solcher Schluß niemand bewegen, etwas für schön zu erklären, was er nicht auch an sich schön findet. Einschränkende Regeln, Regeln die uns sagen, was zu verhüten ist, damit man nicht geschmackwidrig werde, lassen sich allerdings genug angeben — die Lehrbücher des Ge-

schmackes sind voll davon; sie lassen sich auch anstreiten. Es läßt sich darthun, daß, und warum etwas nicht schön sey — aber nicht umgekehrt, daß und warum etwas schön sey. Am allerwenigsten aber lassen sich solche Regeln geben, durch deren Befolgung jemand im Stande wäre, das Schöne selbst hervor zu bringen.

Der Geschmack wird am besten gebildet, durch fleißige Uebung des Urtheils an ästhetischen Gegenständen, und durch Vergleichung desselben mit dem Urtheile andrer, deren Geschmack bewährt ist, durch das Studium anerkannt schöner Muster, durch Beobachtung dessen, was an ihnen am meisten bewundert wird, und was unsern eignen Schönheitssinn dabey am meisten anzieht, und durch sorgfältige Beobachtung unsrer selbst, um den Einfluß des Vorurtheils und verfälschender Gefühle kennen zu lernen, und abzuhalten.

Daher ist es denn auch von großen Nutzen, dem Wesen und den Bedingungen des Schönen in der menschlichen Natur nachzuspüren. Dies wird uns in den Stand setzen, dasselbe von jeder andern Art des Wohlgefallens zu unterscheiden, das Einmischen des Vorurtheils und fremder Empfindungen zu verhindern, die Verwechselung desselben mit dem Angenehmen, Neuen, Modernen, Reitzenden u. s. w. zu verhüthen; es wird unserm Geiste die Wege zeigen, auf welchen das Schöne am sichersten gefunden und anerkannt wird, daß er sich dann am Anschauen desselben weiter bilde.

Der Geist muß für sich selbst dem Schönen huldigen. Man kann es ihm nicht aufdringen und andemonstriren. Alles, was man thun kann, besteht darin, daß man in ihm die Fähigkeit, das Schöne zu fühlen, vermehre.

In einem weitern Sinne werden zum Geschmacke noch einige andre Empfindungen, die mit dem Schönen und Erhabenen zwar verwandt sind, aber nicht diese Ansprüche auf Allgemeingültigkeit haben, weil sie sich nicht auf die allgemeinen Wirkungsgesetze der menschlichen Natur, sondern mehr auf die Besondernheit des Einzelnen gründen, gerechnet.

Das Reitzende setzt die Phantasie in ein unterhaltendes Spiel mit schönen, sanften oder fröhlichen Bildern. Das Rührende weckt wehmüthigsüße Empfindungen, Mitleiden, Sehnsucht und stille Trauer. Das Lächerliche gefällt durch seine Abweichung von der Regel, und durch die Freyheit, die es dem Gemüthe verschafft, indem es ihm die gewohnten Fessel derselben abnimmt. Das Naive entzückt durch edle Einfalt und ungeschminkten Ausdrücke der Gesinnungen, wo Künstlichkeit oder Zurückhaltung erwartet wurden. Das Pathetische bewegt durch die Darstellung starker Affecte oder Gesinnungen. Das Tragische erschüttert durch den traurigen Ausgang eines muthigen und hartnäckigen Kampfes. Im Romantischen stellt sich eine heitre Mischung des Erhabenen und des Schönen dar.

Es ist einleuchtend, daß bey dem allem viel auf die besondern Anlagen und Stimmungen des Einzelnen ankommt. Eine Gegend, die mir reitzend ist, weil ich mich gerne in den süßen Träumen verliere, zu welchen sie die Phantasie anregt, oder weil meine Phantasie sie leicht und glücklich erzeugt, ist es darum nicht für einen andern, dessen Phantasie mehr in einer andern Richtung thätig ist, oder dessen Herz sich mehr an andern Bildern ergötzt. Dasselbe gilt von den übrigen der genannten Gefühle. Immer wird sich der Geschmack darin verschieden zeigen.

Es gibt indeß doch Gegenstände, Situationen, Auftritte und Schilderungen, in Ansehung welcher sich alle Menschen, die einen gebildeten Verstand und ein feines Gefühl besitzen, leicht dahin vereinigen, daß sie dieselben rührend, oder lächerlich, oder naiv, oder tragisch u. s. w. finden. Die allgemeinen Wirkungsgesetze der menschlichen Natur werden zwar hier oft durch zufällige Umstände näher bestimmt. Aber es ist doch schon viel, wenn jene nur richtig erkannt werden. Man sieht dann wenigstens ein, wo allgemeine Uebereinstimmung zu hoffen ist, oder nicht.

Es darf Sie daher nicht befremden, wenn Sie die Stimmen der Kunstrichter über einige berühmte Tragödien, in deren Sphäre das Pathetische und Tragische gehören, so sehr getheilt sehen. Ueber vieles werden sie wohl immer getheilt bleiben. Aber

über das Meiste und Wesentlichste wird sich der Streit beylegen, wenn die Menschenkunde über den Ursprung und die Beschaffenheit unsrer Empfindungen mehr Licht erhalten hat.

Auch hierin läßt sich also der Geschmack bilden; aber nicht so sehr durch unmittelbar darauf gerichtete Bemühungen, als vielmehr durch Bildung des Geistes im Ganzen, durch Selbstbeobachtung und durch Studium ästhetischer Schriften. An diese muß ich Sie auch in Betreff des Meisten, was zum Geschmack im weitern Sinne gehört, verweisen. Nach den Gränzen, die unsrer Unterhaltung gesetzt sind, kann ich mich nur über das Wichtigste — und vorzüglich über dasjenige erklären, was, wie das Schöne und Erhabene, auf den allgemeinen Gesetzen der geistigen Natur beruht. Meine Briefe sollen Ihnen nur zur Einleitung in das weitere Lesen und Nachdenken dienen. Sie sollen Sie auf dem weiten Felde des innern Lebens orientiren.

Ein gebildeter Geschmack ist unstreitig ein sehr wichtiger Vorzug. Er bestimmt unsern Rang in der feinern Gesellschaft. Er macht uns dieser angenehm, und gibt uns das Recht, uns zu ihr zählen zu lassen. Er eröffnet uns eine unerschöpfliche Quelle der süßesten und edelsten Freuden. Wie manche köstliche Stunde wird er, im Umgange mit der Natur, im Anschauen ihrer reitzenden Fülle, ihrer lieblichen Gestalten, ihrer romantischen Gruppirungen, und ihrer erhabenen Massen gewähren!

Bey wie vielem wird hier das Auge in trunkenem Entzücken verweilen, woran tausende kalt und stumpfsinnig vorübergehen! Und welche erhebende Aussichten, welche große erschütternde und tröstliche Gedanken schließen sich an diese Betrachtung! Würden Sie sich im Schooße der freyen Natur so erquickt und gestärkt, so getröstet und erheitert, so sanft und so erhaben gestimmt fühlen; würden Sie Menschen und Armseligkeiten, die unnützen Quälereyen und die drückenden Leiden des Lebens hier so leicht vergessen können: wenn Sie diese Natur nicht so schön, so milde und so groß fänden? Würden Sie mit vielen Dingen in der Welt so gut wegkommen, wenn Sie nicht die lächerliche Seite davon hervorzuheben verständen? Neigen Sie sich nicht freundlicher zu Ihrer kleinen Julie hin, thut es Ihrem mütterlichen Herzen nicht innig wohl, wenn Sie eine naive Aeußerung derselben hören, und darin die heitre Unschuld des kindlichen Geistes vernehmen? Könnte eine edle That Sie so rühren, wenn Sie bloß die moralische Güte derselben — nicht auch ihre ästhetische Größe, oder die Schönheit der Seele, aus welcher sie entsprang, dabey empfänden? Um welchen Preis könnten Sie wohl den Genuß eines herrlichen Geisteswerkes verkaufen? Was ist aber das Trefflichste für den rohen oder falschen Geschmack? Wie vieles müssen wir entbehren, wenn es unserm Geschmacke an Feinheit fehlt?

Ein gebildeter Geschmack hat auf das ganze Wesen des Menschen einen verschönernden Einfluß, und gereicht in dieser Hinsicht ganz vorzüglich Ihrem Geschlechte zur Empfehlung. Er läßt uns nichts Gemeines und Plumpes sagen, nichts Ungeziemendes thun. Was ist der kostbarste Schmuck, wenn ihn nicht ein gebildeter Geschmack auswählt und anordnet? Was ist die schönste Gestalt, wenn sich nicht ihr Zauber auch über die freyen Bewegungen verbreitet? Es gibt freylich eine angeborne Anmuth, aber diese zeigt nur dann ihre volle Wirkung, wenn ein gebildeter Geschmack in ihr waltet.

Der Geschmack steht mit dem sittlichen und religiösen Sinne in sehr genauer Verbindung; darum kann er in seiner Ausbildung nicht anders als vortheilhaft für das Herz wirken. Leicht empfiehlt sich ihm die Tugend in ihrer Harmonie; leicht öffnet er das Gemüth dem Unsichtbaren in seiner Erhabenheit. Der Mensch von gebildetem Geschmacke ist doppelt schuldig, wenn er nicht auch der beste und frömmste ist. Wer das Schönste kennt, und seinen Werth empfindet, sollte sich der dem Gemeinsten hingeben? Wer das geistige Vergnügen zu schätzen weiß, sollte dem nach der Befriedigung grober Begierden gelüsten? sollte der in den Ausschweifungen einer thierischen Sinnlichkeit den höchsten Gewinn des Lebens suchen? Sanftmuth und Wohlwollen, Mäßigung und Humanität gesellen sich gerne zum gebildeten Geschmacke, und die Tugend

nimmt, nicht unwillig, die Begleitung der Schönheit an.

Doch Sie verkennen das nicht — Ihr Daseyn und Wirken zeugt davon. Lassen Sie uns denn, statt hier länger zu verweilen, lieber das Gebieth des Geschmackes mit einander durchwandern.

Dritter Brief.

Das Schöne.

Wir treten, meine theure Emilie, zuerst in die heitern Blumengefilde des Schönen. Hier sind die Flächen, Gestalten, Bewegungen, Farben, Töne, und Stimmungen des Gemüthes, wobey unser Auge mit trunkenem Entzücken verweilt. Aber wir dürfen nicht glauben, daß in dem allem die reine Schönheit allein uns anziehe. Fast überall erscheint das Schöne mit andern Reitzen gepart, und wir können sicher annehmen, daß dies da der Fall sey, wo unser Wohlgefallen sich aus den Grenzen der ruhigen Beobachtung verliert, und Rausch des Genusses, süßes Schwelgen der Lust wird. Fast überall gibt es Eigenschaften, die sich die Rechte der Schönheit anmaßen, und denen es auch gelingt, sich bey den großen Haufen unter ihrer Firma einzuschleichen. Daher rühren mancherley Verderbnisse des

Geschmackes. Daher kommt es auch, daß oft der Eine da die Schönheit preist, wo der andere sie gar nicht, oder wohl gar das Gegentheil von ihr findet.

Uns ist daran gelegen, die Natur des Schönen unvermischt zu erkennen. Wir sehen uns daher vor allen Dingen unter den Gegenständen um, denen das Lob der Schönheit zu Theil ward, ob, in wie fern, und warum ihnen dieses Lob zukomme. Sind wir darüber einverstanden; haben wir die Kennzeichen des Schönen erst ausgemittelt; sind wir gegen die Gefahr der Verwechselungen desselben mit dem Angenehmen und Nützlichen gesichert; dann wird es uns nachher leicht werden, das Wesen desselben und den Grund des Wohlgefallens an ihn zu erkennen.

Hier stößt uns nun zuerst die Bemerkung auf, daß das Schöne nicht in der Empfindung, sondern in der Anschauung angetroffen werde — eine Bemerkung, die für die Natur des Schönen von großer Wichtigkeit ist, und aus welcher schon das Meiste folgt, was sonst noch über dieselbe zu sagen seyn möchte. Wir werden uns bald darüber verstehen, wenn ich Sie auf den Unterschied zwischen Empfindung und Anschauung aufmerksam mache.

Alle unsre Erkenntnisse entspringen zuerst aus gewissen Eindrücken auf unsre sinnlichen Organe. Diese sind aber von doppelter Art. Sie erscheinen

nähmlich entweder einzeln, verstreut und ohne Verbindung, wie z. B. die Farbe für das Gesicht, Wärme und Kälte für das Gefühl, das Süße und Bittere für den Geschmack; oder sie erscheinen in einer gewissen Verbindung, als zusammengehörend, und ein begränztes Ganzes bildend, wie der Eindruck, den der Tisch auf mich macht, an welchem ich schreibe, oder die Büste, die ich vor mir sehe. Hier treffen mehrere einzelne Eindrücke zusammen, aber nicht zufällig, nicht so, daß jeder für sich etwas ist, sondern so, daß ich wirklich genöthigt bin, sie zusammen zu nehmen. Die Eindrücke der ersten Art nennen wir Empfindungen, die der zweyAart Anschauungen.

Empfindungen offenbaren uns nichts, als die Wirkung eines Gegenstandes auf unsre Organe. Sie sagen uns nur, daß wir anf eine gewisse Weise bestimmt (afficirt) sind; von dem Gegenstande selbst sagen sie uns nichts. Anschauungen hingegen zeigen uns einen bestimmten Gegenstand. Empfindungen bilden nichts ab, und können daher auch nicht Vorstellungen genannt werden. Anschauungen sind die Bilder ihrer Gegenstände, und geben uns wirkliche Erkenntnisse. Indem ich Wärme empfinde, weiß ich noch nichts von dem Feuer, das sie hervor bringt. Das letztere wird mir erst durch die Anschauung bekannt. Mehrere Empfindungen können sich zu Anschauungen vereinigen; und wirklich ist jede Anschauung aus Empfindungen zusam-

mengesetzt. Aber nicht alle Empfindungen gehen in Anschauungen über. Nur die Empfindungen des Gesichtes reihen sich zur Darstellung eines begränzten Ganzen, eines bestimmten Gegenstandes an einander; die Empfindungen des Gefühles bloß in so fern, als sie mit diesen verbunden sind. Anschauungen des Geruches, des Geschmackes und des Gehöres gibt es gar nicht. Hier bleibt alles Empfindung.

Es ist indeß noch ein Unterschied zu machen zwischen äußerlichen und innerlichen Empfindungen und Anschauungen. Die äußerlichen entstehen aus Eindrücken auf die körperlichen Organe des Gesichtes, des Gehöres, des Gefühles und des Geschmackes. Die innerlichen gehören einem eignen Sinne an, der von den Zuständen und Thätigkeiten der Seele entweder einzelne oder zusammengesetzte Eindrücke empfängt. Im ersten Falle haben wir innerliche Empfindungen, im andern innerliche Anschauungen.

Innerliche Empfindungen drücken aus, wie wir durch einen Zustand oder eine Thätigkeit der Seele sind bestimmt und verändert worden. Innerliche Anschauungen stellen diesen Zustand oder diese Thätigkeit selbst dar. Aeußerliche Empfindungen, die nicht dazu geeignet sind, äußerliche Anschauungen zu werden, können doch in innere Anschauungen übergehen, wenn der innere Sinn sie in einer Reihe, als Theile eines gewissen Zustandes, zusammenge-

hörend vorstellt. So sind Töne für den äußern Sinn bloße Empfindungen, aber eine Reihe von Tönen bildet im innern Sinne ein Ganzes. Das Musikstück wird innerlich angeschaut.

Doch sind eigentlich nur die Empfindungen des Gehörsorgans fähig, den Stoff zu solchen innern Anschauungen zu geben; weil sie in den Zeitfolgen fortschreiten, willkührlich hervor gebracht werden, in einander eingreifen, und sich so leicht zu einem Ganzen vereinigen lassen. Die Empfindungen der übrigen Organe sind zu sehr vereinzelt, von einander abgerissen, und hangen zu sehr von äußern Dingen ab, der Reitz der Empfindung sticht in ihnen zu sehr hervor, als daß diese Vereinigung hier möglich wäre.

Mit Empfindungen und Anschauungen verknüpfen sich Gefühle, die aus dem hemmenden oder fördernden Verhältnisse derselben zur Lebenskraft entstehen, und daher entweder Gefühle der Lust oder der Unlust sind. Wärme und Farbe sind Empfindungen. Kommt das Wohlthuende derselben zum Bewußtseyn: so gesellt sich zur Empfindung das angenehme Gefühl. Alle Empfindungen sind zugleich Gefühle. Beyde fließen, im gewöhnlichen Zustande, wenn man nicht besonders darauf reflectirt, in einander, und es ist oft schwer, sie von einander abzusondern. Vorzüglich bey den innern Empfindungen. Hier hängt das Angenehme oder Unangenehme an den Eindrücken so fest: daß oft

nichts übrig zu bleiben scheint, wenn man jene von diesen trennt.

Die Gefühle der Lust, welche die Empfindung begleiten, sind immer bloß angenehm. Nur die Anschauung gewährt die Lust des Schönen. Das Einfache, an dem nichts zu unterscheiden ist, und das uns nichts zu erkennen gibt, mag uns noch so sehr erfreuen: wir können es doch nicht für schön halten. Was uns schön gelten soll, das muß aus uns heraustreten, das muß sich als Ganzes und als Gegenstand der Betrachtung darstellen; es muß der Seele ein heitres Bild von sich gewähren.

Die Wärme ist angenehm. Wer wird von einer schönen Wärme sprechen? Aber die wechselnden Gestalten im Spiele der Flamme können allerdings schön seyn. Dort ist nur eine momentane Stimmung des Gemüthes; hier ist etwas vom Gemüthe verschiedenes.

Ein einzelner Ton ist nie schön, sondern nur angenehm, indem er das Gemüth rührt, besänftigt, stärkt oder hebt. Aber eine harmonische Verschmelzung mehrerer Töne, worin der innere Sinn ein Ganzes erkennt, ist allerdings schön.

Die einzelne Farbe wird zwar oft als eine schöne gepriesen; sie sollte es aber nicht. Schon die verschiedenen Arten der süßen Lust, welche verschiedene Farben in uns erwecken, und die Verschiedenheit der innern Empfindungen, mit welchen gepaart sie gefallen, sollte uns darauf aufmerksam machen, daß

hier von eigentlicher Schönheit nicht die Rede seyn könne. Das Schöne gefällt überall auf dieselbe Weise. Aber ein Farbenstück, in welchem, wie im Regenbogen, die Farben sanft in einander verfließen, heißt mit Recht schön.

Sind wir, meine Emilie, darüber einverstanden, daß das Schöne nur im Gebiethe der Anschauung angetroffen werde: so haben wir dadurch schon viel für die nähere Kenntniß seiner Natur gewonnen. Wie von selbst biethen sich uns nun noch einige andre Merkmale desselben dar, die uns nach und nach mitten in das innerste Wesen desselben hinein führen.

An unsern Kenntnissen ist zu unterscheiden der Stoff und die Form. Der Stoff ist der Inhalt derselben, die Form aber die Art, wie dieser Inhalt zusammengehört. Der Stoff enthält dasjenige, was eigentlich erkannt wird, und die Vorstellung gibt; die Form die Verbindung desselben, mittelst welcher die Vorstellung sich zum Gedanken aufklärt. Den Stoff empfängt der Geist in der Empfindung. Wo nichts als Empfindung ist, da ist auch nur Materie der Erkenntniß, noch keine Erkenntniß an sich. Je mehr Empfindungen jemand hat, desto größer ist der Vorrath von Materialien, die ihm zu Gebothe stehen. Dadurch daß sich die Form an dem Stoff anschließt, wird die Empfindung zur Anschauung. Durch die Form erhält die Anschauung ihr Leben. In der An-

schauung bilden mehrere Empfindungen zusammen sich zur Gestalt aus; die Empfindungen gewinnen Umriß und Gränze.

Hieraus folgt, daß das Angenehme am Stoffe, das Schöne aber an der Form der Gegenstände hafte. Was zum Stoffe der Vorstellung gehört, die Farbe, der Ton u. s. w. kann kein andres erfreuendes Gefühl als das des Angenehmen hervor bringen. Das Verhältniß der Theile hingegen in der Gestalt und Bewegung, die Mischung der Farben und der Töne bringt das Schöne hervor. Im menschlichen Angesichte ist das Profil die Basis der Schönheit. Die Ausfüllung stellt dieselbe schon weniger rein dar; weil der, hier stärker hervor springende, Stoff das Gefühl modificirt. Am wenigsten rein ist gewöhnlich das Gefühl des Schönen in der Farbe des Gesichtes; weil hier gewöhnlich der Reitz des Stoffes der Anerkennung des harmonischen Verhältnisses zu mächtig wird.

Daraus folgt, daß das Wohlgefallen am Schönen auch ohne Interesse sey. Es ist uns nicht um das Daseyn und den Besitz der Sache zu thun, wenn nur die fröhliche Gestalt das Gemüth ergötzt. Das Daseyn und der Besitz einer Sache beruhen auf dem, was an ihr Stoff ist, der Schönheit aber ist der Stoff gleichgültig. Der Stoff reitzt die Empfindung, wir wünschen sie zu genießen und uns anzueignen. Dies ist nicht

möglich ohne das Vorhandenseyn derselben. Darum wird das Angenehme begehrt.

Das Schöne entzückt durch seine Form, mittelst welcher es der Phantasie eine angemessene Beschäftigung gibt, also gerade durch das Geistigste, durch dasjenige, was von der sinnlichen Existenz am weitesten entfernt liegt. Es ist bey ihm gar nicht um Aneignung und Vereinigung, sondern allein um die Lust der Beschauung zu thun. Kann die Phantasie diese in ihren freyen Spielen und innern Bildungen lebhaft genug gewähren: so ist es für das Vergnügen am Schönen einerley, ob sie ins Leben übergehen oder nicht.

Das Nützliche erweckt Interesse, wie das Angenehme. Da es nur als Mittel zu etwas andern gefällt: so kommt alles darauf an, daß es wirklich da sey, und als Mittel wirken könne. Die Vorstellung des Geldes ist dem Geitzigen allerdings schon erheiternd, aber vorzüglich dann, wenn er dieses Geld selbst besitzt, und besitzt er es nicht, so wird die angenehme Vorstellung sich gewiß bald in den Wunsch des Besitzes verlieren, oder in Verdruß übergehen, wenn man die Unerreichbarkeit dieses Wunsches einsieht.

Vom Guten verlangen wir auch, daß es da sey; weil es nur dann seinen Wehrt recht verherrlichen kann. Die Erkenntniß des Guten ist selbst schon Befehl, dasselbe zu realisiren. Dies geschieht nicht um des Interesses willen — nicht weil wir

Vortheile davon erwarten, sondern weil wir ihm unsre Achtung nicht versagen können. Zwar gefällt auch das Gute durch seine Form, aber die Form soll im Stoffe ausgeprägt werden. Darin kommen indeß das Schöne und das Gute mit einander überein, daß beyde durch sich selbst gefallen, daß mithin die Lust an denselben eine uneigennützige ist. Der Genuß des Schönen und des Guten ist auch nicht ausschließend; alle können daran Theil nehmen, ohne daß er einem einzigen beschränkt werde. Darauf beruht die Macht des Schönen, den Charakter zu verbessern.

Zufälliger Weise kann sich allerdings an das Schöne ein Interesse knüpfen, welches das Daseyn desselben begehrenswehrt macht. So wird mir die schöne Gegend interessant, indem sie meinem Verstande Beschäftigung gibt, durch ihre Reitze mein Herz mit sanften Gefühlen erfüllt, und mir in ihrer Pracht, Größe und weisen Anordnung das Daseyn und die Herrlichkeit ihres Urhebers verbürgt. So wird mir der Besitz schöner Gemählde oder Statüen interessant, indem ich dadurch andern den Mitgenuß des Schönen verschaffe, ihnen meinen Geschmack und meinen Reichthum zeige, und mir dadurch die Achtung, welche dem Gebildeten gebührt, verschaffe. Dieses Interesse aber ist dem Schönen selbst fremd und verändert in der Natur desselben nichts.

Vom Nützlichen ist das Schöne auch noch darin verschieden, daß bey jenem immer ein Zweck

im Auge gehalten, und es selbst aus dem Verhältnisse, worin es zur Erreichung desselben steht, erkannt wird. Beym Schönen brauche ich oft nicht einmal zu wissen, was es seyn soll. Der Anblick der Gestalt allein fesselt mein Wohlgefallen. Geht die Vorstellung derselben leicht in meine Seele ein: so bedeute sie, was sie immer will. Auf jeden Fall ist die Frage, wozu es diene ganz überflüssig. Indem ich mir diese zu beantworten suche, trete ich in die Verstandeswelt, wo der Glanz der Schönheit erloschen ist. Indem ich über den Nutzen nachdenke, verschwindet der heitere Zauber des Schönen. Daher verträgt sich der ökonomische Geist eines Zeitalters so schlecht mit dem Sinne für das Schöne; und daher ist das Gefühl für das letztere so selten, wo kaufmännisch gerechnet wird. Es sind gemeine Seelen, für welche das Schöne gar nicht da ist, die bey demselben fragen können, wozu?

Das ist der höchste Triumph der Schönheit daß sie den Sinn des Menschen entfesselt, und ihn aus dem schmutzigen Gebiethe des Vortheils, wo alles Herrliche entweiht wird, wegführt. Weite des Herzens, glückliche Freyheit des innern Lebens, Menschlichkeit, die sich in heitrer Selbstbeschauung genügt, das sind Uranias köstliche Gaben.

Die gefällige Form ist in sich selbst geschlossen. Sie bildet für sich ein Ganzes. Darum verschmäht sie die Beziehung auf einen äußern Zweck.

Endlich macht das Wohlgefallen am

Schönen auch auf Allgemeingültigkeit Anspruch. Die Empfindung ist bey verschiedenen Menschen verschieden; weil sie von der besondern Reitzbarkeit eines jeden abhängt. Aber die Anschauung ist überall dieselbe; weil sie sich nach den allgemeinen Gesetzen des Anschauens richtet; weil sie durch die wesentliche Einrichtung der menschlichen Natur bestimmt ist. Der Stoff wirkt auf jeden anders. Aber die Form stellt sich allen auf einerley Art dar.

Freylich läßt sich nicht behaupten, daß das Schöne wirklich allen gefalle; — aber es sollte doch allen gefallen, und dies kann man vom Angenehmen nicht behaupten. Sie erinnern sich was ich in meinem zweyten Briefe über die Abweichungen des Geschmackes, die Ursachen derselben und die Bedingungen, unter welchen sie wegfallen würden, im allgemeinen gesagt habe. Dasselbe gilt nur vom Schönheitsgefühle insbesondre. Wären alle hinlänglich gebildet; wüßte sich der Sinn für das Schöne immer gegen den Reitz des Angenehmen zu vertheidigen, und von demselben unbefleckt zu erhalten: dann würde das Schöne wirklich auch von allen dafür gehalten werden.

Keiner verlangt, daß andern das wohl schmecke, was ihm wohl schmeckt, daß andern der Geruch süß sey, der es ihm ist, daß andre seine Lieblingsfarbe zu der ihrigen machen. Aber jeder sinnt allen andern an, und erklärt es für nothwendig, daß sie

dasjenige schön finden, was ihm die Lust des Schönen gewährt. Das ist weder Rechthaberey noch Eigendünkel, sondern das dunkle Gefühl davon, daß es die Natur, in den Anlagen des Menschen für das Schöne, auf Allgemeinheit angelegt habe, und daß fortschreitende Bildung dem Schönen endlich die ungetheilte Huldigung allen verschaffen müsse.

So ist das Schöne nicht allein verherrlicht durch die Köstlichkeit seines Genusses, sondern auch bezeichnet als etwas, was wesentlich zur höchsten Bestimmung des Lebens gehört.

Vierter Brief.

Wesen der Schönheit.

Es kann uns nun nicht mehr schwer fallen, meine Emilie, das eigentliche Wesen des Schönen zu enträthseln. Das Schöne soll in der Anschauung, ohne Interesse und Zweck, bloß um seiner Form willen gefallen. Wir haben daher diejenige Form ausfindig zu machen, die, in sich vollendet und genügend, mit den Gesetzen unsrer Natur auf das vollkommenste übereinstimmt. Es ist einleuchtend, daß es keine andre seyn kann, als nur solche, welche eine möglichst große Mannigfaltigkeit unter einer leicht zu fassenden Einheit darstellt, in welcher viel Verschiedenes auf das vollkommenste harmonirt, so daß der Verstand in einer kurzen Zeit, eine bedeutende Menge von Vorstellungen erlange und übersehe.

Daß etwas schön sey, dazu wird zuerst, erfor-

dert, daß darin ein Mannichfaltiges angetroffen werde, welches nur nach und nach aufgefaßt werden kann. Verschiedene Theile müssen zusammen kommen, damit sich die Anschauung bilde, welche allein den Genuß des Schönen gewähren kann. Aber das Mannichfaltige allein bildet die Anschauung noch nicht. Ist dieses zu abgerissen, zu zerstreut und ohne Zusammenhang: so kann es sich nicht zur Anschauung ausprägen. Es muß eine gewisse Aehnlichkeit der Theile, eine Gleichförmigkeit der Verhältnisse, ein leichter Uebergang von Einen zum andern Theile, ein ungehindertes Hingleiten, wodurch sich das Zusammengehörende gleich kenntlich macht, und von allem Uebrigen rein ausscheidet, so daß es als ein Gesondertes, scharf begränztes Ganzes vor dem Gemüthe stehe, Statt finden, damit das Wesen der Anschauung zum Vorschein komme. Je mehr dieses alles der Fall ist: desto vollkommner ist die Anschauung, und desto größer die Schönheit. Dies ist es, was die Aesthetiker unter der Einheit im Mannichfaltigen verstehen. Es ist dasjenige, wodurch ein Gegenstand leicht für Eins erkannt wird. Man kann daher auch sagen, die Schönheit bestehe in der Vollkommenheit der Anschauung.

So wird die Wellenlienie allgemein als eine schöne gepriesen. Ihre Beugungen vermeiden die Einförmigkeit der geraden Liene, und erzeugen ein Mannichfaltiges für die Anschauung. Aber die

Gleichförmigkeit dieser Beugungen und das sanfte Verfließen der Theile in einander verknüpfen mit dem Mannichfaltigen die Einheit, so, daß jenes von dieser beherrscht scheint. So gefällt der Tanz durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, die er beschreibt, und die doch nicht allein ohne Schwierigkeit in einander übergehen, sondern auch immer wieder zu einer gewissen Gestalt, die in ihm die herrschende ist, zurück kehren. Dies ist es, was man die Auflösung der Verwirrung nennt. So gefallen auch musikalische Stücke, in welchen mannichfaltige Töne auf einander folgen, theils durch die Einheit des Grundtones, theils durch das zarte Verlieren der einzelnen Töne in einander und durch die Regelmäßigkeit ihrer Abwechselung, theils durch die Haltung des Zeitmaßes — den Rhythmus.

Die Sache läßt sich folgender Maßen erklären. Um das vollständige Bild eines Gegenstandes zu erhalten reicht das bloße Hinsehen auf denselben noch nicht aus. Es sind dabey gewisse geheime Thätigkeiten der Seele wirksam die uns nur eine genaue Selbstbeobachtung entdeckt. In dem Momente, wo die Anschauung den Geist erfüllt, scheint sie uns das Werk Eines Eindruckes zu seyn. Aber die einzelnen Züge mußten doch nach und nach aufgefaßt, und darauf in Ein Bild vereinigt werden. Das Erste ist das Geschäft der Einbildungskraft, das Andre des reflectirenden Verstandes. Da nun alle Lust aus dem Gefühle freyer, ungehemmter

Thätigkeit entspringt: so wird derjenige Gegenstand am meisten gefallen, an welchem Einbildungskraft und Verstand ihr Geschäft am leichtesten verrichten. Dies ist aber gerade derjenige, der die größte Mannigfaltigkeit mit der größten Harmonie vereinigt. Wo es an Mannigfaltigkeit fehlt, da wird die Seele nicht hinlänglich beschäftigt; der Thätigkeitstrieb findet keine Befriedigung. Wo aber jene Harmonie, Verschmelzung der Uebergänge und bleibende Gleichförmigkeit der Verhältnisse fehlt, da kann weder die Einbildungskraft ungehindert von dem Einen Theile zum Andern übergehen, noch der Verstand das Ganze übersehen, und als ein Zusammengehörendes und Abgeschlossenes anerkennen.

Man kann deßwegen auch sagen, das Gefühl des Schönen entstehe aus dem freyen und doch zweckmäßigen Spiele der Einbildungskraft und des Verstandes, worin beyde durch die reiche und doch harmonische Form eines Gegenstandes versetzt werden.

Häßlich ist das Eckige, wild durch einander laufende, Holprige, in unregelmäßigen Sprüngen auf einander Folgende. Hier stößt die Einbildungskraft überall an, und wird aufgehalten; und wenn sie ihr Geschäft beendigt hat, so schwankt der reflectirende Verstand vergebens zwischen den einzelnen Zügen. Er kann sich durch nichts zusammen fassen, als durch ihr Nebeneinanderseyn im Raume, wodurch das Mißverhältniß nur noch fühlbarer wird,

weil dies eben die Erwartung des Wohlverhältnisses rege machte.

Gleichwohl können eckige und durch einander laufende Figuren dadurch die Schönheit wieder in sich aufnehmen, daß in ihre Ecken Symmetrie gebracht wird, daß diese nach einer Regel geordnet werden, und daß das durch einander Laufende doch auch Gleichförmigkeit der Verbindung darstellt. Hier erkennt aber nur das geübtere Auge die Schönheit.

Nur für das geübte Auge gilt deßwegen die Regel: je größer die Mannigfaltigkeit ist, die sich in Einheit auflöst; desto vollkommner der Genuß des Schönen. Das ungeübte Auge sieht hier nur Verwirrung, unfähig, in der großen Verschiedenheit der Züge, das Uebereinstimmende zu entdecken.

Feine Schönheiten sind solche, wo entweder die Einheit sich gewisser Maßen hinter die hervor springende Mannichfaltigkeit verbirgt, so daß nur der feinere Sinn sie ausspürt; oder der Eindruck ganz einfach zu seyn scheint, während der feinere Sinn noch eine große Mannigfaltigkeit übereinstmmender Züge darin findet. Die erste Art ist überraschend. Die zweyte erweckt Bewunderung.

Hieraus läßt sich beurtheilen, in wie fern man sagen könne, das Einfachste sey das Schönste. Im allgemeinen kann dies nur an der Form, nicht aber vom Stoffe gelten. Ein ganz einfacher Stoff gewährt, wie schon bemerkt wurde, bloß Empfin-

dung, keine Anschauung, und also auch nicht das Gefühl des Schönen. Ein Stoff, der wenig Mannichfaltiges enthält ist zwar darum noch nicht häßlich. Aber er kann nicht für schön gehalten werden, weil ihm das Interesse einer hinlänglichen Beschäftigung für den Geist abgeht. Die Uebereinstimmung der Mannichfaltigkeit mit der Einheit gefällt auch dadurch, daß sie den Trieb der Seele nach Erweiterung ihrer Erkenntnisse begünstigt, indem sie es demselben möglich macht, in einer kurzen Zeit eine Menge von Vorstellungen aufzufassen und anzuordnen. Dem ist aber der einfache Stoff ungünstig. Da er uns immer dasselbe darstellt; so wenden wir uns bald überdrüssig von ihm weg.

Der verschiedenartigste Stoff kann indeß durch seine Anordnung das Ansehen der Einfachheit gewinnen, und diese Einfachheit ist nichts anders als die Harmonie, die das Wesen der Schönheit ausmacht.

Doch gibt es auch Fälle, die eine gewisse Einfachheit des Stoffes verlangen. Sie ist nicht allein da nöthig, wo eine größere Mannichfaltigkeit dem beschränkten Blicke überlegen seyn würde, sondern auch da, wo nach der Beschaffenheit der Sache das Einfache nur allein schicklich seyn kann, weil es entweder etwas Einfaches bezeichnen und ausdrücken, oder etwas verzieren soll, was sich mit keinem künstlichen Schmucke verträgt. So gefällt die Unschuld nur im einfachen Gewande, das still Große im ein-

fachen Styl. Doch das gehört nicht hierhin, wo nur von der reinen Schönheit die Rede ist.

Um einen Gegenstand schön zu finden, bedarf es eigentlich nicht der Frage, was er sey, d. h., welchen Gedanken er vorstelle. Es ist genug, daß seine Form leicht dahin fließe. Aber es gibt Gegenstände, vorzüglich im Gebiethe der Kunst, die eine Idee darstellen sollen. Bey einem solchen ist, um die Schönheit desselben richtig zu beurtheilen, nicht bloß darauf zu sehen, ob er überhaupt die Form einer vollkommenen Anschauung habe, sondern auch darauf, ob diese Form als Darstellung des Begriffes von der Einbildungskraft ohne Hemmung aufgefaßt werden könne, ob die einzelnen Züge sich in das Bild der Idee glücklich verlieren.

So hat die Kunst viele Formen, die nicht an sich, sondern nur als Darstellungen dieses Gedankens schön sind. Haftet der Geist bloß an der Gestalt: so fühlt er sich gehindert. Bezieht er aber die Gestalt auf den Gedanken: so bewegt er sich frey in seinem Elemente. Auch hier ist es das Spiel der Einbildungskraft und des Verstandes; aber durch die Idee schon mehr gebunden, und durch eine Regel beschränkt; was als schön gefällt. Auch hier wird in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Menge von Vorstellungen durchlaufen. Aber die Schönheit hat weniger Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, weil sie nur von denen erkannt

werden kann, die sich jener Idee bemächtigt und ihren Inhalt ergründet haben.

Es ist die Ruhe des gestillten Verlangens, die uns beym Anblicke des Schönen erfüllt. Der Aufruhr der Leidenschaft legt sich in unsrer Brust; der Schmerz verliert seinen Stachel, und die Lust der Sinne schweigt; das ganze Leben ist geeinigt. In jedem Hinschauen fühlt man sich befriedigt, und doch nie gesättigt. Mit neuer Wonne kehrt die Betrachtung zu ihrem Gegenstande zurück. Nur in entweihten Seelen kann die Schönheit Begierden entzünden.

Daran wird das reine Wohlgefallen des Schönen erkannt, daß wir uns zu jeder Art von Geistesthätigkeit aufgelegt und gestärkt finden. In ihm läutert sich das innere Leben von den Schlacken, die Welt und Sinnlichkeit in ihm erzeugen.

Das Schöne ist das natürliche Element der Menschheit und das Bild unsrer Bestimmung — die Morgenröthe der höhern Welt, die noch mit den Nebeln der niedern ringt. Wenn irgend etwas dazu geeignet ist, uns einen klaren und lebhaften Eindruck von der unsichtbaren Weisheit und Güte, die das All beherrscht zu geben: so ist es die Schönheit, und man könnte nicht unschicklich sagen: in ihr spiegle sich der Weltgeist.

Fünfter Brief.

Die gemischte Schönheit.

Die reine Schönheit haftet bloß an der Form. Wie die Bestandtheile des Gegenstandes auch immer beschaffen seyn mögen, welchen Eindruck der Stoff auch immer in der Empfindung mache; ist in der Zusammenfügung jener Bestandtheile Harmonie, einigt sich der Stoff zu einem leicht zu fassenden, richtig begränzten Ganzen, zu einer vollkommenen Anschauung: so ist der Gegenstand schön.

Selten aber wird das Schöne in dieser Reinheit erkannt, weil es in dieser Reinheit nirgends existirt, als etwa an Zeichnungen, die nicht ausgemahlt sind. Sonst erscheint es überall an einem Stoffe, der auf das Empfindungsvermögen wirkt, der entweder in sich angenehm oder unangenehm ist, oder in der Phantasie Bilder der Lust oder des Schmerzes erregt, oder den Verstand zum reflectiren über

die Bestimmung und den Gebrauch der Sache veranlaßt. Es ist äußerst schwer, von dem allen wegzusehen, und sich bloß der gefälligen Form zu erfreuen. Darum ist unser Wohlgefallen am Schönen fast immer ein gemischtes.

Wir finden das Schöne gemischt bald mit dem Angenehmen, bald mit dem Reitzenden und Rührenden bald mit dem Nützlichen.

Je weniger die Farben einer Blume oder die einzelnen Töne einer Musik an sich angenehm sind: desto besser wird die reine Schönheit in der Zusammensetzung derselben aufgefaßt. Aber die Lust wird dadurch geschwächt. Das Angenehme trägt zu der Schönheit selbst nichts bey; aber es erhöht den Genuß desselben. Beyde fließen im Gefühl in einander, und dieses Gefühl heißt im gemeinen Leben, wo man nicht so scharf unterscheidet, Gefühl des Schönen. Die Rose ist schön durch ihre Form, durch den Umriß und das Verhältniß ihrer Blätter. Das sanfte Roth macht sie angenehm. Ihre Schönheit und ihr Angenehmes hat man gewöhnlich zugleich im Sinne, wenn man sie eine schöne Blume nennt. Daher hört man den Einen diese, den andern eine andere Blume vorziehen. Hier kann offenbar nur von der gemischten Schönheit die Rede seyn, und man sollte eigentlich sagen, man finde die Farbe der Einen angenehmer als die der andern.

Gegenstände des Gesichtes erscheinen fast immer

gefärbt, wie die Objecte des Gehöres fast immer angenehme oder unangenehme Töne enthalten; darum ist auch das Schöne fast immer mit dem Angenehmen vermischt.

Schöne Gegenstände wirken indeß nicht allein auf die Empfindung sondern auch auf die Phantasie. An die Betrachtung knüpfen sich leicht intereſſante Bilder. Sind diese von der Art, daß sie sich unwillkührlich daran anschließen, daß sie mit derselben in einer natürlichen Verbindung stehen, und ein dunkles Gewirre sanfter und fröhlicher Gefühle veranlassen, dann nennen wir einen solchen Gegenstand reitzend.

Eine schöne Gegend wird dadurch noch nicht reitzend, daß sie mich an eine andre erinnert, worin ich die heitern Jahre der Jugend verlebte, die mich einst in einer frohen Seelenstimmung entzückte, in der ich mit theuern Menschen verbunden war, oder in der sich eine für mich erfreuliche Begebenheit ereignete. Das alles sind Dinge, die von der Sache selbst zu weit entfernt liegen, als daß die Gefühle von jenen und von dieser sich leicht vermischen könnten; sie sind nur zufällig, nur für mich damit verknüpft; ein andrer hat dabey vielleicht sehr bittre Erinnerungen; ich bin mir dabey auch meines Zustandes und der Ursachen, die ihn hervorbrachten, deutlich bewußt.

Aber dann ist eine schöne Gegend reitzend, wenn sich zu dem Anschauen derselben der Gedanke an

die Unschuld ihrer Bewohner, an ein idyllisches Leben, an Befreyung von mancher Sorge, an Rettung aus dem erdrückenden Gedränge der Welt gesellt. Reitzend ist der Gesang der Nachtigall; weil er an die Heiterkeit der Jahreszeit und der Oerter, wo dieser Gesang gewöhnlich gehört wird, erinnert; weil er dunkle Bilder der Sehnsucht und der Liebe in uns rege macht. Reitzend ist das Gesicht des Mädchens, aus welchem ein interessantes Inneres hervor zu schimmern scheint, worin unschuldige Fröhlichkeit, edle Einfalt, leichter Witz, Herzensgüte, Sanftmuth und Demuth uns ansprechen, und das uns in der Verbindung mit dem lieben Geschöpfe ein reines Glück verspricht, ohne, daß wir uns des alles recht bewußt sind.

Das Reitzende verträgt sich nicht mit voller Klarheit. Selten lassen sich die verschiedenen Empfindungen aus einander setzen, die sich in ihm zusammen drängen, und wo das gelingt, da ist sein Zauber zerstört. Der Reitz will ein süßes Geheimniß bleiben: so zieht er mit sanfter Gewalt die Herzen an.

Alle Bilder der interessanten Art, wenn sie nur das Gemüth nicht zu heftig bewegen, und zu stark anstrengen, sind geschickt, den Reitz hervor zu bringen; sie mögen nun schön, angenehm oder selbst wieder reitzend seyn, oder auch sich auf moralische Gefühle beziehen. Auf eine ganz eigene Weise aber wirken diejenigen, welche wehmüthig süße Empfin-

das Köstliche hier so widersinnig verschwendet sehen. Die angehängte Schönheit darf nicht allein der Natur des Gegenstandes nicht widerstreben; sie muß sich auch innig an dieselbe anschmiegen; sie muß Schönheit dieses bestimmten Gegenstandes seyn. Sie muß nicht allein der Brauchbarkeit desselben nicht im Wege stehen, sondern ihr auch nicht einmal im Wege zu stehen scheinen.

Viele lebendige Geschöpfe haben einen eigenthümlichen Charakter, der ihnen entweder durch ihre natürlichen Anlagen oder durch ihren Naturzweck angewiesen ist. Es gibt für sie eine Vollkommenheit ihrer Art. Dem ist das Schöne an ihnen immer unterzuordnen. Selbst das Schönste hört auf, schön zu seyn, wenn es mit jenem Charakter oder mit dieser Vollkommenheit nicht übereinstimmt. So gibt es eine andre Schönheit für die männliche, so eine andre für die weibliche Gestalt; für jene Einheit des Kraftvollen und Festen, für diese Einheit des Zarten und Weichen. So gibt es Vorzüge der menschlichen Gestalt überhaupt, welche die Schönheit nicht unterdrücken, noch verbergen darf.

Die Kunst hat es fast überall mit der angehängten Schönheit zu thun; darum ist dem Künstler, bey allem Genie, tiefes Studium der Natur unentbehrlich, und selbst ein gebildeter Kunstgeschmack ohne dieses Studium nicht möglich.

Sechster Brief.

Schönheit der Natur, Schönheit der Gestalt, Schönheit der Bewegung, Schönheit der Seele.

Lassen Sie uns jetzt noch einige Augenblicke bey den vorzüglichsten Gegenständen verweilen, die die Schönheit rein oder vermischt aufnehmen, damit wir das Wesen derselben überall erkennen.

Hier dringt sich uns vorzüglich auf die Schönheit der Natur. Sie hat gewiß schon oft Ihr Herz beruhigt und entzückt. Es ist ein buntes Spiel wunderbar süßer Empfindungen, das sie in unverdorbenen Gemüthern anregt.

Nie erscheint die Schönheit hier rein, und wir sind auch eben nicht aufgelegt, sie von den übrigen Empfindungen, die sich zu ihr gesellen, abzusondern. Zwar bliebe uns dann noch immer die Ruhe des gestillten Verlangens, worin das Schöne gefällt; aber verloren ginge die stille Gewalt, womit sie

sich aller Bewegungen des Herzens bemächtigt, und die Fülle, aus welcher sie ihm stets milde und erquickende Genüsse jeder Art gibt.

Immer ist indeß die Schönheit der Natur eine freye. Zwar scheint die Natur gewisse Zwecke anzuerkennen; aber sie sind bald zu verborgen, bald zu unbestimmt und bald zu entfernt, als daß sie uns bey der ästhetischen Betrachtung binden könnten. Wir sehen sie als etwas Zufälliges an, das sich von der Gestalt, die ihr selbstständiges Gesetz in sich hat, sehr wohl trennen läßt, und nur für die Beurtheilung des Verstandes gehört. Menschen arbeiten für den Gebrauch; die Natur bildet nach freyen Normen.

Von einer schönen Natur kann man nur da sprechen, wo mannichfaltige Theile sich zu einem wohl geordneten Ganzen vereinigen. Der Glanz der Morgen- und Abendröthe, die heitre Bläue des Himmels, der sanfte Schimmer des Mondes, die erquickende Wärme des Frühlings, die Kühle der Sommernacht, die süßen Düfte der Blumen und ihre lieblichen Farben sind an sich noch nicht schön, aber angenehm — angenehm entweder an sich, oder dadurch, daß sie gewisse verwandte Empfindungen nach sich ziehen, und uns so in eine heitre, oder muthige, oder sanfte, oder süß schwermüthige Stimmung versetzen. Ueberdem laden sie die Phantasie zu allerley schmeichelnden Träumen ein, wodurch sie sehr interessant werden. Fließen

nun diese Empfindungen und diese Träume selbst wieder zu einer gefälligen innern Anschauung zusammen; oder stehen die Gegenstände derselben in einer harmonischen Verbindung; ist die Röthe oder Bläue des Himmels durch fließendes Gewölk unterbrochen; leuchtet der sanfte Schimmer des Mondes auf eine liebliche Landschaft herab; wird die erquickende Wärme des Frühlings, die Kühle der Nacht, der Duft der Blüthen in einer Gegend empfunden, deren mannichfaltige Gestaltungen sich freundlich in einander verlieren; sind die heitern Farben der Blumen wohlgefällig gemischt: dann vereinigen sich das Schöne, das Angenehme und das Reitzende zum herrlichen Genusse.

Außer dem Genusse, den uns die Natur unmittelbar gewährt zieht sie in ihrer Schönheit auch noch mannichfach das Interesse wohlwollender und religiöser Gemüther an. Lebendige Wesen trägt und nährt sie an ihrer Brust. Lebendige Wesen hat sie zum Theil mit diesen Schönheiten bekleidet. Ueberall sind Mittel der Erhaltung und der Freude verbreitet. Was durch seine Form den Geist entzückt, nützt in seinem Stoffe dem Körper. Den Menschen verschafft die Betrachtung der schönen Natur ein eben so köstliches als wohlfeiles Vergnügen. Alles Schöne verkündigt die Weisheit und Güte ihres Urhebers. Man kann weder das Spiel ihrer Gestalten betrachten, noch ihren milden Eindrücken sein Herz öffnen, ohne sich im Glauben, in der

Liebe und in der Hoffnung gestärkt zu fühlen. Es geht sich leicht an der Hand dessen, der die Blumen kleidet, der den Morgen und den Abend schmückt, und der alles so wohl geordnet hat.

Sie sehen, theure Emilie, daß man eben nicht zu empfindelm braucht, um an der Natur Gefallen zu finden, und ihre Freuden vielen rauschenden Lustbarkeitan der Alltagsmenschen vorzuziehen. Nur ein reines Herz und ein gesunder Geschmack wird dazu erfordert — nur das, was zu jedem echt menschlichen Genusse gehört.

.....

Die einzelne Gestalt kann auch auf mannichfaltige Weise gefallen, durch ihre sanfte oder blendende Farbe, durch ihre Brauchbarkeit, durch ihre Umrisse und die freyen Uebergänge derselben in einander zur Vollendung Eines Ganzen, und durch die Leichtigkeit, womit sich die Theile derselben als Ausdruck Eines Begriffes auffassen lassen. Nur in den beyden letzten Fällen wird sie für schön erkannt.

Körperliche Gestalten, ohne Geist und Bedeutsamkeit, gefallen auf die erste Art; es ist genug, wenn sie der Beschauung ein harmonisches Bild geben. Die meisten unter ihnen haben indeß einen Zweck; und dann ist ihre Schönheit eine angehängte, sie muß sich jenem Zwecke fügen.

Gestalten aber, in denen eine Idee lebt, die einen bestimmten Charakter besitzen, gefallen außerdem noch auf die zweyte Art. Sie werden auf

diese Idee und diesen Charakter bezogen, und darnach ästhetisch beurtheilt. Ist ihre Gestalt übergedem in sich gerundet und vollendet: so ist das Wohlgefallen desto größer.

Dies gilt vorzüglich von der menschlichen Gestalt. Sie kann schön seyn an sich, und schön auch als Ausdruck eines Innern. Gefühl und durch Besonnenheit geregelte Kraft ist die Menschheit im Menschen. Jeder Gestalt die das nicht ausdrückt, mag sie, in ihrer äußerlichen Form, noch so viel Schönheit haben, mangeln Geist und Humanität. Sie wird bey jedem Mißfallen erregen, in dessen Brust die Stimme der Menschheit rege, der gebildet genug ist, um das Aeußere auf das Innere zu beziehen.

Außer dem allgemeinen Charakter der Menschheit, soll jede Gestalt noch einen besondern des Geschlechtes und einen eigenthümlichen des Individuums darstellen. Auch darauf ist bey der Schönheit derselben Rücksicht zu nehmen. Phantasie und Verstand vereinigee sich hier in zweckmäßiger Thätigkeit, wenn jene diesem den Begriff leicht zuspielt.

.....

Wie die Gestalt, so ist auch die Bewegung fähig, die Schönheit in sich aufzunehmen. Ist doch die Bewegung für die Einbildungskraft werdende Gestalt, und läßt sich doch umgekehrt die Gestalt wieder als erstarrte Bewegung ansehen.

Die Schönheit der Bewegung ist wiedet doppelter Art: nähmlich Schönheit der bloßen Form an sich und Schönheit derselben in Beziehung auf ein Geistiges, das durch sie dargestellt werden soll. So sehen wir beym Tanze entweder bloß auf die Linien, die er im Raume zieht, und das Verhältniß der Gruppen zu denselben, und finden ihn in dieser Hinsicht schön, wenn die Einbildungskraft, ohngeachtet der mannichfaltigen Verschlingungen, daraus spielend ein Ganzes bildet, ohne anzustoßen oder aufgehalten zu werden; oder wir betrachten den Tanz als symbolische Darstellung eines ästhetischen Gedankens, und finden ihn schön, wenn dieser Gedanke überall gleichsam durch ihn hindurch schimmert, so daß er in demselben verkörpert erscheint und ohne Mühe aufgefaßt werden kann.

Es ist nicht gerade erforderlich, daß der Gedanke oder die Bewegung auch an sich schön sey, obgleich dadurch der ästhetische Effect sehr erhöht wird. Nur dürfen beyde nichts Widriges haben, wenn dieser Effect nicht ganz zerstört werden soll.

Die Bewegung einer menschlichen Gestalt läßt sich entweder von der mechanischen Seite betrachten — als Beschreibung eines Raumes, oder von der organischen, als Erscheinung des Lebens. In der erstern Hinsicht kann ihr nur Schönheit, in der zweyten aber auch Grazie zukommen.

Die Grazie oder Anmuth ruht auf dem Puncte, wo das Körperliche in das Geistige verschwindet.

Außer dem, daß die Bewegung mit der Mannigfaltigkeit Einheit verbinde, wird zur Anmuth Leichtigkeit im Fortschreiten derselben erfordert, so daß die einzelnen Theile in einander zerfließen, und die Mannichfaltigkeit fast von der Einheit verschlungen sey. Von der Grazie möchte man bildlich sagen: sie sey die verkörperte Harmonie in der Bewegung selbst.

In ihrem vollen Glanze offenbart sich die Grazie nur an weiblichen Wesen. Wie die männliche Kraft sich in hehrer Würde ausspricht: so strahlt die weibliche Milde in heitrer Anmuth. Die Würde schreitet besonnen einher; sie repräsentirt den Gedanken. Die Anmuth ergießt sich spielend; in ihr herrscht die Empfindung.

Schnell geht in der Anmuth das Spiel mannichfaltiger Bewegungen fort; aber ein stiller wohlwollender Geist hält sie an, und bildet sie in ein Ganzes. Alles dünkt uns aus Einem zu kommen, in vielfaches Leben sich auszugestalten, und wieder in Eins sich aufzulösen. Fröhliche Lebhaftigkeit und Sanftheit müssen sich da vereinigen, wo Grazie das Herz anziehen soll.

Grazie ist auch in den Zügen des Gesichtes, in der Gestalt und Haltung des Körpers; aber nur durch Hülfe der Phantasie, die in die Ruhe das Spiel der Bewegung hineindichtet; nur in so fern,

als sich in dem allem entweder der Anfang oder das Ende einer schönen Bewegung ausspricht.

In der Grazie scheint immer das Gemüth zu leben. Aber nicht immer lebt es wirklich darin. Es gibt eine Grazie, die allein das Werk eines genialischen Instinctes ist. Indeß beruht doch ein großer Theil ihres Zaubers darauf, daß wir die Verklärung des Geistigen darin zu erblicken glauben. Ihre volle Wirkung thut die Grazie erst dann, wenn in ihr wirklich ein gleich gestimmtes Inneres erscheint; wenn, in Gedanken, Wünschen und Empfindungen, die Ruhe der Unschuld sich mit fröhlicher Lebhaftigkeit, die Stille der Ergebung mit heiterm Streben, Zartheit und Schüchternheit mit reger Thätigkeit paaren, das süße Verlangen sich in holde Zucht und Sittlichkeit verliert, und daß alles sich in der äußern Bewegung abbildet; wenn die äußere Bewegung gleichsam der Spiegel eines reichen und doch mit sich selbst einigen Herzens ist. Dann heißt die Grazie sittlich.

Auch hier ist Leichtigkeit der verfließenden Bewegung; aber in dieser Leichtigkeit beherrscht ein sanftes harmonisches Gemüth das wohlgeordnete Aeußere.

.....

In der sittlichen Grazie erscheint nicht bloß Leben sondern auch geistiges, rein menschliches Leben, dasjenige, was wir Schönheit der Seele nennen, und was, als das Köstlichste der Humanität, nicht allein in der Betrachtung gefällt, und,

wie die Tugend, Achtung erweckt, sondern auch innigst interessirt, und das ganze Herz anzieht.

Schönheit der Seele besteht in dem ruhigen Gleichgewichte aller geistigen Bewegungen und Kräfte, worin nichts gewaltsam hervorbricht, und nichts die Einheit des Ganzen stört.

In einer schönen Seele fehlt es nicht an Lebhaftigkeit des Gedankens, an Tiefe des Gefühles, an Innigkeit des Verlangens, noch an Stärke und Mannichfaltigkeit der Neigungen. Aber die Lebhaftigkeit der Gedanken ist mit Klarheit, die Tiefe des Gefühles mit Besonnenheit, die Innigkeit des Verlangens mit Ergebung, die Stärke und Mannichfaltigkeit der Neigungen mit einer Selbstbeherrschung verknüpft, die mehr das Werk einer glücklichen innern Organisation als künstlicher Anstrengung zu seyn scheint. Dabey schließt sich alles sonder Zwang und Widerspruch an einander an, als ob es für einander und zu einander gebildet wäre. Weder auf Seiten des Kopfes noch auf Seiten des Herzens ist einiges Uebergewicht bemerkbar. Das Licht des Verstandes stört die Wärme des Gefühles — und die Wärme des Gefühles trübt das Licht des Verstandes nicht. Kein grübelnder Geist entweiht das Heiligthum des Glaubens, und der Sinn für das Unsichtbare geht nicht in Schwärmerey über. Andacht und Liebe, Geduld und Hoffnung, Frohsinn und sittliche Güte theilen sich friedlich in den Besitz des Gemüthes,

und über dem allem schwebt himmlische Sanftmuth.

Schönheit der Seele zeigt sich so wohl im Empfangen als im Geben, so wohl im Leiden als im Wirken; doch mag eine gewisse Hingebung darin überwiegend seyn; darum sie auch eigentlich nur für weibliche Seelen gehört, und selbst nichts anders als rein ausgeprägte Weiblichkeit ist.

Schönheit der Seele ist in gewisser Rücksicht mehr — in gewisser Rücksicht auch weniger als sittliche Güte. Die männliche Tugend, auf Selbstüberwindung gegründet, durch Verläugnung befestigt, und im Kampfe bewacht, dem strengen Gebothe der Pflicht unterthan, ist zu ernst, als daß in ihr Schönheit sich zeigen könnte. In einzelnen Individuen nimmt sie noch dazu vom Temperamente einen rauhen Charakter an, der sich mit den Forderungen der Schönheit nicht verträgt, der sich überall auflehnt, wo diese besänftigen will. Nur durch Religion und Liebe gemildert neigt sie sich einiger Maßen zur Schönheit hin.

Ueberdem enthält die Tugend gerne die Aufgabe der unermüdeten Selbstbildung, so wohl von Seiten des Verstandes als der des Gefühles. Dessen ungeachtet aber können, bey einem hohen Grade der Herzensveredlung, doch beyde noch sehr vernachlässigt seyn. Die Tugend einigt zunächst den Willen, und von diesem aus erst den ganzen Menschen. In einer schönen Seele geht die Einigung

von ganzen Menschen aus, und der Verstand ist hier nicht weniger als das Herz gebildet; alle Kräfte des innern Lebens blühen in fröhlicher Harmonie.

Auf der andern Seite ist das Sittliche in einer schönen Seele mehr das Werk eines glücklichen Naturells, einer angebornen oder zufällig angebildeten Stimmung als der eignen Anstrengung; und in so fern ermangelt ihm nicht allein der volle Wehrt einer reinen moralischen Güte, sondern es kleben ihm auch mehr oder weniger andre Gebrechen an. Dem sanften Herzen gebricht es oft an Stärke beschwerliche Pflichten zu erfüllen. Dem frommen Sinne fehlt oft die ernstere Resignation; und dem duldenden Gemüthe geht nicht selten heitre Thätigkeit ab. Nicht nach den Forderungen des Gesetzes, sondern nach den individuellen Bedürfnissen des Herzens ist das Leben geregelt.

Erst dann wird die höchste Stufe der Vortrefflichkeit erreicht, wenn sich mit der Schönheit der Seele die Würde der Tugend einigt, und so der überirdische Charakter des menschlichen Daseyns in ihr hervor bricht.

Schönheit der Seele zeigt sich in verschiedenen Menschen, nach der Verschiedenheit ihrer Anlagen und Bedürfnisse, verschieden. Zwar ist Einigkeit mit sich selbst überall das Herrschende; aber das Einigende ist nicht überall dasselbe. In einigen ist es Religion, was sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hat, und alle Züge desselben in ein schönes

Ganze verknüpft. Diese offenbart sich dann wieder, nach der Verschiedenheit der Gemüther, bald als andächtiger Hang zur Betrachtung, bald als Streben nach Vereinigung mit dem Göttlichen, bald als Erhebung des Geistes zum Unsichtbaren und Ewigen, bald als glaubensvolle und demüthige Unterwerfung, bald als stille Sehnsucht nach dem Bessern, bald als veredelte Innigkeit des Herzens, die sich allem Schönen und Guten liebevoll anschließt.

In andern ist das Sittliche, als lebendiges Pflichtgefühl, vorzüglich stark, und wirkt bald redliche Selbsterforschung, die in unermüdeten Fleiß der Selbstbearbeitung übergeht, bald unmittelbar und unwillkührlich Beschränkung der Neigungen, bald eben so unmittelbar und unwillkührlich frohe Thätigkeit in allem, was sie als Schuldigkeit erkannt haben.

In noch andern ist es das Bewußtseyn heilig bewahrter Unschuld, und eine, durch Natur und Erziehung begünstigte, edle Einfalt des Herzens, was ihr Leben verherrlicht, mit allen Guten befreundet, und sie immer richtige Wege leitet.

Endlich entspringt auch in vielen die Schönheit der Seele aus dem bessern Natürlichen, nähmlich aus der Tiefe und dem Reichthum ihrer geistigen Gefühle, aus der Sanftheit ihrer Stimmung und ihrer Neigungen. So ist es bey manchen die geräuschlose Heiterkeit des Gemüthes, bey manchen ihre Anhänglichkeit an Menschen, ihr theilnehmendes

Gemüth, die Gewalt ihrer Liebe, ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, ihre offene Empfänglichkeit für das Schöne und Gute, was den milden Schimmer der Schönheit über ihr inneres und äußeres Daseyn verbreitet.

Nach der Verschiedenheit ihrer Gestalten wird uns Schönheit der Seele auch verschieden ansprechen, und nicht bloß auf unsern Schönheitssinn, sondern auch auf unser Herz anders wirken. Was hier das Schönste sey, läßt sich schwer bestimmen, da jeder in seinen eignen Anlagen, Bedürfnissen und Stimmungen einen andern Maßstab der Beurtheilung besitzt. Schönheit der Seele ist kein Gegenstand der äußern Anschauung, in welcher alle Formen scharf ausgedrückt sind. Sie gehört für den innern Sinn, in welchem sich dem Eindrucke der reinen Gestalt immer andre Empfindungen beymischen.

Doch läßt sich ein allgemeines und ewiges Urbild derselben denken, welches da gefunden werden würde, wo echte Weiblichkeit, reine Sittlichkeit und wahre Religiosität das Gemüth eingenommen, und das Leben bearbeitet haben. Von diesem Urbilde steht aber alles, was die wirkliche Welt hat weit ab; und die Richtungen, in welchen das Einzelne davon abweicht sind zu verschieden, als daß eine Vergleichung derselben thunlich wäre.

Eine Seele ist im allgemeinen um so schöner: je mehr alle ihre Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Handlungen die Form sittlicher Schönheit

tragen, d. h., den Forderungen des Geschmackes und des moralischen Gefühles genügen, und dabey von einem reichen, hellen, heitern und sanften Geiste zeugen.

Eine schöne Seele ist das Schönste was die Erde besitzt. Das höchste Leben ist hier in die kalte Gestalt gedrungen; die beßre Welt hat sich mit der irdischen vereinigt. Ueber allem, was mit ihr in Verbindung tritt, schwebt der Geist der Verklärung.

Schönheit der Seele läßt sich schwer erwerben. Wo sie erworben werden soll, da ist sie das Letzte der moralischen Bildung. Aber glücklich entfaltet sie sich in denen, von welchen nie der Genius der Unschuld wich, denen der heitre Tag des innern Lebens nie unterging, und deren besseres Selbst aus allen Vorbildungen der Umstände und aus allen Stürmen des Schicksales unumwölkt emporstieg.

Siebenter Brief.

Das Ideal der Schönheit.

Ich kann meine Bemerkungen über das Schöne nicht beschließen, ohne noch etwas über das Ideal der Schönheit angeführt zu haben. Das richtige Urtheil hierüber ist nicht nur ein wesentliches Erforderniß zu einem gebildeten Geschmacke, sondern auch für die Veredlung des Lebens von der größten Bedeutung.

Ein Ideal nennen wir im Allgemeinen jedes Bild einer Sache, welches die Wirklichkeit übertrifft, indem es ihr entweder neue Vorzüge andichtet, oder manche Mängel derselben überdeckt. Idealisiren heißt in diesem Sinne, die Wirklichkeit verschönern, sie nach einem Plane, den die höhern Bedürfnisse des Verstandes und Herzens angegeben haben, umgestalten.

Zum Idealisiren gehört Phantasie; und je blü-

hender, reicher und lebendiger diese ist: desto mannichfaltigere, reitzendere und beglückendere Ideale steigen aus ihr empor. Aber die Phantasie allein kann keine Ideale schaffen. Sie gibt nur die Züge her, und verknüpft sie zu Einem Ganzen. Die Idee, wornach das Ideal geschaffen, die Züge ausgewählt und verknüpft werden sollen, muß tiefer aus dem Wesen des Menschen genommen werden, aus seinen edlern Gefühlen und Bedürfnissen, aus seinen Anlagen zum Vortrefflichen jeder Art.

So beurkundet schon das gemeine Idealisiren die göttliche Natur des Menschen. Er würde nichts Beßres dichten können, wenn nicht der Gedanke des Bessern in seine Brust gepflanzt wäre.

Idealisiren im bestimmtern und höhern Sinne des Wortes, heißt: Bilder des Vortrefflichsten in seiner Art hervor bringen. Zum Idealisiren in diesem Sinne wird also zunächst erfordert ein Begriff von der Sache und der Art, wozu sie gehört, damit ihr keine fremdartigen oder gar widersprechenden Züge aufgedrungen werden; — dann die Fähigkeit, diesen Begriff bis zum Höchsten zur Idee zu steigern, worin sich das wunderbarste Vermögen des Menschen offenbart; — endlich eine lebhafte und bewegliche Einbildungskraft, welche die Idee versinnlicht, und ihr aus dem Gebiethe der Wirklichkeit das auswählt, wodurch sie erfüllt und der innern Anschauung dargestellt wird.

Es liegt in dem Wesen des Ideales, daß es nicht allein weit über die Wirklichkeit hinausgeht, sondern auch nie von der Wirklichkeit erreicht werden kann. Die Natur hat ganz andre Zwecke, als den, überall das Vollkommenste hervor zu bringen. Sie muß Ihre Erscheinungen nach ganz andern Gesetzen verknüpfen als diejenigen sind, nach welchen das Vollkommenste gebildet wird.

In den Idealen spricht sich das Ueberirdische des Menschen aus. In der Wirklichkeit ist überall irdisches Wesen. Nur dann, wenn das, was in der Natur Herrliches verstreut ist den Geist des Menschen ergreift, und zu neuen Schöpfungen entzündet, steigen aus diesem Ideale empor. Wie aber Natur und Geist hier zusammen wirken, und wie dieser insbesondre, was jene ihn darbot zu einem harmonischen Ganzen nach eigner Idee vereinige, das gehört zu den tiefern Geheimnissen des menschlichen Daseyns, das könnte nur der Blick in das Ursprünglichste unsers Wesens aufhellen. Was sich darüber noch etwa sagen läßt, würde uns zu weit in die Gegenden einer trockenen Speculation führen, als daß ich Ihnen damit beschwerlich fallen dürfte. Und vielleicht würden wir doch dadurch von der Sache selbst nicht mehr verstehen lernen, als wenn wir uns an dem bisher Gesagten halten.

Alles im Leben, was irgend einer Art der Vollendung fähig ist, läßt sich idealisiren, vorzüglich aber dasjenige, was schon an sich Gegenstand un-

sers Wohlgefallens ist. So gibt es Ideale der Weisheit, der Kraft, des Muthes, der Glückseligkeit, der Freyheit, des ländlichen Lebens u. s. w. In diesen allen sind die Mängel, welche der Weisheit, der Kraft, dem Muthe u. s. w. in der Wirklichkeit ankleben mögen, unterdrückt; die Vernunft hat die Idee des Höchsten entworfen, und die Phantasie aus dem Leben die Züge gesammelt, womit sie jene Idee ausfüllte, so daß der Weise, den keine Thorheit mehr schändet, und der überall das Beste will und erreicht, der Kräftige, den nichts beugt, und der das Größte verrichtet, in voller Glorie gleichsam vor uns steht.

Merkwürdig aber vor allen und von ganz ausgezeichneter Natur ist das Ideal der Schönheit. Es ist das Bild des Schönsten in seiner Art. Weisheit, Kraft, Muth u. s w. sind etwas an und für sich; darum lassen sie sich auch an und für sich in einem Ideale darstellen. Aber die Schönheit existirt nicht an und für sich. Sie setzt immer einen körperlichen oder geistigen Gegenstand voraus, an welchem sie haftet. Sie läßt sich nicht in ein Bild fassen. Sie kann nur als die Schönheit einer Sache oder eines Wesens dargestellt werden; und zu ihrer Darstellung wird vor allen Dingen erfordert, daß man einen richtigen Begriff von dieser Sache oder diesem Wesen habe, und demselben zum Grunde lege.

Die Schönheit kommt daher im Ideale nur als

eine angehängte vor. Von der freyen Schönheit läßt sich gar kein Ideal denken. Sie verliert sich ins Unendliche. Der Einen frey entworfenen Figur gebührt vor der andern der Preis der Vortrefflichkeit. Unter den vorhandenen Gestalten ist Eine die schönste; aber darum noch nicht das Ideal. Die Phantasie kann noch eine unermeßliche Menge derselben erfinden. Die Wirklichkeit immer neue darstellen. Ob unter diesen noch schönere, und welche von ihnen die schönste seyn werde, das könnte allein der bestimmen, der sie alle schon in der Anschauung gegenwärtig hätte. Nur da wo nicht allein ein Begriff, sondern ein ganz bestimmter Begriff vorwaltet, wo mit diesem Begriffe zugleich eine bestimmte Gestalt des Gegenstandes verbunden und die Phantasie dadurch gleichsam gefesselt ist, ist ein Ideal der Schönheit möglich. Es wird um so glücklicher erreicht: je leichter sich mit dieser Gestalt freye Schönheit vereinigen läßt; je weniger diese durch jene beschränkt wird.

Am vollkommensten in jeder Hinsicht ist das Schönheitsideal der menschlichen Gestalt, welches auch für uns das meiste Interesse hat. Die menschliche Gestalt ist, so wohl an sich, als auch durch den Begriff der ihr einwohnenden Menschheit so genau bestimmt, daß hier keine sehr bedeutenden Abweichungen und verschiedenen Richtungen Statt finden können. Dabey verträgt sie sich nicht allein mit der freyesten Schönheit, son-

dern die Natur scheint sogar bey ihrer Bildung das höchste Schöne vor Augen gehabt zu haben. In ihrem Begriffe liegt zwar manches, was mit der Schönheit noch verbunden werden muß, aber ohne diese im Mindesten zu beschränken.

Bey der Bildung des menschlichen Schönheits-ideales kommt es vor allem darauf an, einen allgemeinen Umriß der Gestalt zu erlangen, welcher dabey zum Grunde gelegt werde. Dazu entwerfen wir uns ein Bild, welches zwischen den verschiedenen menschlichen Gestalten, so wohl der Größe als den Verhältnissen nach, die Mitte hält, weil in demselben alle menschliche Gestalten gleichsam zusammen treffen, und dadurch der Begriff der menschlichen Gestalt überhaupt am reinsten ausgedrückt wird. Dies nennt die Schule die Normalidee. Die Normalidee ist noch nicht das Ideal der Schönheit. Dieses soll erst aus ihr gebildet werden, welches dadurch geschieht, daß die Vernunft sie zu einem Höchsten der Schönheit erhebt. Dazu kann sie nun freylich nur schöne Stoffe, die sie in der Natur zerstreut fand, benutzen; aber sie setzt dieselben nicht mechanisch zusammen. Unwillkührlich und gewisser Maßen magisch ist ihr, im Genuß des mannichfaltigen Schönen, was die Erfahrung ihr vorführte, durch Verfeinerung und Belebung des Schönheitsgefühles, und durch ihr eigenes Streben nach den Vollendeten, die Idee des Schönen ent-

standen, welche ihr nun die Einbildungskraft zum Ideale gestaltet.

So bildet sich jeder Mensch sein eignes Schönheitsideal, nach Maßgabe des Schönen, das er Gelegenheit hatte kennen zu lernen und der Stufe, worauf die Bildung seines Geschmackes steht. Bey uncultivirten Menschen wird der sinnliche Reitz mit dem Schönen verwechselt, und statt desselben sehr häufig mit in das Ideal aufgenommen, wodurch dieses noch mehr zum Ausdrucke der Individualität herabsinkt. Schon die Normalidee kann nicht überall dieselbe seyn; weil sie nicht überall von Gestalten desselben Schlages abgezogen ist. Sie ist fast immer nationell.

Hieraus folgt aber nicht, daß es nicht wirklich ein allgemein gültiges Ideal der Schönheit gebe. Dazu wird aber erfordert, daß ein gebildeter Geschmack es erzeuge, alle fremdartigen Zusätze davon ausscheide, und seine Normalidee, nicht als das Mittlere der verschiedenen Gestalten Einer Nation, sondern der verschiedenen Nationalgestalten selbst bilde, oder daß sie aus den Gestalten einer Nation hervorgesucht werde, die selbst das Mittlere der verschiedenen Nationen enthält, und in so fern als Normal-Volk angesehen werden kann.

Dies alles sind Vortheile, worin sich die Griechen befanden; daher auch bey ihnen das wahre Ideal der Schönheit zu suchen ist.

Sonst läßt sich aus nichts leichter und zuver-

lässiger auf die geistige und vorzüglich auf die ästhetische Bildung eines Menschen oder eines Volkes schließen, als aus den Schönheitsidealen, die bey dem Einen oder andern gefunden werden.

Das menschliche Schönheitsideal soll nicht bloß die bestimmte menschliche Gestalt und die höchste Schönheit derselben; es soll auch das Innere der Menschheit durch die schöne Gestalt hindurch schimmern lassen. Hier beginnt ein neues Geschäft der Vernunft, nähmlich ein Höchstes der Menschheit zu denken, und mit einer sinnlichen Form zu bekleiden. Der Charakter der Menschheit im allgemeinen ist Gefühl und besonnene Kraft, wie schon oben angeführt wurde. Das Ideal würde also in der schönsten Form beydes vereint und in höchster Vollkommenheit darzustellen haben.

Aber die Natur hat dazu kein Vorbild der Gestalt gegeben. Sie hat diesen Charakter vielmehr unter zwey Geschlechter vertheilt, so daß in dem Einen die besonnene Kraft, in dem andern das Gefühl vorherrscht, und jedem eine eigne, seinem Charakter angemessene Gestalt verliehen. Es läßt sich allerdings ein Ideal der geistigen und sittlichen Menschheit denken, worin der Unterschied der Geschlechter zum vollkommenen Gleichgewichte gebracht wäre. Aber dies würde kein Schönheitsideal seyn. Das Ideal der Schönheit kann der Gestalt nicht entbehren, und muß sich daher auch an den besondern Geschlechtscharakter halten, der diese ausdrückt.

Es wird entweder ein Ideal der männlichen oder ein Ideal der weiblichen Schönheit seyn. Im männlichen Schönheitsideale wird die Schönheit als Umgebung der Würde, im weiblichen aber als Widerschein einer schönen Seele, mithin als Anmuth, erscheinen.

Da sich indeß die männliche Würde und die weibliche Sanftheit wieder auf verschiedene Art gestalten, und dadurch eine Menge besonderer Charactere nach eigenthümlichen Ideen, entfalten können: so wird es, auch in dieser Hinsicht, eine große Verschiedenheit der Schönheitsideale geben, wovon indeß jedes in seiner Sphäre das einzig wahre ist. Ein andres ist das Schönheitsideal der Majestät, ein andres der Kraft, ein andres des Muthes, ein andres der Geistestiefe, ein andres des Ernstes u. s. w. — so auch ein andres der schlichten Anmuth, ein andres der Holdseligkeit, ein andres des Liebreitzes, ein andres der Innigkeit, ein andres der Sehnsucht, ein andres der Ergebung u. s. w. — und wieder andre werden aus den verschiedenen Mischungen dieser Züge hervor gehen.

Da sich ferner die Menschheit, nach Klima, National-Sitte und National-Religion verschieden ausbildet; da sie anders in der blühenden Jugend, und anders im männlichen Alter, anders im Kinde, anders in der Jungfrau und anders in der Mutter hervor bricht: so ergibt sich auch hieraus eine große Verschiedenheit der Schönheitsideale

Bey der Bildung der Ideale kommt es daher nicht bloß auf ästhetische, sondern auch auf religiöse und sittliche Kultur an. Ueberhaupt richtet sich die Beschaffenheit der Ideale, die sich der einzelne Mensch schafft, genau nach dem Maße, worin sich die Menschheit in ihm, nach allen Richtungen hin, und in allen ihren Vermögen entwickelt hat. Nur beym vollkommenen Menschen sind die wahren Ideale zu suchen. Was der Unvollkommene erzeugt wird überall das Gepräge seiner Einseitigkeit und Gebrechlichkeit tragen. Unter dem vollkommenen Menschen verstehe ich aber nicht den sittlich vollkommenen, sondern bloß den, der seines rein menschlichen Wesens ganz inne geworden ist.

Achter Brief.

Das Erhabene.

Das Schöne und Erhabene sind sich darin verwandt, daß das Gefühl von beyden auf wesentlichen und allgemeinen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur beruht, und daß sich in der richtigen Beurtheilung von beyden der gute Geschmack offenbart. Uebrigens aber ist der Unterschied zwischen ihnen sehr groß. Dies zeigt sich schon, wenn wir bloß auf die Stimmung achten, in welche uns das Anschauen des Einen und des andern versetzt. Im Gefühle des Schönen finden wir uns beruhigt, unser Daseyn, in allen seinen Theilen und Bestrebungen, mit sich selbst ausgesöhnt. Im Gefühle des Erhabenen ist das Gemüth gehoben und erweitert, die Welt und alles Sinnliche tief unter uns. Höhere Kräfte sind in uns erwacht; die Schranken die uns im irdischen Leben umgeben sind

aufgelöst. Wir finden uns in einem Daseyn, das keine Gränzen hat.

Wenn schon vom Schönen gesagt werden mußte, daß es nicht außer uns, sondern in uns sey, und aus dem Verhältnisse entspringen, worin die äußern Gegenstände zu unserm Gemüthe stehen: so gilt dies noch weit mehr vom Erhabenen. Nicht der Gegenstand, sondern die Stimmung, in welche er uns versetzt, ist erhaben. Das Verhältniß des Gegenstandes zu uns bringt auch nicht unmittelbar das Gefühl des Erhabenen hervor, sondern es sind innere Thätigkeiten des Geistes, worin wir uns unbeschränkt fühlen, die nur angeregt werden durch jenes Verhältniß.

Der gestirnte Himmel gewährt einen erhabenen Anblick. Vergebens strebt der Verstand eine Gränze zu finden, und versinkt in Erstaunen; aber dieses Erstaunen ist noch nicht das Gefühl des Erhabenen. Es lähmt den Geist, der sich im Erhabenen emporgezogen fühlen soll. Das macht diesen Anblick erhaben, daß sich der staunende Geist wieder aufrichtet, und sich seines eigenen Lebens, als eines unendlichen, bewußt wird, daß er das Unermeßliche gleichsam an sich reißt.

Erhaben nennen wir eine Erscheinung, die in ihrem Glanze unsre Sinne blendet, und mit erschütternder Allgewalt das Gemüth ergreift; — nicht wegen ihres betäubenden Eindruckes, der uns vielmehr niederschlägt, sondern wegen der hohen

Gedanken, die sie uns belebt, wegen des Gefühles eigner Kraft, womit sie uns erfreut, wegen der Herrlichkeit und Würde, womit unsre Menschheit in uns hervortritt. Es ist unser höchstes Leben, das Uebersinnliche, Endlose, Freye, Unbesiegbare unsrer Natur, dessen wir uns im Erhabenen bewußt werden. Im Erhabenen steigt der Geist zuerst über das Sichtbare empor, in der Ahndung einer unsichtbaren ewigen Welt, welcher er angehört.

Beym Erhabenen kann, so wenig, wie beym Schönen, von irgend einem Zwecke oder Nutzen die Rede seyn. Das Erhabene begegnet dem Menschen auf einer Höhe seines Daseyns, auf welcher all sein sinnliches Denken aufhört, und alle kleinlichen egoistischen Rücksichten verschwinden. Jede Erinnerung an Vortheil, jedes Vergleichen und Ueberlegen, das sich auf ihn bezieht, lähmt den kühnen Flug der Seele, und hält sie in den schmutzigen Gegenden des Gemeinen fest.

Im Erhabenen muß sich die Seele frey ergießen; darum kann auch bey ihm der Begriff des Gegenstandes nicht einmal in Betrachtung kommen, welches noch beym Schönen oft der Fall ist, wo es nähmlich als Darstellung einer Idee betrachtet und beurtheilt wird. Das Erhabene soll nichts seyn und nichts ausdrücken, damit bey ihm der Geist sich der ganzen Fülle seiner Kraft bewußt, und nirgends an einem Bestimmten fest gehalten werde. Eben daraus entspringt vorzüglich das Gefühl des Er-

habenen, daß der Gegenstand über jeden Begriff hinausgeht.

Auch gefällt das Erhabene, wie das Schöne, allgemein; vorausgesetzt, daß die erforderliche Bildung vorhanden, und das Gefühl des höhern Lebens erwacht sey. Wo dies nicht der Fall ist, da nehmen Furcht und Erstaunen seine Stelle ein.

Diese Allgemeinheit gilt aber nur von dem, was durch die ewigen Gesetze der menschlichen Natur bestimmt ist. Uebrigens kann im Einzelnen dem Einen manches erhaben seyn, was es dem andern nicht ist; weil bey diesem mehr dazu gehört übersinnliche Ideen oder Kräfte in Bewegung zu setzen. Indeß von den meisten Gegenständen, die unter dem Nahmen der erhabenen bekannt sind, kann man behaupten, daß ein jeder, der überhaupt nur Empfänglichkeit für das Erhabene hat, sie so finden werde.

Doch es ist der Mühe werth, näher zu untersuchen, wie das Gefühl des Erhabenen in uns entstehe, damit uns die Natur desselben noch mehr ins Licht trete.

Was von der Schönheit gesagt wurde, daß sie nicht in dem Stoffe, sondern in der Form der Dinge zu suchen sey, das gilt gewisser Maßen auch vom Erhabenen. Wäre es der Stoff, was dieses Gefühl erweckt: dann könnte es kein ästhetisches Gefühl seyn, auch nicht auf allgemeine Einstimmung Anspruch machen. Aber es ist hier nicht,

wie beym Schönen, eine bestimmte Form, sondern die Form überhaupt, als Umfang betrachtet, worauf es ankommt. Was beym Schönen die Einheit im Mannichfaltigen ist, das ist beym Erhabenen die Größe. Anschauungen und Gedanken erregen das Gefühl der Erhabenheit einzig durch die Größe ihrer Gegenstände.

Alles Erhabene ist groß. Aber, fragen Sie, was ist denn groß? Wie läßt sich denn überhaupt sagen, daß etwas groß sey, da der Begriff der Größe so wandelbar ist, und sich immer nach dem Maßstabe richtet, den man dazu in seinem eignen Verstande oder Gefühle, oder in den Dingen, womit man etwas vergleicht, mitbringt? So kann etwas dem Einen sehr groß dünken, weil er sich immer mit Kleinem beschäftigte, was dem Andern, der immer Großes dachte und um sich sah, sehr gewöhnlich oder gar klein vorkommt. Dem Schwächling wird eine Anstrengung Riesenkraft zu erfordern scheinen, die dem Starken nur Spiel ist. Ein Mensch von mittlerer Größe ist neben dem Zwerge ein Riese, und neben dem Riesen ein Zwerg. Was in einer ebenen Gegend ein Berg heißt, wird im Gebirge nur ein Hügel genannt. Sollte man also, statt zu sagen, dies oder jenes sey groß, nicht bestimmter sagen, wie groß es sey.

Dies ist allerdings ganz richtig, wenn wir den Begriff der Größe in der Bedeutung nehmen, die er für den Verstand und für das gemeine Leben

hat. Die Aesthetik aber hat hiermit nichts zu thun. So wie sie den Begriff Größe nimmt, gibt es allerdings Dinge, die an sich groß heißen müssen; weil sie das gewöhnliche Maß überschreiten, sey dieses Maß nun das Maß ihrer Gattung, oder das Maß sinnlicher Gegenstände überhaupt. Etwas ist groß, wenn es entweder unter Dingen dieser Art, oder überhaupt unter Erscheinungen der Sinnenwelt bedeutend hervor ragt. Auf die erste Weise sind der Elephant und der Wallfisch, auf die andre sind hohe Gebirge groß.

Bey allem Großen wird es der Einbildungskraft und dem Verstande schwer, es aufzufassen, und in ein Bild zu vereinigen; bey dem Großen überhaupt schon an sich, weil sich die Gränzen des Anfangs oder des Endes verlieren, wie man sich von dem Einen zu seinem Entgegengesetzten hinwendet; bey dem Großen in seiner Art, weil wir in der gewöhnlichen Größe der Gegenstände dieser Art ein Urbild mit bringen, von welchem dieser ungewöhnliche Umfang zu sehr absticht, als daß beyde leicht vereinigt werden könnten. Es ist ein gewisses Befremden, was den Geist hier gleichsam fesselt, und ihn hindert, das Bild zu vollenden.

Eben das ist es, was das Wohlgefallen am Großen erzeugt. Wir müssen uns dabey anstrengen, und jede Anstrengung, wenn sie nicht gar zu schwierig ist, gibt uns ein angenehmes Gefühl unsrer Kraft. Unsre Thätigkeit geht dabey ungehin-

dert fort; und das tiefste Gefühl unsers Lebens wird befriedigt; um so mehr, wenn uns ein glücklicher Erfolg belohnt, und der Fortgang der Thätigkeit immer in gleicher Richtung bleibt.

In dem Gefühl des Großen werden wir uns der Größe des eignen Vermögens, auf eine schmeichelnde Art, bewußt, und unser Selbst scheint sich im Verfolgen des Gegenstandes mit diesem auszudehnen. Daher dieses Gefühl auch da nicht zu entstehen pflegt, wo das Große durch Einschnitte und Abtheilungen zerstückelt ist. Hier wird zwar auch unsre Thätigkeit beschäftigt, aber zugleich zerstreut. Jeder Theil wird für sich aufgefaßt, und das Ganze nur als die Sinne der Theile. Es ist hier nicht der große, gleichmäßige Fortgang.

Alles Erhabene ist groß; aber nicht alles Große ist erhaben. Erhaben wird das Große nur in seiner Unermeßlichkeit; wenn es nähmlich der Einbildungskraft und dem Verstande nicht bloß schwer, sondern unmöglich wird, alles aufzufassen und in Ein Bild zu vereinigen. Dies gewährt uns auf der Einen Seite ein unangenehmes Gefühl unsrer Schwäche und der gehemmten Kraft. Uns schwindelt vor der Größe, die unser Geist nicht erreichen kann. Auf der andern Seite werden wir aber auch veranlaßt, in unser Inneres zu schauen, und da eine Größe zu ahnden, die alles, was die Natur Großes aufzuweisen hat, weit hinter sich zurück läßt. Wo die Einbildungskraft im Reiche

der Sinne nicht mehr fort kann, da wird sie von der Vernunft in die Unendlichkeit hin gezogen. Wo wir uns, als sinnliche Wesen, klein und beschränkt finden; da leuchtet die Glorie unsers übersinnlichen Charakters desto herrlicher hervor, indem er sich auch über dasjenige weit empor schwingt, was uns dort so ausgezeichnet und so furchtbar schien. Die Natur scheint ihr Unermeßliches darum vor uns hingestellt zu haben, damit der Geist der höhern Unermeßlichkeit seines Wesens inne werde, und seine eigne Majestät ehren lerne.

In allem Erhabenen ist es entweder das Gefühl unsrer Würde und Kraft, oder es sind die Schöpfungen unsers Geistes, die Ideen des Alls, der Gottheit, der Tugend des ewigen Daseyns u. s. w. was uns entzückt.

Das wird uns noch deutlicher werden, wenn wir die verschiedenen Arten des Erhabenen näher ins Auge fassen, welches der Zweck meines nächsten Briefes seyn wird.

Neunter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Arten des Erhabenen.

Alle Größe ist entweder eine äußere oder eine innere Größe der Ausdehnung oder Größe der Kraft. So ist auch das Erhabene doppelter Art. Die Kunstsprache der Schule nennt das erste mathematisch- das andre dynamisch-erhaben.

Es gibt eine Ausdehnung im Raume und eine Ausdehnung in der Zeit. Die erste wird von dem äußern die andre vom innern Sinne angeschaut; die erste bestimmt den Umfang, die andre die Dauer einer Sache. Beyde haben aber das Gemeinschaftliche, daß sie nur nach und nach, in ihren einzelnen Theilen, von der Einbildungskraft aufgefaßt, und in ein Bild vereinigt

werden können. Das Gefühl ihrer Größe hängt von dem Maße der Anstrengung ab, welche hierbey aufgewendet werden muß. Hohe Berge, ausgezeichnete Tiefen, kolossalische Gebäude, weite Ebenen sind in der ersten; die Vorstellung einer Reihe von Jahrhunderten, die etwas überlebt hat, ist in der andern Hinsicht groß, wie z. B. die Ruine einer alten Feste, welche uns nicht bloß an die Größe der Zeit erinnert, die an ihrer Zerstörung gearbeitet hat, sondern auch unsre Phantasie veranlaßt, durch Träume von Thaten und Begebenheiten, die sich hier ereignet haben mögen, das Bild dieser Größe anschaulicher zu machen.

Schon in ihrer Größe müssen alle diese Dinge gefallen; weil sie unserm Geiste eine hinlängliche Beschäftigung geben, ohne ihm überlegen zu seyn, und ihm so ein angenehmes Gefühl seiner Kraft verschaffen.

Verliert sich die Größe ins Unermeßliche, so, daß es uns unmöglich wird, einen solchen Umfang zu umfassen und zu übersehen, daß sich nirgends ein Ende finden — und, wenn es auch noch zu finden wäre, doch nicht mit dem Anfange zu einem Ganzen vereinigen läßt: so entsteht das Gefühl des Erhabenen in der Ausdehnung.

Ein Gebirge, dessen Gipfel sich in die Wolken verliert, eine Tiefe, deren Grund das Auge nicht erreicht, eine Ebene, die sich in unabsehbarer Weite vor uns ausbreitet, das Weltmeer und der Him-

melsraum, eine Zeit, die, so viel auch die Einbildungskraft Jahrhunderte an Jahrhunderte reiht, doch nie ihr Ende erreicht, sind in dieser Hinsicht erhaben. Wir fühlen uns im Anschauen wie vernichtet. Aber der Geist richtet sich, in seinem Vermögen, das Unendliche zu denken, und durch Vernunft dasjenige zu umspannen, was das Auge und der Verstand nicht fassen konnte, wieder auf, und schwingt sich über das Größte empor. Wir werden uns in den Ideen des Universums, der Gottheit, der Unkörperlichkeit und der Ewigkeit eines Höchsten bewußt, das aus uns selbst hervortritt, dem wir uns verwandt fühlen, und dem nichts in der Sinnenwelt, so unerreichbar es unserm Verstande auch seyn mag, gleich kommt. Es ergreift uns die Ahndung einer höhern Welt, vor welcher alle irdische Höhe und Tiefe, alle Weite und Ferne verschwindet, in welcher Jahrtausende sind wie Ein Tag, weil in ihr kein Raum und keine Zeit mehr gefunden wird, und alle Schranken, in deren Erweiterung das irdisch Große besteht, aufhören.

Auf diese Weise gibt es auch erhabene Gedanken. Es sind solche, die mehr enthalten als der zergliedernde Verstand je aus ihnen herausforscht. Wenn sie uns, auf der Einen Seite, demüthigend unser Unvermögen zu erkennen geben: so empfinden wir auf der andern unsre Größe darin, daß sie sich gleichwohl als Gedanken uns mittheilen, daß unsre Vernunft sich mit ihnen be-

schäftigen, und allenfalls noch über sie hinausgehen kann.

.....

Die zweyte Art des Erhabenen wird durch dasjenige hervorgebracht, worin sich unermeßlich große Kräfte wirksam zeigen; dies mögen Erscheinungen, Thaten oder Begebenheiten seyn; die Kraft mag auf uns selbst oder auf etwas anders erschütternd wirken.

Wir haben hier zu unterscheiden natürliche, geistige und sittliche Kräfte, die alle bis zur Größe und zur Erhabenheit gesteigert werden können.

Natürlich erhaben sind heftige Stürme, der gewaltsame Sturz und das Getöse eines Wasserfalles, das Rollen des Donners, der Ausbruch eines Vulkanes, große Ueberschwemmungen, Feuersbrünste und Schlachten, Ruinen von Gebäuden, die der Ewigkeit zu trotzen schienen und Werke, die nur, wie die Pyramiden der Egyptier, durch eine ungeheure Kraft zu Stande gebracht werden konnten, die Zeichen einer Macht und eines Ansehens, wodurch alles zu bewirken ist. Das Erstaunen, worin uns der Eindruck dieser Dinge versetzt, macht es uns unmöglich, uns eine deutliche Vorstellung von der Kraft, die sie bewegt, zu bilden; ein dunkles Gefühl verliert sich mit ihnen ins Unermeßliche. Dasselbe ist der Fall bey ungewöhnlichen geistigen Erscheinungen.

Viel umfassende Plane, Operationen, die einen

weit und tief schauenden Blick verrathen, Gedanken, wie große Geister sie denken, Erfindungen, wie ausgezeichnete Genies sie machen, die Ausbrüche heftiger Leidenschaften, der Wuth, der Verzweiflung, des Ehrgeitzes, Entschließungen, deren Ausführung an das Unmögliche zu gränzen scheint, u. s. w. lassen ein Unermeßliches der Geisteskraft so stark hindurch schimmern, daß wir von jedem Versuche, sie in Begriffen zu erreichen zurück geschreckt werden.

Nicht anders verhält es sich mit demjenigen, was wir moralisch erhaben nennen. Dahin gehört der Gedanke des Pflichtgesetzes, das in seiner Majestät jede auch die stärkste Neigung niederschlägt, und vor welchem in besonnenen Augenblicken auch das verwegenste Laster sich beugt; dahin gehören alle Erscheinungen der sittlichen Natur, die durch ihr Ungewöhnliches, durch das starke Widerstreben der Sinnlichkeit, durch die Verläugnung, Aufopferung und Anstrengung, worin sie sich behaupten müssen, auf eine ungewöhnliche Energie des guten Willens schließen lassen.

Die Tugend ist zwar an sich schon erhaben, als Sieg des höhern Lebens. Vorzüglich aber wird sie es in denjenigen Aeußerungen, in welchen sie sich als Selbstüberwindung offenbart, oder, eben dadurch, daß sie Tugend ist große und segensreiche Wirkungen hervorbringt.

Bey allen angeführten Erscheinungen wird das

Gefühl des Erhabenen nicht dadurch bewirkt, daß uns ihre Größe erschüttert und in Erstaunen setzt; sondern dadurch, daß sie, während sie uns auf der Einen Seite demüthigen, auf der andern, Gefühle und Ideen in uns hervorrufen, in welchen wir unser eignes Leben noch größer und stärker fühlen.

So groß auch eine Kraft der Natur seyn mag: wir können uns eine noch höhere denken; die Ahndung des Unendlichen wurzelt in unserm übersinnlichen Daseyn; das Ewige, das in unsrer Brust wohnt, ist eine Gewalt, mit welcher kein sinnliches Vermögen in Vergleichung kommt.

So herrlich das Werk auch erfunden werde, in welchem wir unermeßliche Kraft des Geistes bewundern: es ist doch immer nur einzelne Erscheinung des Geistes, dessen unendliches Leben wir in uns selbst finden; weit höher und die höchste Erweiterung der Natur ist die Idee der Allwissenheit und der ewigen Weisheit, die aus diesem Geiste hervortritt. Was ist die heftigste Raserey der Leidenschaft, gegen jene heilige Macht, die im Weltall allem seine Gränzen setzt, und der wir uns im Innersten verwandt fühlen.

Vor der Majestät des Gesetzes würde unsre sinnliche Existenz versinken; wenn wir dabey nichts fühlten, als die unermeßliche Größe seines Gehaltes und seines Ansehens. Aber dieses Gesetz ist aus uns selbst entsprungen; während wir uns ihm unterwerfen, gehorchen wir der eignen Kraft; wäh-

rend die Kleinheit unsrer sinnlichen Existens uns demüthigt, können wir uns der moralischen nicht anders als in einer erhabenen Stimmung bewußt werden. Wenn uns die Tugenden der Menschenliebe, des Patriotismus, des Edelmuthes und der Selbstverläugnung eine Macht des Gemüthes über sich selbst zu enthalten scheinen, die unser Verstand nie ausmessen wird: so werden sie eben dadurch erhaben, indem wir die Anlage und den geistigen Stoff dieser Tugenden in uns selbst haben. In ihnen erscheint uns das Göttliche unsers eignen Lebens. Je mehr sie, an sich betrachtet, in ihrer Größe uns niederschlagen: desto mehr werden sie, als Kräfte unsers Daseyns, über welche wir, in der Idee eines vollkommen tugendhaften Willens, noch hinaus gehen können, uns empor heben.

Das Große der Kraft weckt noch auf eine andre, und mehr energische Art das Gefühl des Erhabenen; wenn es uns veranlaßt, ihm unsre eigne Kraft entgegen zu setzen, und uns dieser, als einer überlegenen, bewußt zu werden. Dies geschieht da, wo es zu uns in einem Verhältnisse steht, in welchem es leicht einen verderblichen Einfluß auf uns haben könnte. Wir nennen es dann furchtbar.

Die Furcht selbst ist eine niederschlagende Empfindung. Wenn wir uns wirklich fürchten, können wir nie erhaben gestimmt seyn. Die Vorstellung des eignen Leidens ist dann viel zu lebhaft, als daß das Gefühl höherer Kraft, die doch dieses

Leiden nicht vernichtet, eine merkliche Stärke gewinnen könnte. Eine Wasserfluth mag an sich ein noch so erhabenes Schauspiel seyn: dem, der selbst mit den Wellen kämpft, und zwischen der Erwartung der Rettung und des Unterganges schwankt, ist sie es gewiß nicht.

Auch da, wo Theilnahme uns für andre fürchten läßt, kann das Gefühl der Erhabenheit nie empor kommen. So unermeßlich uns die zerstörende Kraft des Feuers in einer brennenden Stadt erscheint: erhaben werden wir diese Schreckensscene nie nennen, wobey Menschen in Gefahr sind, und der Wohlstand vieler verschlungen wird. Thiergefechte haben an und für sich etwas Erhabenes; aber das können nur diejenigen empfinden in deren Brust die Stimme der Menschlichkeit verstummt ist.

Erhaben wird das Furchtbare nur dann, wenn es bloß in Vorstellungen der Phantasie besteht, die aber durch irgend einen großen Gegenstand natürlich veranlaßt werden. Um etwas erhaben zu finden, müssen wir uns selbst, wenigstens für jetzt, sicher wissen, und uns nur in Gedanken vorhalten dürfen, was uns wohl begegnen könnte, wenn wir uns der Gewalt, die hier überlegen und verderbend wirkt, aussetzen wollten, oder wenn sie, ohne unser Zuthun und wider unsern Willen, gegen uns in Bewegung gesetzt würde. Es ist nicht Furcht, sondern eine leise Anwandelung von Furcht, ein

Grauen, was uns dann ergreift. Unsre sinnliche Existenz würde hier offenbar vernichtet werden.

Schon dieses Grauen ist kein ganz unangenehmes Gefühl, vielmehr gewährt der Wechsel der Phantasievorstellung und des Gedankens, daß wir wirklich außer Gefahr sind, nicht bloß ein unterhaltendes Spiel unsrer geistigen Kräfte, sondern auch ein sehr beseligendes Sicherheitsgefühl.

Aber das macht den Gegenstand noch nicht erhaben. Wir sind, als freye Geschöpfe, über alle Naturgewalt hinaus gerückt. Ihr Einfluß erstreckt sich nicht weiter als auf unsre sinnliche Existenz. Die Macht unsers Willens wird durch keine Schrecknisse der Natur besiegt. Was sie auch aufbiethen mag; unser Glück, und selbst unser Leben mag ihr unterliegen: unser Inneres können wir doch gegen sie behaupten; sie wird uns nicht zwingen, wenn wir nicht wollen. Sind wir nicht so gar im Stande, aus Gehorsam gegen die Pflicht, uns selbst ihr Preis zu geben, und uns dem Tode, dem Schlimmsten, was sie uns zufügen kann, zu weihen. Die sittliche Kraft des Menschen ist größer als alle Mächte der sinnlichen Welt; sie gehört in eine andre Ordnung der Dinge; sie steht unter einem höhern Gesetze: darum kann auch kein sinnlicher Tod sie zerstören.

Es ist das Bewußtseyn der Unantastbarkeit, der Ueberlegenheit und der Ewigkeit unsrer sittlichen Natur und der Unendlichkeit ihrer Kraft, was uns,

bey furchtbaren Gegenständen, als Gefühl des Erhabenen ergreift.

Erhaben auf diese Weise sind tiefe Klüfte, in die wir nicht ohne Schwindel hinabsehen, reißende Fluthen, kühne überhangende Felsmassen, am Himmel sich aufthürmende finstre Wolken, die mit Blitzen und Krachen einherziehen, tobende Stürme, der Donner des Geschützes in der Schlacht, die Spuren eines wüthenden Erdbebens, die Trümmer zerstörter Städte u. s. w. Selbst das Schicksal und der Tod, die furchtbarsten Mächte der Erscheinungswelt, denen wir, in wie fern wir zur letztern gehören, einmal sicher anheim fallen, und deren unerbittliche Strenge uns jeden Augenblick treffen kann, wecken in uns das Gefühl des Erhabenen. Der unermeßlichen Reihe der Opfer, die ihnen schon gefallen sind, und der unwiderstehlichen Gewalt, womit sie alle erwürgten, stellt sich der Gedanke der Freyheit, die kein Schicksal erreicht, und des übersinnlichen Lebens, für welches es keine Vermuthung gibt, erhebend gegenüber. Und je furchtbarer uns Schicksal und Tod erscheinen: desto beseligender wird das Bewußtseyn unsrer Unabhängigkeit.

So kann auch dasjenige, was für andre furchtbar oder gar verderblich ist, in der Phantasievorstellung, z. B. auf der Bühne und in dramatischen Stücken als erhaben, gefallen; indem die Erinnerung, daß der Unglückliche oder Bedrohte nur in

der Einbildung existire, unser Mitgefühl so weit vermindert, daß unsre Reflexion mit Ruhe bey dem Stande der Kräfte verweilen kann. Der Held, der gegen sein unglückliches Verhängniß muthvoll kämpft, gewährt einen erhabenen Anblick; wenn er am Ende diesem Verhängnisse auch unterliegen sollte. Wir demüthigen uns zwar vor der Macht der nichts Sinnliches widerstehen kann; aber wir erblicken auch in dem Muthe und in der freyen Willenskraft, die gegen das Schicksal anstrebte etwas, das, seinem Wesen nach, überirdisch, und mit seiner Erscheinung nicht gestört ist. In einem solchen Kampfe, überwunden, und doch nicht besiegt, zu sterben, das halten wir für etwas Herrliches; darin feyern wir den Triumph unsrer Menschheit.

Es gibt Gegenstände und Erscheinungen, in welchen sich beyde Arten des Erhabenen vereinigen; und in diesen ist der Effect desselben vorzüglich stark. Das Meer im Sturme stellt uns eine unermeßliche Größe, so wohl des Umfanges, als der Kraft dar. Vergebens streben wir es in seiner Ausdehnung zu fassen, die Kraft, die in ihm wüthet zu erreichen; und die Idee des Unendlichen und der Allmacht bildet sich aus unserm Innern hervor. Eine Gewalt, der nichts widerstehen kann, scheint uns hier zu herrschen. Aber unser Grauen verwandelt sich in das Gefühl unsers übersinnlichen unbegränzten Vermögens.

Erhaben, in beyder Hinsicht, ist die öde Stille einer Gegend, die bloß durch das Rauschen eines mächtigen Wasserfalls unterbrochen wird. Sie erweckt in uns den Gedanken der Gränzenlosigkeit, und zeigt uns eine Erscheinung, in welcher eine eben so große als furchtbare Kraft wirkt. Unsre Fähigkeit, Ideen zu bilden und das Gefühl unsers übersinnlichen Charakters wird uns da zu gleicher Zeit bewußt; welches die größte Erhebung des Geistes zur Folge hat. Erhaben in beyder Hinsicht sind auch: eine Armee in Schlachtordnung, hohe und schroffe Felsen, die in einem finstern Abgrunde endigen, Vulkane, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren u. s. w.

Für das Erhabene muß der Geschmack gebildet werden, nicht weniger wie für das Schöne. Es gibt hier Verirrungen, die weit häufiger begangen und weit seltener als Werke des Ungeschmackes erkannt werden, wie die Abweichungen von der Form des Schönen.

Das Ungeheure ist Uebertreibung des Erhabenen, von welcher wir uns, im Gefühle des Widersinnes und der Abgeschmacktheit, wegwenden. Es kann nicht einmal groß heißen; weil es die Ordnung der Natur verläßt; und es daher keinen Maßstab mehr dafür gibt.

Das Frostige entsteht aus dem verunglückten Bestreben, das Erhabene zu erreichen.

Der Schwulst sucht das Erhabene in der

Ueberladung, und bringt es da an, wohin es nicht gehört, wodurch er immer matt wird.

Das Platte gibt uns eine gemeine oder gar verächtliche Natur, wo wir berechtigt waren, etwas Großes zu erwarten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zehnter Brief.

Die Kunst.

Das Schöne und Erhabene wird in der Natur gefunden, und vom Geschmacke mit Wohlgefallen anerkannt. Aber hier erscheint es immer nur unvollkommen und zerstreut. Von der Natur begeistert, stellt es das Genie, idealisirt im sinnlichen Zeichen dar, und schafft so die gemeine Natur in eine höhere um, in welcher das Zerstreute sich gesammelt, das Unvollkommene sich veredelt hat, und deren höchstes Gesetz die Befriedigung des Geschmackes ist. So entsteht die Kunst im höhern Sinne. Lassen Sie mich Ihnen die hier zusammen gedrängten Gedanken noch etwas genauer zergliedern, und damit dann meine ästhetischen Briefe beschließen.

Kunst nennen wir im Allgemeinen, das Ver-

mögen unser Inneres vermittelst eines sinnlichen Stoffes in ein Aeußeres zu verwandeln, oder dasjenige, was in unserm Geiste ist, Anschauungen, Gefühle, Begriffe und Ideen in die Welt hinein zu bilden.

Die Kunst gestaltet überall an einer ihr gegebenen Masse, nach einer Regel des Geistes. Aber es macht einen großen Unterschied, ob der Geist diese Regel irgend anders wo hergenommen, oder ob er sie in sich selbst erzeugt habe. Wo das erste der Fall ist, da ist sie eine mechanische — ein Handwerk. Das Handwerk arbeitet für ein Bedürfniß des Lebens, für den Nutzen oder für das Vergnügen, und heißt deßwegen auch Lohnkunst. Die Lohnkunst läßt sich bezahlen; denn sie hat ihren Preis.

Zur mechanischen Kunst wird allerdings auch Gebrauch der Geisteskräfte und vorzüglich Einbildungskraft erfordert; aber diese äußert sich hierbey nur als eine auffassende (reproduzirende) nicht als eine schaffende (produzirende). In der freyen Kunst bildet die Einbildungskraft selbstthätig. Was sie darstellt ist nicht abgesehen, sondern die Phantasie hat es frey zusammengesetzt, oder doch nach einer Regel, die der Geist ihr gab.

Die freye Kunst kann also allerdings schöpferisch genannt werden; aber nicht in dem Sinne, in

welchem die Natur schöpferisch ist. Sie schafft die Begriffe oder Ideen die sie darstellen will, aber der Stoff, an welchem sie darstellt, muß ihr gegeben seyn. Sie bringt nichts Wirkliches hervor; sie veredelt das Wirkliche nur nach selbstgeschaffenen Normen.

Die freye Kunst hat indeß doch oft einen Zweck des bürgerlichen Lebens im Auge; und dann wird sie durch diesen Zweck beschränkt. Sie muß nach diesem Zwecke den Begriff bilden, den sie darzustellen hat, und wird darnach beurtheilt. Frey äußert sich die Phantasie in der Erfindung der Mittel, diesen Zweck zu erreichen; aber der Verstand gibt ihr die Regel, die sie nicht überschreiten darf.

Wo der Geist ganz seiner Freyheit überlassen ist; wo kein bestimmter Begriff von etwas, das er hervorbringen soll ihn beschränkt: da fühlt er sich in seinem höheren Vermögen; er wird durch idealische Gestalten ein reines Wohlgefallen zu erwecken suchen. Das eigne Bedürfniß des Vollendeten, das Gefühl für das Große und Schöne wird ihn in der Bildung seiner Producte bestimmen, und die Compositionen der Phantasie leiten. Wir haben hier dasjenige, was man gewöhnlich, nicht ganz richtig, schöne Kunst *) nennt, was wir aber vorläufig

.....

*) Die Kunst ist nicht schön, sondern das Werk, das sie hervor bringt. Die Kunst bringt überdem

die höhere Kunst nennen wollen, bis ein Ausdruck erfunden seyn wird, der ihr Wesen treffender bezeichnet.

Die höhere Kunst arbeitet für den Geschmack. Ihre Werke sollen gefallen. Da nun die Gefühle des Schönen und Erhabenen, als die einzigen, welche auf Allgemeingültigkeit Anspruch haben, den Geschmack im eigentlichen Sinne ausmachen: so wird sie auch diese vorzüglich anregen müssen. Ich habe indeß schon im Vorhergehenden bemerkt, daß zum Geschmacke, im weitern Sinne, noch mehrere andre Arten des Wohlgefallens gerechnet werden. Die Kunst verschmäht auch diese nicht. Man zieht ihr Gebieth viel zu enge, wenn man sie bloß auf das Schöne und Erhabene einschränkt. Alles, was sich als irgend ein Vorzügliches, über das Gemeine Hervorragendes auszeichnet, ist der höheren Kunst

.....

nicht bloß schöne sondern auch erhabene Werke hervor. Ihre Werke können der Darstellung einer Idee gewidmet seyn, die an sich weder schön noch erhaben ist. Da aber jedes Werk der, so genannten, schönen Kunst wenigstens der Ausführung nach schön seyn muß: so könnte immerhin die Benennung derselben von der Schönheit, als dem Wesentlichen in ihren Werken hergenommen werden. Der Ausdruck, höhere Kunst scheint mir indeß ihre Natur treffender zu bezeichnen; weil sie durch das Höhere und Freye im Menschen hervor gebracht wird.

nicht unwürdig; wenn sie es nur, seinem Charakter gemäß, in einer schönen Form oder in einem erhabenen Style dem Gemüthe vorführt.

Man muß, um das Wesen der Kunst richtig zu fassen, den Gehalt und die Form ihrer Werke unterscheiden. Unter dem Gehalte verstehe ich, das, was sie darstellen; unter der Form die Art, wie sie es darstellen.

Es gibt Kunstwerke des reinen Geschmackes. In ihnen fallen Gehalt und Form zusammen. Sie wollen nichts als dem Gemüthe den Genuß des Schönen oder des Erhabenen gewähren, z. B. eine freye Zeichnung, ein schönes Landschaftsgemählde, eine Mediceische Venus, ein großer Charakter in einer Epopee oder in einem Drama. Andre aber nehmen ihren Gehalt irgend anders wo her. Rein ästhetisch ist an ihnen bloß die Form, welche diesen Gehalt so auszudrücken hat, daß 1. der Begriff desselben leicht gefaßt werden könne — Schönheit dieses bestimmten Gegenstandes — und daß 2. sie auch an sich, so weit es der Natur des Gegenstandes unbeschadet geschehen kann, ein unmittelbares Wohlgefallen erwecke. In der letztern Rücksicht ist die Schönheit eine angehängte. Das erste verstehen die Kunstrichter, wenn sie sagen, ein Werk spreche sich aus.

Der lyrische Dichter nimmt den Gehalt seiner Werke aus dem eignen Gemüthe, der Landschaftsmahler aus der äußern Natur, der Dichter der

Epopee und des Dramas, der Geschichtsmahler und der Bildhauer nehmen ihn aus der Historie, dem Menschenleben und aus dem Reiche der Ideen. Woher indeß der Künstler auch immer den Gehalt seiner Werke nehme: eine unnachlaßliche Forderung an ihn bleibt die, daß er sich über die gemeine Natur erhebe, daß in seiner Darstellung sich etwas von dem übersinnlichen Vermögen seines Geistes ausdrücke, daß er die Natur in seine höhere Welt hinauf ziehe.

Die Natur gibt dem Künstler immer den Stoff zu seinen Werken. Aber er kann die Natur selten so lassen, wie sie ist; denn sie hat ihre Producte nicht für ästhetische Zwecke gebildet. Er muß hier oft Verbundenes trennen und Zerstreutes zusammenfassen, wobey ihm entweder sein Schönheitsgefühl oder Gefühle der Vernunft den Weg weisen. In dem ersten Falle entstehen rein ästhetische Gebilde; in dem andern arbeitet er nach Ideen. Dies gilt selbst von demjenigen, der irgend einen Gegenstand oder eine Situation treu copirt. Er must diesen Gegenstand oder diese Situation wenigstens nach einer Idee gewählt haben. Hat er sie nur zufällig aufgegriffen, und besteht sein ganzes Verdienst in der treuen Nachahmung: so ist er den Künstlern der höhern Art nicht beyzuzählen. Ihm geht dasjenige ab, was die Kunst zur höhern macht.

Will uns aber gar der lyrische Dichter sein Gemüth im gewöhnlichen Zustande darstellen: so erhalten wird statt eines Kunstwerks eine psychologische Beschreibung. Ideen müssen in seinem Gemüthe leben, und den höhern Zustand erzeugen, der sich in begeisterten Gesängen ausspricht. Wenn uns der dramatische Dichter Charaktere aufstellt: so werden sie uns nur dann als Kunstwerke interessiren, wenn eine Idee in ihnen lebt. Das Epos sinkt zur matten Geschichtserzählung herab, wenn es nicht von der Idee des Universums durchdrungen ist. Eine Idee muß die Gestalt des Bildhauers beseelen, damit sie ästhetisches Leben gewinne.

Alle echten Kunstwerke haben einen idealischen Charakter; die vorzüglichsten aber sind Darstellungen von Ideen.

Unter Ideen verstehen wir solche Vorstellungen, die sich über alles Sinnliche erheben, die in keiner Anschauung gefaßt werden können. Die Vernunft allein bildet Ideen. Sie sind das Höchste des Gedankens, dasjenige, was in den Dingen wesentlich und ewig ist. Freylich enthält auch die Natur Ideen; aber sie gehören nicht zum Sichtbaren. Das Sichtbare ist ihre Hülle. Sie werden nur dann von uns erreicht, wenn der Geist das Sichtbare fahren läßt, und denkend dasjenige ergreift, was dem Sichtbaren zum Grunde liegt, und einzig Werk des Geistes ist, der in der Natur lebt, was sich aber doch der Vernunft oder dem ahn-

denden Gefühle am Sichtbaren offenbart. Auch drückt die Natur keine Idee in ihrer Vollkommenheit aus. Es sind nur einzelne Momente derselben, die uns in der Natur erscheinen, und zwar durch die Nebel der Erscheinung getrübt. Nur im Gemüthe tritt, durch Vernunft, die Idee in ihrer ganzen Klarheit hervor.

Die Allmacht ist eine Idee. In der Natur finden wir nur Wirkungen, in denen sich eine große Macht ankündigt. Das Weltall ist eine Idee. In der Natur fassen wir nur Theile desselben auf. Mögen wir die Reihe so weit verfolgen, als wir immerhin wollen: die Vorstellung des Alls entsteht doch erst dann, wenn wir uns über die Natur erheben. Die Ewigkeit ist eine Idee. Aber die Natur hat nur Zeitmomente, nie gelangen wir durch das bloße Anschauen derselben zum Gedanken der Ewigkeit. Erscheinungen der Seelenstärke, der Weisheit, der Geistesgröße entdecken wir freylich im Menschenleben. Aber die wahre Idee derselben wird nur im Innern durch Vernunft erzeugt.

Wir haben indeß das Bedürfniß, den reinen Gedanken sinnlich anzuschauen. Er erhebt uns in eine übersinnliche Welt. Aber nur das, was eine sinnliche Gestalt angenommen hat, ergreift das Gemüth, und zieht seine Gefühle mit zu jener Höhe empor. Eine Idee sinnlich anzuschauen ist unmöglich. Sie müßte denn aufhören Idee zu seyn. Das Einzige, was hier geschehen kann ist, daß man

uns sinnliche Zeichen derselben gebe, die uns veranlassen, die Idee in uns selbst zu bilden. Das ist es, was die Kunst versucht. Die Kunst tritt gleichsam zwischen die Natur und die Vernunft in die Mitte. Sie leistet mehr als die Natur je vermag; weil sie aus dem Stoffe derselben alles zusammenträgt, was zur Darstellung der Idee dienen kann; weil sie dasjenige, was in der Natur nur in einzelnen verschiedenen Momenten erscheint, in Einen sinnlichen Moment faßt. Auf der andern Seite kann sie indeß auch die Reinheit, in welcher die Vernunft ihre Ideen bildet, nicht erreichen; weil sie in einem sinnlichen Stoffe arbeitet. In so fern kann man also sagen, daß die Kunst zwischen der Natur und Vernunft Vereinigung stifte, das Sinnliche und Uebersinnliche, in einer gewissen Harmonie, dem Gemüthe vorführe.

Diese Harmonie ist der vorzüglichste Grund unsers Wohlgefallens an Werken der Kunst — und dasjenige, was die höhere Kunstschönheit, zum Unterschiede von der Schönheit überhaupt, ausmacht, welche zwar auch an Werken der Kunst nicht fehlen darf, aber sich nur in der sinnlichen Form zeigt.

Ein Kunstwerk, das den Kunstsinn befriedigen soll, hätte also, in Ansehung des Schönen, dreyerley zu leisten: 1. es muß seine Idee aussprechen, darin zugleich das Gemüth erheben, und ihm das Gefühl der Zusammenstimmung des Verschiedenen zu Einem verschaffen; 2. es muß in der Harmonie

des Sinnlichen und Uebersinnlichen das Gemüth entzücken, indem es ihm das Bewußtseyn des Friedens zwischen seinen höchsten Kräften gewährt. 3. Es muß so viel freye Schönheit enthalten, als sich mit der Natur des Gegenstandes verträgt.

Die sinnlichen Zeichen, wodurch die Kunst die Ideen der Vernunft darzustellen sucht, heißen ästhetische Ideen *). Ihre Bestimmung ist nach der Verschiedenheit der Kunstwerke selbst verschieden.

Wir können die letztern in dieser Hinsicht in zwey Classen theilen, nähmlich: in solche, deren Zweck die Darstellung der Idee in der Natur ist, und in solche die eigentlich nur die Natur selbst, aber nach Ideen darstellen. Zu den ersten gehören die frey bildenden, zu den andern die mehr nachahmenden Künste.

In den frey bildenden Künsten soll die ästhe-

.....

*) Aesthetische Ideen sind von Idealen sehr unterschieden. Jene dürfen sich nur über das Sinnliche erheben. Es ist nicht nöthig, daß sie immer das Höchste erreichen, welches von den letztern gefordert wird. Ideale kleiden das Höchste in ein sinnliches Bild; ästhetische Ideen deuten ihren Gegenstand nur durch Zeichen an. Sie haben daher mehr Mannichfaltigkeit und mehr sinnliches Leben. Von Idealen kann die Kunst selten Gebrauch machen; ästhetische Ideen dürfen ihr nie fehlen.

tische Idee die Vernunftidee, durch Versinnlichung, beleben. In den mehr nachahmenden soll sie das Gemüth vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen erheben, die Natur, durch Andeutung des Unsichtbaren, veredeln. In den ersten führt sie abwärts, in den andern aufwärts; in jenen versinnlicht sie das Geistige, in diesen vergeistigt sie das Sinnliche. Ueberall aber muß sie das Gemüth über das Gemeine und Vergängliche hinaufrücken zum Herrlichen und Ewigen, und ihm das Gefühl der Eintracht seiner sinnlichen und übersinnlichen Natur gewähren.

Aesthetische Ideen sind dasjenige, was einem Kunstwerke Geist gibt. Ein Werk, dem es ganz an Ideen, an Andeutungen des Uebersinnlichen gebricht, ist ein geistloses.

Aber nur andeuten im Zeichen, nicht abbilden soll die ästhetische Idee die Vernunftidee. Das Gemüth soll die letztere selbst erzeugen; und zwar nicht so sehr in einer bestimmten Vorstellung, als vielmehr in einem ahndenden Gefühle. Die ästhetische Idee darf daher die Vernunftidee nicht zu genau bezeichnen. Dadurch würde sie aufhören poetisch zu seyn. Sie ist um so vollkommner: je mehr sie ihren Gegenstand, dem Wesen nach, andeutet, und dabey doch dem Geiste keine Fesseln anlegt, ihn auf die Höhe der Idee hebt, und ihn da nicht bloß den freyen Gestaltungen seiner Phantasie überläßt,

sondern selbst die letztere zu mannichfaltigen freyen Gestaltungen veranlaßt.

Auch das macht ein Werk geistlos, daß in ihm alles erörtert, ausgesprochen und scharf bestimmt ist. Ein Werk ist dagegen geistreich, wenn es uns selbst zu denken gibt, und unsre Phantasie vielseitig anregt, ohne daß wir jedoch versucht würden, die herrschende Idee fahren zu lassen. Der Gehalt einer Idee, wenn sie in das Gebieth der Phantasie fällt, ist unendlich. Geistreiche Werke müssen dieses Gefühl in uns zurück lassen; so viel sie uns auch von diesem Gehalte verrathen haben.

Das echte Kunstwerk entsteht in der Seele des Künstlers nicht, wie Begriffe und Schlüsse zu entstehen pflegen, nach einer gedachten Regel und nach einem vorgesetzten Zwecke. Es entsteht in seiner Seele, wie die Träume der Phantasie, an welchen wir uns in müßigen Stunden ergötzen. Er wird gleichsam dazu fortgerissen, ein solches Gebilde zu denken und darzustellen. Er weiß selbst nicht recht, wie ihm geschieht. Er muß sich und seine Idee so aussprechen. Am wenigsten ist die Vollendung, worin er sein Werk darstellt, etwas Projectirtes. Es drängt sich in dieser bestimmten, in dieser ästhetisch vollkommnen Gestaltung aus seinem Geiste hervor.

Darum ist die Kunst nicht jedermanns Ding. Man kann auch niemand dahin belehren und bilden, daß er wahre Kunstwerke hervor bringe. Es

wird dazu eine eigenthümliche natürliche Anlage, ein schöpferisches Vermögen erfordert, das man Genie nennt.

Das Genie ist eine freye Kraft des Geistes. In den nachahmenden Künsten erfüllt es die Wirklichkeit mit Ideen. In den selbst thätig bildenden erzeugt es nicht allein die Idee, sondern gesellt ihr auch ihr Zeichen zu, und vereinigt beyde zu einer idealisirten Natur oder zu einer verkörperten Ideenwelt.

Das Vorzüglichste, was im Genie wirkt, ist die Phantasie. Phantasie schafft aus der wirklichen gemeinen Natur die künstlerische. Sie reiht die Züge aneinander, und gibt den Stoff her, woraus das Bild entsteht. Ohne eine reiche und lebhafte Phantasie ist keiner ein genialischer Mensch. Aber Phantasie allein kann das Herrliche nicht erzeugen, was uns in Werken der Kunst entzückte Sich selbst überlassen, folgt sie entweder dem zufälligen Spiele der Gedankenverknüpfung, oder der Neigung des Herzens. Was sie hervorbringt sind süße Träume oder wunderliche Gaukeleyen, die auf nichts weniger Anspruch machen können, als darauf, in der Betrachtung allgemein zu gefallen.

Im Genie vereinigen sich mit der Phantasie ein reger Sinn für das Schöne und eine rege Empfänglichkeit für Ideen. Beyde müssen der Phantasie die Regel vorschreiben. Der erste gibt ihren Bildungen den äußern Glanz, wodurch sie gefallen, die andre

die tiefe Bedeutung, die uns an ihnen erhebt, und in das Reich des Uebersinnlichen führt.

Phantasie, Schönheitsgefühle und Vernunft wirken indeß so innig im Genie zusammen, als ob in allen nur Eine Kraft wäre. Das ist es, darum dünkt uns das Genie so wunderbar. In der innigsten Eintracht des Gemüthes, im ungetrennten höchsten Lebensgefühle kommen seine Werke zum Vorschein.

Charakteristisch ist überdem noch für das Genie die Originalität. Ideen, die in uns entstanden sind tragen auch das Eigenthümliche unsers Geistes an sich. Nicht bloß der moralische Charakter, sondern auch das Besondere unsrer Neigungen, Stimmungen, Anlagen und der ganzen Richtung unsers Geistes geben ihnen ein eignes Gepräge.

Noch weit mehr ist dies bey den Zeichen der Fall, die eine Idee darstellen sollen. Sie lassen sich ins Unendliche modificiren, ohne daß die einzelne Gestaltung der andern den Vorzug streitig — oder auf allgemeines Wohlgefallen mehr Anspruch machen könnte. Ein jedes gilt in seiner Art und als Werk dieses Künstlers, als Abspiegelung dieses Innern.

Nirgends offenbart sich mehr die unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit des innern Lebens, als hier. Diese Besonderheit der Darstellung heißt der Styl oder die Manier. Jeder echte Künstler hat seinen eignen Styl, wie er seine in-

dividuelle Natur und Bildung hat. Je größer und genialischer ein Künstler ist; desto origineller wird sein Styl seyn. Große Künstler bilden deßwegen Schulen, in welchen der von ihnen erfundene Styl herrschend ist; aber nur als Grundform — nicht als etwas, das, in allen seinen Theilen, nachgeahmt werden soll. Wer sich sclavisch an die Schule hält, darf auf echten Kunstgeist keinen Anspruch machen. Auch der mittelmäßige Künstler, der im Style einer Schule arbeitet, muß das Eigenthümliche seines Lebens zu bewahren und auszudrücken wissen.

Ein Kunstwerk ohne Originalität mag immerhin große Ideen in schönen Formen darstellen: ihm fehlt doch das herrliche Leben, welches wir vorzüglich von ihm erwarten, und wodurch es Bild des Innersten der Menschheit ist. Jene Ideen sind auch gewiß nicht selbsterzeugte; jene Form ist gewiß eine mühsam eingelernte und angeeignete. Fast immer wird der feinere Geschmack darin Einheit des Geistes vermissen, die nur dasjenige haben kann, was aus einem menschlichen Gemüthe rein hervor gegangen ist.

Menschen, denen es an Originalität des Genies fehlt, pflegen ihren nachgestümperten Werken dadurch den Schein derselben zu verschaffen, daß sie ihnen eine eigne Manier ankünstelten. Sie werden dadurch manirirt, was nicht bloß ein Fehler ist, sondern auch etwas noch Schlimmeres andeutet.

Das Genie ist angeboren, aber nicht in seiner Vollkommenheit, sondern nur als Reichthum der Phantasie, verbunden mit einer Richtung des Geistes nach dem Idealischen und einer feinern Empfänglichkeit für schöne Formen. Es muß daher allerdings gebildet werden.

Mit der Phantasie gibt es sich von selbst. Aber der Sinn für das Idealische und Schöne muß sich durch gesammte Geistesbildung und vorzüglich durch das Anschauen schöner Werke beleben und entwickeln. Es bedarf des äußern Einwirkens, damit die höhere Welt aufgehe, die noch in den Tiefen des Innern verborgen ist. Das mittelmäßige Genie legt daher nie die Manier der Schule ab, in welcher es gebildet wurde. Dem ausgezeichneten Genie ist jenes Einwirken nur ein Anstoß, der seine Kraft treibt, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit schöpferisch hervor zu brechen. Ist es einmal erwacht: so ist es sich, im Reichthume seines Geistes, selbst genug. Es erzeugt sich auch im Großen und Wesentlichen seine eigne Manier, und stiftet eine Schule für die mittelmäßigen.

Begeisterung nennen wir denjenigen Zustand, worin das höhere Leben des Genies vorzüglich angeregt ist, ästhetische Ideen in schöner Gestaltung zu erzeugen. Der Begeisterte ist von einer Idee ergriffen, und diese setzt seine Phantasie in Bewegung, die zweckmäßigen Zeichen hervor zu bringen. Die Phantasie regt das Gefühl an; das Gefühl

wirkt auf die Phantasie zurück; und in immer größerer Fülle strömen dem Geiste die Bilder zu.

Das vollkommen gebildete Genie trägt schon den guten Geschmack in sich. Aber in dieser Vollendetheit seiner Bildung wird es selten angetroffen. Darum muß der Geschmack ihm immer zur Seite gehen.

Genie ohne Geschmack ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Nicht selten verschmäht das Genie, im Gefühle seiner Kraft und in der Fülle des Uebermuthes, die Zucht des Geschmackes, als etwas Lästiges, Knechtisches und Unedles. Dann entstehen jene ungeheuern Werke, in welchem wir wohl Schwung und Freyheit des Geistes bewundern, die aber nie unsre Liebe gewinnen. Wo das Genie in seinem vollen Vermögen wirkt: da ruht der Geschmack. Er muß hinterher die Feile anlegen, und dem Werke die letzte Vollendung geben.

Außer dem Genie wird zur Hervorbringung echter Kunstwerke noch Talent erfordert. Dem Genie gehört das Bild im Gemüthe. Das Talent stellt es im sinnlichen Stoffe dar. Das Genie bildet vor; das Talent bildet nach. Mit dem Genie ist gewöhnlich auch das Talent verknüpft, wenigstens der Ansatz dazu. Der Geist belebt das Organ, das dann nur der fleißigen Uebung bedarf, um es zur Fertigkeit zu bringen. Talent ohne Genie ist etwas bloß Mechanisches, und ohne ästhetischen Wehrt. Mit Talent allein ist man noch kein Künst-

ler. Das Talent, mit etwas Geschmack verbunden, zeigt sich in solchen Werken, denen, um Kunstwerke zu seyn, das Wichtigste fehlt, nähmlich der Geist.

Da wo Genie, Geschmack und Talent in den Stunden der Weihe zusammen treffen, werden die herrlichen Werke geboren, die der Ewigkeit angehören, und zu welchen der betrachtende Geist, nach allen Verirrungen des Geschmackes, immer mit neuer Liebe zurück kehrt.

Elfter Brief.

Das Gute.

Wir wenden uns jetzt, meine Emilie, zu der Betrachtung des Guten. Unsre Untersuchung wird einfacher und leichter werden. Das Gute liegt uns überall näher als das Schöne und das Erhabene. Seine Quelle ist im Herzen. Es werden weniger künstliche Mittel erfordert, um den Sinn dafür zu wecken, und uns ein klares Bewußtseyn davon zu verschaffen. Gut kann und soll jeder werden. Man braucht nur auf sich selbst recht zu achten, um das Wesen des Guten zu fassen.

Moralische Bedürfnisse, die sich auf das Gute beziehen, kommen weit häufiger, bey einer ganz gewöhnlichen Entwickelung der Geisteskräfte, zum Vorschein, als die ästhetischen. Tausend Menschen, die vom Schönen nichts wissen, und für das

Große kein Gefühl haben, kennen und ehren das Gute.

Das Gute gibt dem Menschen seinen rein menschlichen Wehrt. Durch mancherley Vorzüge kann man sich auszeichnen, und andern interessant werden. Aber etwas gelten kann man nur dadurch, daß man gut ist.

Der rein menschliche Wehrt, den uns das Gute gibt, heißt Würde. Wer Würde hat muß geachtet werden, welches noch etwas ganz andres ist, als daß man jemand bewundert, oder glücklich preist, oder liebt. Vor dem Guten fühlen wir eine gewisse Scheu, die es uns verbiethet, in Ansehung desselben etwas Ungeziemendes zu denken oder zu thun.

Das Gute ist also nicht das Angenehme. Etwas kann sehr angenehm, und dabey schlecht seyn; und manches ist unläugbar gut, was wir doch unangenehm finden. Wie viele Pflichten, deren treue Erfüllung der unbestrittene Ruhm des Guten krönt, fallen uns nicht beschwerlich? und wie manche Handlung müssen wir, als eine schlechte, tadeln, wozu der Reitz einer süßen Lust verführte?

Das Angenehme richtet sich immer nach der besondern Beschaffenheit unsrer Empfindungsorgane. Es gibt vielleicht nichts, was allen Menschen ohne Unterschied angenehm wäre. Aber das Gute steht unter einem allgemeinen und ewigen Gesetze. Was der gesunde Verstand für gut erkennt, das ist für

alle gut, deren moralische Anlagen gehörig entwickelt sind

Wenn auch in einzelnen Fällen die Urtheile der Menschen über das Gute von einander abweichen: können sie sich doch darüber gegen einander erklären, sich ihre Gründe mittheilen und am Ende einig werden. Das Angenehme läßt nicht anstreiten.

Was einmal gut ist, das bleibt es immer.

Indeß hat das Wort gut wieder eine doppelte Bedeutung. Gut heißt oft das Brauchbare, was seinem Zwecke entspricht, oder was überhaupt zu etwas dient. So nennen wir Werkzeuge, Hülfsmittel zu gewissen Verrichtungen, Dinge, welche menschliche Bedürfnisse befriedigen, welche Unbequemlichkeiten abhelfen, oder zur Verschönerung des Lebens gereichen, gut. Um zu wissen, ob eine Sache in diesem Sinne gut sey, hat man zu untersuchen, entweder ob sich überhaupt etwas damit machen lasse, oder ob sie sich insbesondre zu dem eigne, wozu sie bestimmt ist. Auch geistige Dinge können auf diese Weise gut seyn. Man spricht z. B. von einem guten Kopfe — der leicht und viel faßt, alles glücklich verarbeitet und selbst denkt — von einem guten Buche — welches seinen Gegenstand auf eine lehrreiche oder praktische Art in gefälligem Gewande darstellt — u. s. w.

Die Schule nennt dies das Relativ- (Beziehungsweise) Gute. Man kann es auch das Nützliche nennen.

Das Nützliche steht immer unter gewissen Bedingungen seiner Güte. Was in der Einen Hinsicht vortheilhaft ist, ist oft in einer andern nachtheilig; es kann so gar unter veränderten Umständen in derselben Hinsicht nachtheilig werden.

Für das Nützliche hat man keinen allgemeinen Maßstab. Ein jeder muß es für sich, nach seinen Bedürfnissen, ausmitteln. So verschieden als die Zwecke sind, welche Menschen sich vorsetzen, so verschieden sind auch die Arten des Nützlichen.

Es gibt indeß auch ein Gutes, was an sich, ohne alle Beziehung und Bedingung, gut ist — das Absolut-Gute; — und dieses ist der Gegenstand unsrer Betrachtung. Es liegt in seiner Natur, daß es von allen, welche Sinn dafür haben, gebilligt werde. Man nimmt dabey keine Rücksicht auf etwas Andres, wozu es etwa dienen mag. Und wenn es zu nichts diente; wenn es so gar schädlich würde: wir können doch nicht umhin, es für das Rechte zu erkennen, und ihm unsre Achtung zu bezeugen. Sein bloßes Daseyn ist hinlänglich, uns anzuziehen und zu entzücken. Wenn wir gleich selbst Nachtheile davon haben, wir fühlen doch, daß es überall seyn sollte, daß darin die Regel für das wahre Wesen aller Dinge ausgedrückt ist; und daher entsteht uns auch die Ueberzeugung, daß es, wo eine vernünftige Ordnung herrscht, nie anders als heilbringend seyn könne, und daß die Einzelnen Unbequemlichkeiten, die es zu veranlassen scheint,

verschwinden müssen, wenn man auf das Ganze sieht.

Das Gute an sich ist nicht für diejenigen Menschen, welche überall nach dem Nutzen fragen. Sie können nicht begreifen, wie etwas gut seyn möge, ohne irgend wozu gut zu seyn. Daß etwas einem reinen menschlichen Daseyn genüge, ist ihnen unverständlich, weil sie dieses reine menschliche Daseyn nie in sich gefunden haben.

Aber sie sollten doch bedenken, daß auch sie nicht immer bey ihrem Wozu können stehen bleiben, daß ihr Nützliches ihnen etwas verschaffen soll, was nicht mehr nützlich ist, sondern an sich gefällt. Zwar ist ihnen dies gewöhnlich das Angenehme, oder höchstens das Schöne. Aber warum soll nicht auf eben die Weise, wie manches an sich angenehm oder schön ist, manches andre an sich gut seyn können? Ist denn eine solche Einrichtung der menschlichen Natur, vermöge welcher etwas an sich Beyfall findet, weil es ihren ursprünglichen Bedürfnissen zusagt, widersprechend?

Mag immerhin der ökonomische Geist, der mit allem haushält, den Sinn für das an sich Gute unterdrücken. Es ist doch da — es ist in vielen herrlichen Menschen wirklich gewesen; und seine Vortrefflichkeit wird noch immer von Guten und Schlechten anerkannt.

Die Sphäre des Guten sind die Handlungen der Menschen. Wenn wir äußere Gegenstände gut

oder schlecht nennen: so verstehen wir damit immer ihre Tauglichkeit oder Unbrauchbarkeit. Nur Wesen, die mit Gefühl, mit Ueberlegung und mit Freyheit wirken, die Vorschriften für ihr Thun und Lassen fassen, dieselben prüfen, und sie dann noch, nach eignem Belieben, annehmen oder verwerfen können, sind der Darstellung des Guten fähig; sie haben moralische (sittliche) Anlagen.

Alles an sich Gute ist ein Sittliches; denn es ist aus Ueberlegung entstanden, mit Freyheit gewählt und ausgeführt.

Das Gute kommt daher auch immer aus dem Herzen. Die That ist bloß darum, und in so fern gut, als sich in ihr Güte des Herzens — eine Gesinnung die das Gute in seiner Vortrefflichkeit aufnimmt — offenbart. Wo diese Gesinnung fehlt; da mögen im Aeußern alle Merkmale des Guten vorhanden seyn: das Gute selbst werden wir hier nie antreffen. Es ist eine aufgedrungene, dem Gemüthe fremde Form, was diesen Schein erzeugt. Das Gute ist ein heiliges Leben im Innern. Nur der edle Mensch verrichtet gute Thaten.

Sittlich oder moralisch nennen wir im Allgemeinen alles, was sich auf das an sich Gute bezieht, oder wobey die Fähigkeiten, die uns zum Guten leiten sollen, wirksam gewesen sind. Ein moralischer Charakter ist ein solcher, den man nach Grundsätzen des Guten und Schlechten beurtheilen

kann. Eine moralische Stimmung ist eine solche, die uns dem Guten geneigt macht.

Das Moralische ist noch nicht das Gute; gibt es doch moralische Fehler, ein moralisches Verderben u. s. w. Es wird erst zum Guten gebildet, indem wir es uns selbstthätig aneignen. Es wird uns aber zum Schlechten, indem wir uns ihm widersetzen, und unsrer Freyheit eine andre Richtung geben.

Im besondern Sinne wird das Wort moralisch für gut genommen. Wir brauchen es dann, um damit die Reinheit des Guten anzudeuten. Ein moralischer Mensch ist derjenige, welcher nicht bloß gut handelt, sondern auch mit guter Gesinnung.

Das Gute, in seiner Vollkommenheit, ist das Heilige, wovon im Verfolge die Rede seyn wird.

Zwölfter Brief.

Das sittliche Gefühl.

Das Gute wird anerkannt vom sittlichen Gefühle, wie das Schöne vom Geschmacke; und wie das Schöne mit Wohlgefallen, das Häßliche mit Widerwillen, so wird das Gute mit Achtung, das Schlechte mit Verachtung aufgenommen.

Davon rührt auch wohl die sonst nicht ganz richtige Benennung Gefühl her. Denn wenn wir uns auch der Gründe nicht deutlich bewußt sind, die uns bestimmen, etwas für gut oder für schlecht zu erklären: so ist es doch ein Urtheil des Verstandes, und nicht ein Gefühl, was hier entscheidet. Aber das Urtheil ist mit einem Gefühle verknüpft; und dieses Gefühl ist in der Seele so lebendig, daß sich jenes darin gleichsam verliert, und wir uns des

Guten mehr in der Achtung, die wir dafür empfinden, als in bestimmter Hinsicht bewußt werden.

Die menschlichen Handlungen lassen mehrere Arten der Beurtheilung zu. Wir beurtheilen sie nähmlich oft aus dem Gesichtspunkte der Schicklichkeit, und sehen dann darauf, ob sie den eingeführten Formen des gesellschaftlichen Lebens und dem natürlichen Zwecke desselben, ob sie den Regeln der freyen Schönheit und der besondern Bestimmung der einzelnen Handlung angemessen sind — überhaupt, ob sie uns die Nähe des Wesens, welches so handelt erfreulich machen.

Die Vorzüge, die wir hier entdecken nennen wir gute Lebensart, Artigkeit und Feinheit. Allerdings sind dies bedeutende Vorzüge; und es nimmt sehr für einen Menschen ein, wenn er, ohne Zwang, das Schickliche auf eine gefällige Art darstellt. Geschmack und Humanität machen es zur Pflicht, dahin zu streben. Sie sind aber nicht mehr als eine schöne Hülle; am Innersten des menschlichen Daseyns ist damit noch nichts gebessert. Jemand kann sie im höchsten Grade besitzen, und dabey ein schlechter Mensch seyn.

Auf Kosten alles menschlichen Wehrtes, wird in gewissen Zeiten ein glattes Aeußeres als Vergütung für Fehler des Herzens genommen. Kommt es aber erst dahin, daß man das Schickliche mit dem Guten verwechselt, und in jenem alles glaubt geleistet zu haben, was dieses verlangt: dann ist die Mensch-

heit in Gefahr, ihr Edelstes einzubüßen, und dann wird auch das Schickliche nicht lange mehr beobachtet werden.

Wir beurtheilen menschliche Handlungen, zweytens, aus dem Gesichtspuncte ihrer Zuträglichkeit für fremdes oder für eignes Wohl. Im ersten Falle ist die Beurtheilung derselben philanthropisch; im zweyten ist sie egoistisch. In beyden vergleicht der Verstand Mittel und Zwecke mit einander, um die Zuträglichkeit jener zu erkennen. Das Höchste, was man in dieser Hinsicht von jemand sagen kann, ist, er sey klug; und das ist noch kein sonderlicher Ruhm — oft ein Ruhm, der mit dem Verluste des bessern Selbstes erworben wird.

So mannichfaltig als die menschlichen Bedürfnisse sind; so mannichfaltig sind auch die Maximen, welche in dieser Hinsicht Billigung verdienen.

Man könnte diese Art der Beurtheilung die verständige nennen. Sie hat es eigentlich mit Wehrt und Unwehrt gar nicht zu thun. Sie fragt nur, ob eine Handlung zu dem passe, was dadurch erreicht werden soll. Dies letztere kann etwas sehr Schlimmes seyn.

Eine Handlung ist tauglich entweder zur Erreichung eines einzelnen Zweckes, oder zur Ausführung eines umfassendern Planes, oder zu einem richtig gedachten Ganzen der menschlichen Glückseligkeit. Auf die letztere sollte man vorzüglich sehen,

wann von Klugheit oder Unklugheit, ohne Rücksicht auf Sittlichkeit, die Rede ist. Den sollte man den Klügsten nennen, der sein Leben so einrichtet, daß er desselben am meisten froh wird. Aber man sieht gewöhnlich entweder auf die bekannten Absichten des Menschen, den man beurtheilt, oder auf diejenigen Dinge, welche die öffentliche Meynung, oft verkehrt genug, als die vorzüglichsten preist.

Eine moralische Klugheit würde nicht allein diejenige heißen, welche das Gute nie verletzt, und sich überall nach den Regeln des Guten einschränkt, sondern insbesondre diejenige, welche sich selbst dem Guten dienstbar macht, und zur Förderung des Guten im eignen Leben, wie zur Bewirkung desselben in der Welt die tauglichsten Mittel erfindet.

Verwechselt man das Gute mit dem Klugen: so ist das noch viel schlimmer, als wenn es mit dem Schicklichen verwechselt wird — selbst dann, wenn man dabey den fremden Vortheil mit dem eignen verbände. Jener wird diesem doch immer untergeordnet bleiben; man wird es eben aus Klugheit nicht mit der Welt verderben wollen: und wir erhalten statt einer moralischen Lehre, ein System der Selbstsucht, woraus, wenn es consequent durchgeführt wird, ein großer Verfall entstehen muß.

Man kann, drittens, menschliche Handlungen auch aus dem Gesichtspuncte der Rechtlichkeit beurtheilen; wo dann untersucht wird, ob sie kein Recht eines andern verletzen, und dem bür-

gerlichen Gesetze, das jedem sein Recht zuerkennt und sichert, angemessen sind.

Im Grunde fällt diese Beurtheilung mit der aus dem Gesichtspuncte der Klugheit zusammen. Die bürgerliche Gesellschaft verfolgt die Uebertretung ihrer Gesetze mit Strafen, und die Klugheit räth, daß man dieselben zu vermeiden suche. Aber sie können oft, eben mit Hülfe der Klugheit, bey einem gesetzwidrigen Betragen, vermieden werden. Deßwegen muß ein eignes Rechtsgefühl die rechtliche Beurtheilung leiten. Und dieses Rechtsgefühl ist wirklich in der menschlichen Natur gegründet.

Wenn keine bürgerliche Gesellschaft und kein geschriebenes Gesetz existirten: so würde man doch menschliche Handlungen darnach beurtheilen, ob durch sie auch jemaandes Recht gekränkt werde.

Die rechtliche Beurtheilung ist der Anfang der moralischen; aber sie ist nicht diese selbst. Der gute Mensch darf keines andern Recht verletzen; aber damit allein ist er noch kein guter Mensch. Er darf noch manches Andre nicht thun, und soll vieles vollbringen, wovon das Gesetz des Rechtes schweigt. Die rechtliche Beurtheilung umfaßt daher nur einen Theil derjenigen Handlungen, die in die Sphäre des Guten gehören. Sie bleibt überdem beym Aeußerlichen stehen. Wenn das Gesetz nur erfüllt wurde, dann ist es einerley, aus welchem Grunde es geschah, und welche Triebfedern dabey wirksam waren. Die sittliche aber sieht das

Herz an; sie will den Menschen in seinen Thaten wägen. Vor ihr besteht nur, was aus reiner Liebe zum Guten fließt.

Dieses Vermögen nun, die innere Güte einer Handlung, abgesehen von Anstand und Vortheil, an sich selbst zu beurtheilen, verstehen wir unter dem sittlichen Gefühle. So sagen wir von jemand; er habe ein feines sittliches Gefühl, wenn er das Gute vom Schlechten scharf unterscheidet; oder, er habe ein lebhaftes sittliches Gefühl, wenn die Vorstellung des Guten und Schlechten ihn stark ergreift, und tief bey ihm eindringt. Das Urtheil fällt auch hier der Verstand; aber er wird von gewissen geheimen Thätigkeiten der Seele geleitet. Und diese Thätigkeiten eben bestimmen den Unterschied des Guten und Schlechten. Mit ihnen muß dasjenige übereinkommen, was wir gut nennen sollen. Das Bewußtseyn des Widerspruches, worin etwas gegen sie steht, erweckt den Abscheu, mit welchem wir das Böse betrachten. Sie sind das Wesen des Moralischen im Menschen. Auf sie sind alle seine sittlichen Anlagen gegründet.

Das moralische Gefühl ist eine Erscheinung, die sich weder wegläugnen, noch durch künstliche Herleitungen ihres Ansehens berauben läßt. Wer auf sich selbst etwas hält, und das Leben, nach seinen Vorzügen und nach seiner Armuth, richtig zu würdigen weiß, wird es für seine höchste Ehre halten,

und darauf, als auf die Stütze seines Friedens, vertrauen.

Ohne alles moralische Gefühl ist wohl kein Mensch. Aber ursprüngliche Rohheit oder spätere Verwilderung kann gegen die beßere Stimme in der Brust betäuben, oder die Fähigkeit der Seele, die in dem moralischen Gefühle wirkt, so unterdrücken, daß es fast so anzusehen ist, als ob sie gar nicht da wäre. Das meynt man, wenn man sagt, dieser oder jener habe gar kein moralisches Gefühl. Uebrigens regt sich dasselbe auch in sehr schlechten Menschen noch. Sie können der Tugend ihre Achtung nicht ganz versagen. Sie müssen die Laster mißbilligen, die sie selbst ausüben, und die vielleicht ihren Vortheil sehr befördern.

In unverdorbenen Gemüthern zeigen sich indeß die Wirkungen des sittlichen Gefühles am lautersten.

Warum erklären wir gewisse Handlungen für solche, die gethan werden, und andre für solche, die unterbleiben sollen? Ist es etwa der Vortheil, der uns jene anpreist, und diese untersagt? Der Vortheil kann nur anrathen, nie das Gefühl der Nothwendigkeit erwecken; er kann wohl Lust, aber nie Achtung hervorbringen. Ueberdem erklären wir manche Handlung für recht, die unserm Vortheile offenbar entgegen ist, und manche für unrecht, die denselben trefflich befördern würde. Wir sind fest überzeugt, daß weder der günstige noch der nachtheilige Erfolg in der Natur des Guten und des

Schlechten etwas ändern könne. Im Gegentheile erscheint uns das Gute dann am herrlichsten, wenn es mit Verläugnung des eignen Nutzens und mit der freywilligen Uebernahme des Schmerzes erkauft werden muß. Wie ehrwürdig wird uns der Mann, der die Wahrheit sagt, und nicht davon abweicht, ob er gleich alles dadurch beleidigt, sich Lästerung und Verfolgung zuzieht, den weder Schmeicheley noch Drohung bewegen, das Recht, das in seiner Gewalt ist, zu beugen! — wie ehrwürdig das Weib, das Ein Opfer nach dem andern darbringt, um die Pflichten der Gattinn und Mutter zu erfüllen!

Hier werden Gesinnungen gezeigt, die ihren Adel in sich selbst haben, und denen niemand seinen Beyfall versagen kann.

Hat es uns etwa die Erziehung so eingeprägt, daß wir manches rühmlich und manches andre dagegen verwerflich finden? Wie ist denn die Erziehung dazu gekommen? Durch welche Mittel ist es ihr gelungen, dieser Maxime ein so allgemeines Ansehen zu verschaffen, daß man unter allen kultivirten Völkern, ohngeachtet der übrigen Verschiedenheiten in ihren Erziehungsweisen, sich darin so gleich bleibt? Wenn die Erziehung das sittliche Gefühl überall weckt und pflegt: so muß sie doch wohl von der Natur die Weisung und das Gesetz dazu empfangen haben.

Und warum hört man nicht auf, die Menschen

zum Sittlichen zu erziehen; da dies doch offenbar etwas sehr Lästiges ist?

Nein, es ist nicht von außen in den Menschen herein gekommen: es ist etwas Ursprüngliches und Angebornes, daß er manches, ohne Rücksicht auf Vortheil und Genuß, billigen, und manches, ohne Rücksicht auf Nachtheil und Schmerz, tadeln — es ist Einrichtung seines Wesens, daß er manches, als ein Gutes, achtungsvoll aufnehmen, und manches, als ein Schlechtes, mit Verachtung verwerfen muß. So wenig er sich auch der Gründe bewußt seyn mag, welche ihn dazu bestimmen: er kann doch nicht anders.

Es gibt ein eignes Vermögen der Beurtheilung menschlicher Handlungen, das weder auf das Schickliche, noch auf das Zuträgliche, noch auf das Rechtliche sieht, sondern auf das an sich Gute — und das ist das sittliche Gefühl.

Dreyzehnter Brief.

Verschiedenheit in den Aeußerungen des sittlichen Gefühles. — Gewissen.

Sie erinnern mich daran, meine Emilie, daß die Wirkungen des sittlichen Gefühles überall so verschieden, und die Begriffe der Menschen über Recht und Unrecht sich oft ganz entgegen gesetzt sind. Das ist allerdings nicht zu läugnen. Wir sehen den Einen das rühmen, was der andre verurtheilt. Rohe Menschen machen sich Dinge zur Pflicht, die den Gebildeten Abscheulichkeiten sind. Und wie manches wird bey unkultivirten Völkern öffentlich und ohne Scheu gethan, was unter uns schon das halb entwickelte sittliche Gefühl mißbilligt! Läßt sich doch fast kein Laster denken, selbst von dem, gegen welche sich schon der natürliche Menschensinn empört, das nicht irgendwo geduldet, oder gar begünstigt würde.

Dies darf uns aber gar nicht befremden, und am allerwenigsten können wir hieraus schließen, daß das sittliche Gefühl nicht zu den ursprünglichen und allgemeinen Anlagen der menschlichen Natur gehöre. Eher noch muß es uns in dem Glauben daran bestärken. Denn so verschieden seine Aeußerungen auch seyn mögen: wir finden das Wesentliche doch überall wieder. Alle Umstände, die dazu beygetragen haben, jene Verschiedenheit hervor zu bringen, haben dieses Wesentliche doch nicht vertilgen können.

Mit dem sittlichen Gefühle verhält es sich wie mit jeder andern Anlage. Es muß sich entwickeln. Es bedarf der Pflege und der künstlichen Nachhülfe, wenn es zur Vollkommenheit gelangen soll. Es hat an den Leidenschaften der Menschen und an mancherley Vorurtheilen Gegner, die ihm leicht zu mächtig werden, und es bald verfälschen, bald schwächen, bald ganz unterdrücken. So wie sich der Verstand, wenn ihn nicht Erziehung und Unterricht begünstigen, nur in solchen Menschen, welche die Natur hierin reich bedacht hatte, über das Gemeine erhebt: so kann auch das sittliche Gefühl nur da der fremden Leitung und Belebung entbehren, wo es, als genialischer Instinct, in vorzüglicher Stärke vorhanden ist.

Was dürfen wir anders erwarten, als daß das sittliche Gefühl bey solchen Völkern, die noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, die ein un-

günstiges Klima, Despotismus, Aberglaube und Kampf mit physischem Elende in ewiger Geistesknechtschaft gefangen halten, äußerst verkrüppelt erscheine? Was ist natürlicher, als daß falsche Begriffe, die uns schon frühe tief eingedrückt wurden, Meynungen, welche wir aus jedem Munde hören, und denen der allgemeine Glaube huldigt, oder die ein heilig verehrtes Ansehen unterstützt, die innere Stimme entweder zum Schweigen bringen, oder ihr eine andre Deutung geben? Kann nicht die Erziehung fast aus dem Menschen machen, was sie will; und doch gelingt es ihr unter denen, welchen das Licht der Kultur aufgegangen ist, nicht, das moralische Gefühl ganz zu verwirren; so viel sie auch übrigens, durch Angewöhnung an das Schlechte, durch Verschraubung des Verstandes, durch Beförderung des Leichtsinnes und durch Verstärkung der Sinnlichkeit, an demselben verdirbt.

Die Religion der Völker ist nicht immer das Werk eines reinen Natursinnes; — oft ein Kind des Aberglaubens, der Furcht oder des Betruges. Ueberall trägt sie die Zeichen von der Schwäche des menschlichen Verstandes; überall ist sie von verschlagenen Menschen zur Beförderung ihrer Privatabsichten mißbraucht worden, und hat sich deßwegen manche Entstellungen müssen gefallen lassen. Die irrigen Meynungen, welche auf diese Weise entstanden, und vom unwissenden Haufen mit großer Verehrung aufgenommen wurden, mußten natürlich

auf das sittliche Gefühl großen Einfluß haben. Gewöhnlich ist dasselbe von jenen Meynungen schon früher bestochen, als es sich gegen sie sträuben, und zur Berichtigung derselben Anlaß geben konnte.

Die Erscheinung, die wir sittliches Gefühl nennen, ist nicht ganz eine eigenthümliche Anlage. Auch der urtheilende Verstand ist in ihr wirksam. Von ihm hängt so gar die eigentliche Entscheidung ab. Die sittliche Natur gibt nur das Allgemeine her, welches der Verstand auf das Besondere anwendet. Wenn nun die Menschen auch über das Allgemeine einverstanden sind: so muß doch die verschiedene Gabe und Anwendung des Verstandes im Besondern viele Verschiedenheiten hervor bringen; besonders da diese Anwendung in den Aussprüchen des sittlichen Gefühles selten eine besonnene und willkührliche ist.

Der Kurzsichtige zieht aus den richtigsten Grundsätzen falsche Folgerungen. Der mit Vorurtheilen Angefüllte wird von denselben immer irre geleitet; und überall dringt der Geist des Zeitalters durch den Verstand in das sittliche Gefühl ein.

Darum bleibt es eine wichtige Angelegenheit des bessern Menschen, über der Lauterkeit seines sittlichen Gefühles ernstlich zu wachen, und seine moralischen Begriffe, durch Lectüre und Nachdenken, immer mehr zu berichtigen und aufzuklären.

.....

Wo das moralische Gefühl bloß im Allgemeinen über das Gute und Schlechte einer Handlung entscheidet, oder die Handlungen andrer seiner Beurtheilung unterwirft, da behält es den Nahmen moralisches Gefühl. Wo es aber in besondrer Beziehung auf uns selbst, als handelnde Wesen, thätig ist, heißt es Gewissen.

Das Gewissen erklärt sich über die Sittlichkeit und Unsittlichkeit dessen, was wir thun wollen, oder schon gethan haben. Es sagt uns, oft ohne daß wir es darüber befragen, ob wir uns erlauben dürfen, wozu wir wohl Lust haben, oder nicht, auf eine Art, die uns zugleich zu dem Einen antreibt, und von dem andern zurück hält. Aber es zieht auch vollbrachte Thaten vor seinen Richterstuhl; selbst dann, wenn wir seine Aussprüche gar nicht hören mögen. Es billigt oder verurtheilt sie, und gewährt uns darnach das Gefühl der Zufriedenheit mit uns selbst oder das Gefühl des Unwillens über uns, der Selbstverachtung und aller schmerzlichen Empfindungen, die damit verbunden sind.

Den Vorwürfen und den Qualen des geschreckten Gewissens entgeht der Schlechte nicht, wenn er anders noch Gewissen hat. Aber eben so sicher ist auch dem Guten das frohe Bewußtseyn des Rechtthuns.

Dadurch, daß das Gewissen sich unmittelbar an

uns selbst wendet, gewinnt es noch manches Eigenthümliche. Andre können wir nur nach ihrem Aeußerlichen beurtheilen; deßwegen muß das sittliche Gefühl bey der Handlung, als dem allein Sichtbaren, stehen bleiben. Das Gewissen aber dringt ins Innere. Es beleuchtet Absichten und Gesinnungen, und bestimmt nach diesen der That ihren Wehrt. Es verwirft auch diejenige, welche das äußere Gepräge des Guten an sich trägt, wenn sie nicht aus einem guten Herzen floß. Das Gewissen richtet, wie der Unsichtbare über den Sternen, und an seiner Statt.

Wenn wir andere moralisch beurtheilen: so mag es uns genug seyn, sie achtungswehrt oder verächtlich zu finden. Wenn wir uns selbst beurtheilen: so kömmt dabey das ganze Verhältniß des Guten oder Schlechten zu unsrer Natur, zu unsrer Würde und zu unserm Glücke in Anschlag.

Das Gute gibt uns Wehrt vor Gott, Vertrauen zu uns selbst und heitre Aussichten in die Zukunft. Das Böse macht uns vor Gott unwürdig und strafbar, vor uns selbst klein; — und in einer sittlichen Ordnung der Dinge kann es nicht anders als verderblich seyn. Wenn diese Gedanken auch in unsrer Seele noch nicht entwickelt sind: so sind sie doch in dunkeln Regungen da. Sie mischen sich in unsre Gewissensgefühle, und modificiren sie. Wir fühlen, wo wir gut waren, nicht bloß Ach-

tung, sondern auch Ruhe, Zufriedenheit mit uns selbst, frohen Muth und hoffende Ahndungen; — wo wir schlecht waren nicht bloß Selbstverachtung, sondern auch Unwillen über uns selbst, Beschämung, Furcht und schmerzliche Reue. Die Selbstverachtung wird im Gewissen zur schrecklichen Angst.

Das Gewissen ist nie allein moralisch, sondern zugleich religiös — auch in solchen Menschen, welche vorgeben, keine Religion zu haben. In ihm eben erhebt sich der Geist zur Religion; in ihm offenbart sich das, was in der Religion das Heiligste ist.

Ein unbestimmtes Gefühl von einem höhern Gerichte, von Gott und Ewigkeit ist in jeder Gewissensäußerung. Das macht das Gewissen dem Menschen so furchtbar; darum zittert der Frevler, ob ihn gleich niemand verfolgt. Wenn er auch nicht die Strafe fürchtet: so ergreift ihn doch erschütternd die Majestät des Unendlichen, dessen er im Gewissen inne wird, und wobey ihm das Nichts seiner elenden Existenz auf eine schauderhafte Art einleuchtet.

Das Gewissen ist das Licht des Lebens, der gute Geist, der den Menschen auf ebner Bahn führt. Nie kann es uns gereuen, ihm gefolgt zu haben. Wahrheit im Thun, Uebereinstimmung im Gemüthe, Freude im Herzen und Adel im Leben, das sind die göttlichen Gaben, wo-

mit es seine Getreuen belohnt. In denjenigen, die sich eine zarte Empfänglichkeit für seine Aussprüche bewahrt haben, wirkt es oft wunderbar überraschend, deutet da noch auf das Rechte hin, wo die Nebel der Leidenschaft den Verstand schon verfinstert haben — und warnt da noch vor der Gefahr, wo die, von der Lust bethörten, Sinne nichts als die Blumen sehen, die jene überdecken.

Gewissenhaftigkeit, die Disposition der Seele, sich immer von dem Gewissen rathen zu lassen ist das Edelste im menschlichen Daseyn. Alle andere Vorzüge, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die sich, als die schönsten Erzeugnisse eines glücklichen Naturells, zunächst an sie anschließen, Mitgefühl, Sanftmuth, Demuth, Freude am Schönen und Guten u. s. w., haben ohne sie wenig Wehrt. Gewissenhaftigkeit muß sie heiligen, damit sich in ihnen die herrliche Blüthe einer reinen und würdevollen Seele entfalte. Auch in dem besten Herzen bleiben Unregelmäßigkeiten genug zurück, die seiner Vortrefflichkeit Eintrag thun, wenn es nicht durch Gewissenhaftigkeit veredelt ward. Die volle Bildung zur Humanität muß vom Gewissen ausgehen.

Kann das moralische Gefühl schon irre geleitet werden: so kann es das Gewissen noch mehr. Das Gewissen ist in seinen Aussprüchen bestimmter; weil es unser eignes Thun und Lassen in Anspruch nimmt. Hier können also solche Mey-

nungen leichter an die Stelle der moralischen Regel gesetzt werden. Uns selbst wünschen wir, so viel als nur immer möglich ist, erlauben zu können, und deuten daher gerne die Entscheidung des Gewissens nach unsrer Neigung. Unsre Leidenschaften hören nie auf, an dem Gewissen zu künsteln; und wenn man auch sehr auf seiner Hut ist: so vermeidet man doch nicht jede Entstellung desselben.

Mehr kann man von niemand fordern, als daß er nach seiner Gewissensüberzeugung handle. Einem andern unser Gewissen unterzuschieben, und ihn nach demselben zu richten, wäre ein unbesonnener Frevel. Mit demselben Rechte könnte man auch uns ein fremdes Gewissen unterschieben. Oder woher ist es denn entschieden, daß unser Gewissen allein das richtige sey?

Für jeden, der gegen sich selbst redlich war, ist sein Gewissen das richtige — und Treue gegen dasselbe Gewissenhaftigkeit. Nie werden die Gewissenhaften in ihrem Leben ganz übereinstimmen. Mag das seyn; wenn sie nur in ihrer Liebe zum Guten mit einander übereinstimmen.

Wollte indeß jemand wissentlich Irrthümer des Gewissens dulden, oder es an dem nöthigen Fleiße in der Aufklärung und Berichtigung seines Gewissens fehlen lassen: so würde er sich eben dadurch als einen Gewissenlosen kenntlich machen. Wer sein Gewissen wahrhaft ehrt, dem ist auch alles daran gelegen, daß er seine Stimme lauter vernehme.

Das Leben wird um so übereinstimmender und würdevoller; je mehr es das treue Nachbild einer aufgeklärten Gewissensüberzeugung ist.

Das Gewissen kann auch einschlafen, d. h. seine Wirksamkeit verlieren, so daß wir entweder gar nicht mehr auf dasselbe achten, daß seine Aussprüche nicht mehr zu uns gelangen, oder daß wir die Unruhe und den Frieden desselben nicht lebhaft genug empfinden, daß seine Antriebe und Warnungen nicht tief genug bey uns eingreifen, um auf unser Verhalten Einfluß zu bekommen.

Leichtsinn, den man geflissentlich bey sich fördert, öftere Uebertretungen und vorzüglich absichtliche Bemühungen, das Gewissen zum Schweigen zu bringen, um durch dasselbe nicht beunruhigt zu werden, setzen dasselbe entweder ganz außer Thätigkeit, oder stumpfen das Gemüth gegen seine Eindrücke ab. Seine Vorwürfe verlieren ihren Stachel, die Selbstverachtung ihr Empfindliches.

Im Gewissenlosen hat sich der Unterschied zwischen Recht und Unrecht verdunkelt. Die Frage nach der Sittlichkeit seines Thuns hat ihre Bedeutung verloren. Er wird weder beschämt durch den Tadel, noch zurück geschreckt durch die Einreden seines Gewissens.

Traurig ist die Verfassung der Seele, worin das Gewissen einschlief. Der Verfall des ganzen Lebens ist unvermeidliche Folge davon. Und doch geschieht es so leicht im prüfungsvollen Leben, wo

bald unsre Sinnlichkeit angezogen, bald unsre Empfindlichkeit gereitzt, bald unsre Schwäche bestürmt wird. Wohl dem, welchem Stille des Gemüthes, Achtsamkeit auf sich selbst und auf jeden Gewissensspruch das schöne Licht des Lebens ungetrübt erhalten!

Vierzehnter Brief.

Prinzipien der moralischen Beurtheilung. — Vernunft. — Gesetz.

Wir haben im Vorhergehenden gesehen, daß das sittliche Gefühl, so wohl als das Gewissen, in einzelnen Fällen irren kann, und daß dies vorzüglich daher kommt, weil in denselben der Verstand nach dunkeln Regungen des Gemüthes entscheidet, und wir uns dieser Thätigkeit selbst nicht einmal deutlich bewußt sind. Sollen solche Irrthümer vermieden werden: so müssen wir unser sittliches Gefühl aufzuklären, und uns von dem Verfahren, das wir in demselben beobachten, deutliche Begriffe zu verschaffen suchen, damit wir im Stande sind, die Richtigkeit desselben nach diesen Begriffen zu prüfen.

Ich weiß es wohl, daß die Innigkeit des Gefühles eine schöne Eigenthümlichkeit echt weiblicher Seelen ist, und daß dieses Gefühl am tiefsten in

das weibliche Leben wirkt, und zu seiner Veredlung am meisten beyträgt. Ich will diese Innigkeit auch nicht schwächen — und am wenigsten ist es meine Absicht, an die Stelle derselben eine kalte Regel zu setzen, die ein lebendiges und weiches Gefühl schon durch ihre Kälte verletzt, wenn sie auch das Allervortrefflichste enthielte.

Immerhin trete das Gute aus der Fülle eines bewegten Herzens hervor; aber immer erscheine auch darin die Besonnenheit eines verständigen Wesens. Das Gefühl soll nur die Einheit zur Begleitung haben, und, von dieser geläutert und berichtigt, wieder in seiner ganzen Kraft wirken.

In den meisten Fällen entscheidet das sittliche Gefühl des gebildeten Menschen richtig; denn es wird von etwas Unveränderlichem und Unvertilgbarem bestimmt. Die meisten Aeußerungen desselben werden daher etwas haben, was ihnen gemeinschaftlich ist. Es wird gewisse Eigenschaften geben, die sich in allen Handlungen wiederfinden, welche als gut beurtheilt werden. Es kommt also darauf an, die Aeußerungen des sittlichen Gefühles mit einander zu vergleichen und dieses Gemeinschaftliche auszumitteln.

So entstehen Prinzipien der sittlichen Beurtheilung — Grundsätze, welche dasjenige enthalten, worin die verschiedenen Aussprüche des sittlichen Gefühles zusammen treffen. Was in diesen Aussprüchen verschieden ist, rührt von der Natur der einzelnen Gegenstände her. Das Gemein-

schaftliche, welches jene Grundsätze ausdrücken, ist das reine Eigenthum des sittlichen Gefühles selbst.

Sind die Prinzipien gefunden: dann ist es die Sache des Verstandes sie anzuwenden, und nach ihnen so wohl den Handlungen ihren sittlichen Wehrt zu bestimmen, als auch die besondern Aussprüche des Gefühles zu prüfen. Diejenigen, welche denselben widerstreiten, sind als irrige anzusehen.

Gewöhnlich bilden sich sittliche Prinzipien, ohne daß man es sich besonders vornimmt; wie allgemeine Begriffe von sinnlichen Erscheinungen sich bilden. Sie sind daher, mehr oder weniger vollkommen, in jedem Menschen vorhanden; freylich am vollkommensten in denen, welche sich ihrer durch absichtliches Nachdenken versichert haben. Auch der ungebildete Mensch weiß Gründe dafür anzuführen, wenn er eine Handlung für edel oder für verwerflich erklärt; und diese Gründe sind nichts anders als solche sittliche Prinzipien, die sich unvermerkt in seinem Kopfe abgesondert haben. Sittliche Prinzipien sind folgende:

Man soll die Würde der menschlichen Natur heilig halten;

Man soll keines andern Rechte verletzen;

Man soll niemand in den Augen andrer herabsetzen;

Man soll keine Unwahrheit reden;

Man soll Menschenwohl befördern, so sehr man kann;
Thätigkeit ist jedes Menschen Pflicht;
Es ist unrecht, sich wegen erlittener Beleidigung zu rächen;
Jeder soll an seiner Vollkommenheit arbeiten u. s. w.

Sollen indeß diese sittlichen Prinzipien uns sicher leiten: so müssen sie auch vollständig vorhanden seyn. In vielen Menschen sind sie das offenbar nicht. Manche unter ihnen setzen eine Feinheit und Schärfe des sittlichen Gefühles und eine Kultur aller Gemüthskräfte voraus, welche bey den meisten nicht angetroffen werden. Ueberhaupt wird jeder nur diejenigen Prinzipien kennen, welche ihm durch vorher gegangene Aeußerungen seines sittlichen Gefühles sind angedeutet worden. Gesetzt man besäße alle sittlichen Prinzipien vollständig; wie soll man davon gewiß werden? Auch gerathen einzelne sittliche Prinzipien zuweilen mit einander in Widerstreit, so daß das Eine nicht ohne Verletzung des andern bestehen kann. Wie soll man nun hier entscheiden? Welchem soll man den Vorzug geben — oder auf welche Weise soll das Eine durch das andre eingeschränkt werden?

Hier ist kein andres Mittel als das, sich Eines höchsten Grundsatzes zu versichern, der alle andre in sich begreife, und aus welchem dann wieder alle andre hergeleitet werden können.

Durch diesen Grundsatz würde das Wesen alles moralischen Wehrtes bestimmt, und es ergäbe sich aus demselben, was darin vorgehen, und was nachgesetzt werden müsse. Er dürfte nur auf die Fälle des Lebens gehörig angewandt werden: und man erlangte ein vollständiges System moralischer Prinzipien.

Der höchste Grundsatz aller moralischen Beurtheilung wird gefunden, wenn man die einzelnen Prinzipien mit einander vergleicht und das Gemeinschaftliche derselben heraushebt. So gelangt man zu folgenden Sätzen: jeder Mensch hat Würde, diese soll nicht bloß heilig gehalten, sondern auch verherrlicht werden; jeder soll diese Würde nicht bloß in sich selbst, sondern auch in andern ehren; jeder soll daher gegen jeden andern so handeln, wie er wollen muß, daß jeder andre gegen ihn handle.

So ist es durch die sittliche Natur des Menschen bestimmt; dies sind Thatsachen des reinen moralischen Bewußtseyns. Der Grundsatz des Guten ist: alles sey dem Begriffe der menschlichen Würde angemessen, und alles müsse daher von allen angenommen und gebilligt werden können.

Man kann sich, um den höchsten Grundsatz zu entdecken, auch unmittelbar an die moralische Natur des Menschen selbst wenden, und aus derselben die letzte Tendenz alles Guten hervor heben.

Das Wesen der moralischen Natur des Menschen ist nirgends anders zu suchen als in der Vernunft. Der Vernunft gehört überall das Richteramt. Aus ihr fließt alles Licht des Lebens; sie ist die höchste Kraft des Menschen. Wie sie allein über Wahrheit und Irrthum entscheidet: so gebührt auch ihr allein, über das Gute und Schlechte zu entscheiden.

Durch Vernunft erhebt sich der Mensch über das Sinnliche. Sie schafft Ideen, und weckt Gefühle, die nicht sinnlich sind. Die Ahndung von etwas Unsichtbarem und Ewigem kommt uns durch Vernunft. Das Gute aber, da es weder ein Angenehmes noch ein Nützliches ist, kann auch im Sinnlichen seine Heimath nicht haben. Es spricht sich fast überall durch den Gegensatz des Sinnlichen aus. Es soll seyn, ein in sich selbst Gegründetes und Unveränderliches; und nur die Vernunft deutet auf ein in sich selbst Gegründetes und Unveränderliches hin.

Sehen wir uns nach demjenigen um, wodurch Vernunft eigentlich Vernunft ist: so finden wir, daß sie in allem auf etwas Selbstständiges und durchaus Uebereinstimmendes dringe. Daher denn diejenige Handlung eine vernünftige zu preisen ist, die ein solches Selbstständiges, in der Würde des Menschen anerkennt, und die mit sich selbst und den Bedürfnissen aller Vernünftigen übereinstimmt. —

Wenn wir also auf die Thätigkeit der Vernunft achten, und dieselbe in einen Begriff auffassen; so, gelangen wir zu demselben höchsten Grundsatze, den wir vorhin durch die Vergleichung der sittlichen Prinzipien erhielten.

Dieser Grundsatz steht uns nun, als ein solcher, dem unbedingtes Ansehen gebührt, fest; er ist mit der Authorität der Vernunft ausgestattet. Darum sind wir zur Anerkennung des Guten im moralischen Gefühle genöthigt, weil in diesem Gefühle die Vernunft spricht. Was die Vernunft entscheidet, das muß einem vernünftigen Wesen das höchste Gewicht haben.

Wir sollen das Gute ehren, weil es vernünftig ist. Das heißt doch wahrlich mehr, als weil es der Sinnlichkeit schmeichelt, oder weil es Vortheil bringt. Gut handeln, heißt vernünftig handeln, und darin bleibt man sich selbst getreu. Schlecht handeln, heißt seine Vernunft im Leben verläugnen, und darin schändet man sich selbst.

Wenn Vernunft im Weltall ist: dann muß das vernünftige Handeln auch ein solches seyn, welches in die Ordnung der Dinge eingreift, mit derselben übereinstimmt, und daher gewiß einst die wohlthätigsten Folgen hat. Aber dem Sterblichen ist es nicht vergönnt, die Ordnung des Ganzen zu fassen, und wie das Einzelne sich zu ihr verhalte auszumitteln. Daher kann er auch darnach das Gute nicht bestimmen, und vom Schlechten unter-

scheiden; es muß ihm vielmehr oft scheinen, als seyen die Folgen des Guten die unglücklichsten.

Der höchste Grundsatz, als Vorschrift der Vernunft für das Verhalten ausgedrückt, heißt das Sittengesetz; und damit soll vorzüglich sein unbedingtes Ansehen und seine allgemeine Gültigkeit bezeichnet werden. Als Gesetz spricht er auch: du sollst. Aber weder das Gesetz noch das Sollen liegt ausdrücklich in der Vernunft. Beyde werden nur aus der Form der Vernunft hergeleitet. Die Thätigkeit, die im moralischen Gefühle das Gute andeutet, und uns seine Vollbringung aufgibt, wird, in eine allgemeine Formel aufgefaßt, zum Gesetze, das befolgt werden soll.

Im Handeln selbst kann von keinem Gesetze die Rede seyn, als etwa bey demjenigen, der noch durch das Gewissen nicht wüßte, was er zu thun hat, und sich erst durch ein wörtliches Gesetz davon belehren müßte. Sonst wirkt im Handeln die lebendige Kraft der Vernunft; und, indem sie im Guten nur sich selbst ausspricht, gibt sie zugleich den nöthigenden Antrieb, es wirklich auszuüben. Ein Gesetz würde dem Menschen immer als etwas Fremdes und Aufgedrungenes erscheinen. Er würde Gründe verlangen, warum er solle. Aber indem er der Vernunft gehorcht, folgt er seiner eignen bessern Natur.

Fünfzehnter Brief.

Sinnlichkeit. — Moralische Triebfeder. — Freyheit.

Dem Gesetze steht entgegen die Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit ist die Quelle von Trieben, Neigungen und Begierden. Der Trieb ist der erste Ausbruch der Natur. Es gibt einen Trieb thätig zu seyn, einen Trieb zu essen, zu trinken, zu schlafen u. s. w. Triebe haben wir mit den Thieren gemein; sie setzen weder Verstand noch Vernunft voraus.

Wo Verstand oder Vernunft sich eines Triebes annehmen, ihn leiten, einschränken, ihm seine Gegenstände und die Mittel seiner Befriedigung anweisen, da wird er zur Begierde. Die Begierde ist immer mit Ueberlegung verknüpft.

Eine Begierde, die sich im Gemüthe festgesetzt, und diesem eine bleibende Richtung gegeben hat, heißt Neigung. So hat jemand Neigung zum

Spiele, zum Trunke, zur Geistesbeschäftigung u. s. w.

Wird eine Neigung so heftig, daß sie sich des ganzen Gemüthes bemächtigt, und dasselbe fast unwiderstehlich fortreißt: so bekommt sie den Nahmen der Leidenschaft.

Triebe, Begierden und Neigungen führen den Menschen gleichsam aus sich selbst heraus; sie reitzen ihn zu Handlungen, die den Gegenstand derselben mit ihm in ein erfreuliches Verhältniß bringen sollen. Nicht so der Affect (die Gemüthsbewegung). Er bleibt mehr im Innern; und wenn er auch wohl zu Handlungen reitzt, so haben diese doch keinen bestimmten Gegenstand, der herbeygeschafft werden soll, und sind selten mit einem deutlichen Bewußtseyn verbunden. Affecte sind eigentlich zusammengesetzte und herrschend gewordene Gefühle. Dahin gehören Traurigkeit, Freude, Verlangen, Hoffnung, Reue, Furcht u. s. w. Auch sie verwandeln sich, wenn sie sehr heftig werden, in Leidenschaften.

Die Sinnlichkeit wird immer von dem Gefühle der Lust und Unlust bestimmt. Sie begehrt das Angenehme und verabscheut das Unangenehme. Sie begehrt aber auch dasjenige, wovon sie sich Angenehmes verspricht. Ehre, Reichthum und Freyheit sind an sich nichts, woran man Lust haben könnte. Nur als Mittel, sich die Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen, sind sie

nicht allein schätzenswehrt, sondern erwecken auch in der Vorstellung angenehme Empfindungen; in so fern sind sie zugleich Gegenstände unsrer Begierden. Oft verweben sich jene Empfindungen mit der Vorstellung so genau, daß es scheint, als rührten sie vom Gegenstande selbst her, und als sey dieser schon an sich begehrenswehrt. So ist es bey dem Kargen und Ehrgeitzigen. Jener liebt das Geld und dieser die Ehre, wie etwas, das unmittelbaren Wehrt hat. Ihre Phantasie verwandelt die Lust des Genusses in eine Lust des Besitzes.

Das Herrschende in der Sinnlichkeit ist die Selbstliebe. Der sinnliche Mensch begehrt und thut alles um das Angenehme willen, welches darin für ihn liegt. Er ist immer wenigstens ein feinerer Egoist. Ob er dabey nicht oft thöricht verfahre, das auszumachen ist seine Angelegenheit.

Es gibt indeß sinnliche Neigungen, welche von aller Selbstsucht frey zu seyn, und nicht eignes, sondern fremdes Glück zu beabsichtigen scheinen. Dahin gehört das natürliche Mitgefühl, welches fremde Angelegenheiten und fremde Schicksale wie eigne betrachtet, sich darüber betrübt oder freut, das Schmerzliche darin entfernt, das Angenehme erhöht und vermehrt wünscht; — dahin gehören die natürlichen Triebe des Wohlwollens, der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit an andre Menschen, der Eltern- und Kinderliebe u. s. w. Aber auch sie werden von Gefühlen sinnlicher

Lust und Unlust bewegt, und sind in so fern der Selbstliebe unterworfen. Wir suchen fremdes Wohl, weil es uns selbst wohl thut; wir bekämpfen das fremde Leiden, weil es die eigne Glückseligkeit vermindert.

Es fehlt endlich auch nicht an sinnlichen Neigungen, die sich auf geistige Thätigkeiten beziehen; wie die Neigung zum Nachdenken und zur Erweiterung der Erkenntnisse, die Liebe zum Wahren und Wohlgeordneten. Das Geistige in ihnen kann nur in so fern zur Neigung werden, als es auf die Sinnlichkeit wirkt, und in ihr Gefühle der Lust erzeugt. Auch sie stehen also unter dem Prinzip der Selbstliebe. Auch in ihnen wird eigne Glückseligkeit gesucht. Daher noch ein großer Unterschied ist zwischen dem Geistigen und Sittlichen.

Die Vernunft verwirft nicht alle sinnlichen Neigungen, und nicht alle Handlungen, wozu diese antreiben. Sie will nur, daß sie nach sittlichen Prinzipien gebildet werden.

Die Sinnlichkeit ist nicht an sich selbst böse. Wer wollte das Streben nach Ehre, nach Thätigkeit und Freyheit tadeln? Wer könnte das Mitgefühl, die Dankbarkeit, den Wahrheitssinn für verwerflich erklären? Das alles wird uns ja auch vom Gewissen angepriesen. Wer einzig seinen sinnlichen Neigungen folgt, thut gewiß viel Gutes, wenn man die äußere Uebereinstimmung mit dem

Gesetze schon für hinreichend zum Guten will gelten lassen. Aber ihm müßte ein sehr glückliches Naturell zu Theil geworden seyn, wenn er immer Gutes thäte. Seine Neigungen werden ihn auch zu manchem leiten, was sein besseres Ich nicht billigen kann. Bloß in so fern, als diese Neigungen mit den Aussprüchen der Vernunft zusammen stimmen, wird er gut handeln Dies kann aber nur durch Zufall geschehen; denn sie stehen unter einem andern Prinzip als das Sittlichgute. Dort herrscht die eigne Glückseligkeit — hier die allgemeine Würde der menschlichen Natur.

Wir können uns deßwegen den Antrieben der Sinnlichkeit nicht unbedingt überlassen, ohne unsern sittlichen Wehrt einzubüßen. Nur dann, und in so fern dürfen wir ihnen folgen, wenn und in wie fern sie mit den Befehlen der Vernunft übereinstimmen. Auch indem wir ihnen folgen, darf die Rücksicht auf die Vernunft nie vergessen werden.

Die Vernunft bildet eine höhere Gewalt, welcher die Sinnlichkeit unterworfen werden soll. Die Sinnlichkeit biethet uns nur den Stoff zu unsern Handlungen an. Was aus diesem Stoffe gewählt, und wie er angeordnet werden soll, darüber muß die Vernunft entscheiden.

Was nach sinnlicher Neigung geschieht, wenn es auch vollkommen mit dem Gesetze der Vernunft zusammen träfe, verdient noch nicht sittlich gut genannt zu werden: denn das Gute hat seine Quelle

in der Vernunft, und empfängt von ihr selbstständiges Leben. Daher unterscheidet man zwischen Legalität (bloßer Gesetzmäßigkeit) und Moralität (eigentlicher Sittlichkeit). Die Legalität steht unter dem Prinzip der eignen Glückseligkeit, die Moralität unter dem Prinzip der Würde.

Beym Guten kommt es nicht bloß auf die That, sondern auch auf die Gesinnung an; und diese wird durch die freye und reine Wirksamkeit der Vernunft hervorgebracht.

Diesem allem zu Folge kann man sagen, die Sittlichkeit der Menschen bestehe in der Erhebung über die Sinnlichkeit und jede Art der Selbstsucht, in der Erweisung seines höhern Charakters, in lauterer Uneigennützigkeit, im Ausdrucke einer selbstständigen moralischen Natur oder im Handeln aus Ueberzeugung von dem, was recht ist, um der Ueberzeugung willen.

Der Mensch steht zwischen zweyen Mächten in der Mitte, die mit einander um die Herrschaft über ihn im Streite liegen. Die Vernunft muß die Sinnlichkeit überwältigen, damit er gut werde.

Die Sinnlichkeit hat das Gefühl der Lust auf ihrer Seite, und deßwegen wird es ihr nicht schwer, ihre Forderungen durchzusetzen. Gefühle regieren den Menschen. Die Einsicht wirkt allein durch das Gefühl. Was sich des Menschen bemächtigen will muß ein Interesse zu gewinnen suchen.

Soll die Vernunft die Sinnlichkeit mit Erfolg bekämpfen: so ist es noch lange nicht hinreichend, daß sie ihr Gesetz als ein nothwendiges ankündigt. Sie muß auch für dieses Gesetz interessiren, sie muß das Gefühl anregen, und ein unmittelbares Wohlgefallen am Guten hervorbringen.

Dieses Wohlgefallen darf aber kein sinnliches seyn — kein Wohlgefallen des Angenehmen und Nützlichen; sonst fiele die Vernunft wieder unter die Gewalt der Sinnlichkeit, und ihr eigenthümliches, selbstständiges Ansehen ginge verloren. Es kann kein andres seyn als ein vernünftiges, ein solches, das die Majestät des Guten anerkennt, und von derselben ganz anders gerührt wird, als von allem, was den Sinnen schmeichelt. Das ist das Gefühl der Achtung, womit uns schon der Gedanke an das Gesetz erfüllt; noch mehr aber die That, in welcher dasselbe dargestellt wird.

In der Achtung vor dem Gesetze werden wir für dasselbe interessirt, ohne daß Sinnlichkeit und Selbstliebe dabey ins Spiel kommen. Achtung vor dem Gesetze ist Schätzung des Guten um seiner selbst willen.

Das Gefühl, welches es uns bestimmt etwas zu thun heißt: Triebfeder. Eine Triebfeder ist entweder sinnlich oder moralisch.

Die sinnliche Triebfeder ist das Gefühl des Angenehmen; ihr Ursprung ist in der Selbst-

liebe. Die moralische Triebfeder ist reine Achtung des Guten; in ihr offenbart sich das Leben der Vernunft.

Zu einer moralischen Handlung wirken oft sinnliche Triebfedern mit. Die meisten guten Thaten haben auch angenehme Folgen, und werden von natürlichen Neigungen empfohlen. Das Ideal einer guten Handlung fordert zwar, daß sie allein um des Guten willen, ohne alle Beymischung sinnlicher Triebfedern geschehe. Aber dieses Ideal wird nur auf der höchsten Höhe der Veredlung vollkommen erreicht. Im gewöhnlichen Leben begnügen wir uns damit, daß das Wollen des Guten aus reiner Achtung floß, daß der Vorsatz, etwas zu thun echt sittlich war, wenn auch zu seiner Ausführung sinnliche Triebfedern mitgewirkt haben.

Die Sinnlichkeit muß oft gegen sich selbst aufgewiegelt werden, damit es dem bessern Selbste gelinge, über sie zu siegen. Die Stärke sinnlicher Gefühle, die uns zum Schlechten treiben, läßt sich oft allein durch andre sinnliche Gefühle, die das Gute empfehlen, brechen.

Eine unerlaßliche Forderung an jede That, die auf den Ruhm sittlicher Güte Anspruch machen will, bleibt indeß immer, daß der Wille darin von allem Sinnlichen frey, und bloß durch Achtung für das Gesetz bestimmt sey. Eine That ist um so vortrefflicher; je mehr sie durch die Kraft des guten Willens hervorgebracht wurde; je weniger sie der

Unterstützung sinnlicher Triebfedern bedurfte, und je mehr sich die besondern Triebfedern, die zu ihr mitwirkten, dem Geistigen und Sittlichen näherten.

Die That aber, zu welcher auch der Wille allein von sinnlichen Triebfedern bestimmt wurde, ermangelt alles sittlichen Wehrtes; ihr kann höchstens Legalität zukommen.

.....

Gefühle, Begierden und Triebfedern bestimmen oft den Menschen unmittelbar; aber nicht immer. Wenn er mit Besonnenheit handelt: so wird seine Einwilligung zur That erfordert. Es gehört zum vernünftigen Charakter des Menschen, daß er seine Begierden abweisen, aber auch zu Bestimmungsgründen seiner Handlungen erheben kann. Das ist der Wille.

Der Wille gibt den Gefühlen und Begierden die Kraft, wodurch sie in That übergehen. Was ich wünsche und begehre, will ich darum noch nicht, aber ich werde auch nicht eher dafür thätig seyn, als bis der Wille hinzutritt.

Der Wille also ist das höchste praktische Vermögen des Menschen, das Vermögen, die That zu beschließen und sie dann auszuführen. Die Triebfeder bemächtigt sich des Menschen nicht; sie wirkt bloß auf ihn, und kann nur dann durchgreifen, wenn sich der Wille für sie erklärt.

Zuweilen handelt der Mensch ohne Willen; die Stärke der Begierde vertritt die Stelle des letztern.

Aber dann kann man eigentlich gar nicht sagen, daß er handle. Er ist nur das Werkzeug seiner Begierden. So in rohen Menschen; so auch in Augenblicken der heftig angeregten Leidenschaft.

Nach dem Willen ist der moralische Wehrt des Menschen zu beurtheilen. Ein Geschöpf ohne Willen ist kein moralisches Geschöpf; und Menschen, die noch nicht zur Fähigkeit des eignen Wollens gelangt sind, fallen unter kein moralisches Gericht.

Oft fühlen wir Begierden — und nicht selten sehr mächtige — in uns, die bloß den Geist mit der lebhaften Vorstellung des Gegenstandes und seiner Vorzüge beschäftigen, und nie zur That reifen. Ihnen fehlt noch diejenige Kraft, die sie allein vom Willen erhalten können. Die Begierde reift zur That, wenn der Geist seine Aufmerksamkeit auf sie hinlenkt, aus seinem Vermögen ihr mehr Gewicht gibt, und sie als eine solche hervor hebt, welche in ihm herrschen soll; und das ist die eigentliche Thätigkeit des Wollens.

Oft schwanken wir gleichsam zwischen mehrern Begierden; die Eine treibt uns zu etwas an, wovon uns die andre zurück hält. Hier kann der Wille nicht zur Entscheidung kommen. Bedürfte es seines Zuthuns nicht: so würde bald diejenige Begierde, welche für die Selbstliebe die wichtigere, oder an sich die stärkere ist, die Oberhand behalten.

Willen haben nur solche Wesen, die des Denkens und der Selbstthätigkeit fähig sind.

Aus diesem doppelten Vermögen fließt aber das Vermögen zu wollen von selbst her. Das Wollen entsteht eben daraus, daß sich mit der Begierde der Gedanke zur Selbstthätigkeit vereinigt.

Der Wille wirkt auf eine doppelte Art: entweder er wird bestimmt, oder er bestimmt sich selbst. Er kann nie ohne Gründe handeln. Aber diese Gründe sind entweder für ihn überwiegend, so, daß er dem stärksten nachgibt; oder er wählt sich unabhängig von der natürlichen Stärke derselben die Gründe, nach welchen er handelt. Im ersten Falle heißt er Willkühr — im zweyten Freyheit.

In der Willkühr ist zwar auch Selbstthätigkeit, aber keine unbedingte. Die Willkühr gibt den Gründen, welche für eine Handlung entscheiden zwar ihre Wirksamkeit, sie belebt dieselbe und macht sie zum Eigenthum des Gemüthes; aber sie richtet sich doch nach ihnen. Die Willkühr wählt, das heißt: sie vergleicht mehrere Handlungsweisen, welche ihr vorgelegt werden, und ergreift dann diejenige, welche für das Wohl des Individuums die zuträglichste zu seyn scheint.

Was wir bloß mit Willkühr beschlossen haben, trägt zwar den Schein der Freyheit; aber es ist nicht in der That frey unternommen. Die Willkühr wird vom Verstande regiert; und die Ueberlegung des Verstandes ist an die Natur der Dinge und an die Bedürfnisse des Menschen gebunden.

Man wählt nicht, was man will, sondern, was man für das Beste hält.

Wer die Umstände eines Menschen und die Beschaffenheit seines Geistes genau genug kennte, würde auch immer im Stande seyn, vorher zu sagen, wie seine Willkühr, in einem gegebenen Falle, entscheiden werde.

Wäre der Mensch bloß ein sinnliches Geschöpf: so hätte er auch nur Willkühr — keine Freyheit. Er stände bloß unter dem Prinzip der Selbstliebe oder der Glückseligkeit; und nach diesem Prinzip entschiede sich seine Wahl. Wo er eine schlechte traf, dürfte man ihm keine Vorwürfe machen, sondern bloß die Kurzsichtigkeit seines Verstandes bedauern.

So lange der Mensch unter der Herrschaft der Sinnlichkeit bleibt, ist daher der Wille auch nur als Willkühr in ihm thätig. Er zieht Ein sinnliches Gut dem andern vor; weil seine Einsicht von der Annehmlichkeit oder von den größern Vortheilen desselben ihn dazu nöthigt.

Die Freyheit ist eigentliche reine Selbstthätigkeit. Sie wählt nicht nach Gründen und durch Gründe bestimmt; sondern sie wählt die Gründe selbst, nach welchen gehandelt werden soll. Sie ist daher nur da möglich, wo Gründe von verschiedener Natur, die gar nicht mit einander in Vergleichung gebracht, und gegen einander abgewogen werden können, vorhanden sind; — also

nur in Geschöpfen, welche außer der sinnlichen noch eine moralische Triebfeder kennen, in welchen nicht Gefühle der größern und geringern Lust — wobey sich die Wahl von selbst ergäbe — sondern das Gefühl der Lust und das Gefühl der Achtung gegen einander überstehen, und nun darüber entschieden werden soll, welchem man sich hingeben will.

Wo es bloß auf Klugheit ankommt, da richtet die Willkühr; wo aber zwischen dem Guten und Bösen eine Wahl zu treffen ist, da muß Freyheit ins Mittel treten.

Mit dem Guten und Bösen ist auch die ganze Sphäre der Freyheit ausgefüllt. Nicht darüber, daß der Mensch, der sich einmal der Sinnlichkeit ergeben hat, so und nicht anders handelt — aber wohl darüber, daß er sich der Sinnlichkeit, und nicht der Vernunft ergab, läßt sich die Freyheit anklagen.

Hieraus wird auch begreiflich, warum eine gesetzmäßige Handlung, welche allein durch sinnliche Triebfedern hervorgebracht würde, noch keine sittlich gute seyn kann. Sie ist unter der Herrschaft der Sinnlichkeit ausgeübt — und daher nicht mit Freyheit.

Nur der Freyheit gebührt Verdienst und Schuld. Das Bewußtseyn des Verdienstes und der Schuld nöthigt uns ja auch vorzüglich, Freyheit des Willens zu behaupten. Wir schreiben es uns zu, wenn wir edel handelten; wir freuen uns

darüber, und fühlen uns darin groß. Im entgegengesetzten Falle klagen wir uns an; wir werfen uns vor, daß wir anders handeln konnten und sollten; das ist der Stachel der Reue. Wir nehmen uns vor, künftig anders zu handeln. Wie ist das möglich ohne Freyheit?

Was sollte auch die Vernunft mit ihren Forderungen, wenn es nicht bey uns stände, denselben Folge zu leisten; wenn bloß sinnliche Willkühr, nach der Vorstellung des Zuträglichen, und nicht unbedingte Freyheit darüber entschiede? Hinge es dann nicht vom Zufall ab, ob das Gesetz erfüllt werde oder nicht? Wäre ein allgemein gültiges Gebot dann nicht Widersinn?

Unsrer Freyheit sind wir uns auch unmittelbar bewußt. Wir wissen, daß es bey uns steht, dem Ausspruche des Gewissens zu folgen, oder uns ihm zu widersetzen. Und nach diesem Bewußtseyn handeln wir. So bald wir erst eine Vergleichung anstellen, ob wir uns besser dabey stehen, wenn wir der sinnlichen Lust, oder wenn wir dem sittlichen Gefühle nachgehen, wählen wir nicht mehr frey, sondern mit sinnlicher Willkühr. Wir haben uns entweder noch nicht zur Freyheit des Willens erhoben; oder wir haben unsre Freyheit wieder aufgegeben, und uns für die Herrschaft der Sinnlichkeit erklärt.

Freyheit, als Anlage und Vermögen betrachtet, ist ein allgemeines Eigenthum der menschlichen Na-

tur. Aber nicht in allen wird sie wirklich. Im Sinnlichen wird der Mensch geboren. Erst später erwacht mit der Vernunft das sittliche Gefühl. Früher kann auch die Freyheit nicht in ihre Rechte treten. In vielen bleibt das sittliche Gefühl so stumpf und kraftlos, während auf der andern Seite ihre sinnlichen Triebe die größte Stärke erlangen, daß sie sich der Fähigkeit, anders zu handeln, als ihre sinnlichen Triebe sie handeln lehren, kaum bewußt werden. Andre mögen aus Trägheit nie den Versuch machen, sich nach moralischen Prinzipien zu bestimmen. Sie bleiben unter der Herrschaft der Sinnlichkeit; ohne sich eben dazu entschlossen zu haben. Sie machen von dem Vermögen frey zu seyn nie Gebrauch. Noch andre entschließen sich wirklich, der Sinnlichkeit allein zu folgen; sie sind mit Freyheit böse.

Um mit Freyheit gut zu seyn, dazu gehört eine entschlossene That, wodurch man sich von der Herrschaft der sinnlichen Neigungen losreißt, und die Forderungen des Gewissens in den Willen aufnimmt.

Betrachtet man die Freyheit an sich: so ist sie das Vermögen des Willens, sich, unabhängig von aller Nöthigung, für das Gute oder für das Böse zu bestimmen. Betrachtet man sie aber nach ihrer Erscheinung im sinnlichen Menschen: so kann man sie für das Vermögen des Willens erklären, sich von der

Macht der Sinnlichkeit loszureißen, und zum Handeln nach dem Gewissen zu erheben; womit dann freylich das Vermögen verbunden ist, jener Macht unterthan zu bleiben.

Hieraus läßt sich begreifen, warum die meisten Menschen immer sinnlich bleiben. Dies kostet ihnen keine Mühe. Um aber vernünftig und gut zu werden, müßten sie sich zur Selbstermannung und kräftigen Anstrengung entschließen. Wenn die Triebfeder den Willen auch nicht nothwendig bestimmt: so erleichtert sie ihm doch den Einen oder andern Entschluß; und da ist denn allerdings der größte Vortheil auf der Seite der Sinnlichkeit. Ihre volle Stärke erweiset die Freyheit da, wo sie sich selbstthätig, aus reiner Achtung für das Gute bestimmt — in einem würdevollen Leben.

Wie es möglich sey, sich bloß aus sich selbst für etwas zu bestimmen, und diesen Entschluß in eine That zu verwandeln, welche in die Welt der Erscheinungen eintritt, das begreifen wir nicht. Die Freyheit gehört zu den Geheimnissen der höhern Natur — wie alles, was sonst noch an dem Menschen herrlich ist, seine Ideale, sein Glaube an das Unsichtbare, sein ewiges Daseyn, die schöpferische Kraft des Genies u. s. w. Uns muß es genügen, daß wir uns darin des Edelsten wirklich bewußt sind.

Sechszehnter Brief.

Die Pflicht.

Was, nach dem Ausspruche des sittlichen Gefühles, in einem bestimmten Falle, von uns geschehen soll, heißt: Pflicht.

Das Ansehen der Pflicht ist einerley mit dem Ansehen der Vernunft; dasselbe Gefühl, das uns die Pflicht darstellt, kündigt auch ihre Nothwendigkeit an. So bald jemand weiß, daß etwas Pflicht für ihn ist, weiß er auch, daß er es thun soll. Es bedarf nicht erst der Frage, was er davon habe, und ob es auch rathsam sey, so zu handeln. Wer so fragt, der hat der Pflicht im Herzen schon den Gehorsam aufgekündigt, und an ihre Stelle die Klugheit gesetzt.

Um auszumitteln, ob etwas Pflicht sey, muß freylich oft auf die Folgen, welche, nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, daraus entstehen

mögen, Rücksicht genommen werden: denn ohne das ist nicht möglich, zu entscheiden, wie es sich zur menschlichen Würde verhalte, und in wie fern ein solches Betragen allgemein gebilligt werden könne. Ist aber einmal etwas für Pflicht erkannt: so dürfen uns keine, noch so schmerzlichen, Folgen, die für uns oder andre daraus entstehen, irre machen.

Es gibt süße Pflichten, die man gerne erfüllt, weil sie mit der sinnlichen Neigung übereinstimmen; oder weil sie das Leben leicht und froh machen; oder weil sie bedeutende Vortheile bringen. Es gibt aber auch bittre Pflichten, welche Selbstverläugnung fordern, mit unsern Neigungen in Widerspruch stehen, nicht ohne große Mühe vollbracht werden können, und mehr Verlust als Vortheile in ihrem Geleite haben. Das macht aber in ihrer Natur und Nothwendigkeit keinen Unterschied. Beyde stehen für sich selbst fest, als die ewige Ordnung des Lebens. Ohne Rücksicht auf Gewinn und Verlust, aus reiner Liebe zum Guten, soll die Pflicht gethan werden.

Das Gewissen sagt uns zwar, in bestimmten Fällen, was unsre Pflicht ist. Aber es schweigt auch oft wo es reden sollte; nicht selten ist es bestochen und irre geleitet, daß es uns manches als Pflicht aufbürdet, was nicht wirklich Pflicht ist, und uns manches ausredet, was es uns als Pflicht empfehlen sollte. Darum kann eine, durch Unter-

richt zu erlangende, Kenntniß der Pflichten nicht wohl entbehrt werden.

Auch zur Selbstprüfung und Selbstbildung, auch um die Ueberzeugung des Guten sich immer gegenwärtig zu halten, und sich durch Entschließungen das Rechthandeln zu erleichtern, ist eine vollständige Uebersicht seiner Lebenspflichten nützlich.

Ihrer versichert man sich am besten dadurch, daß man die Thätigkeit der Vernunft, worin das Wesen des Sittlichguten gegründet ist, in die Form eines höchsten sittlichen Gesetzes auffaßt, dieses Gesetz, nach den verschiedenen Gegenständen seiner Anwendung, zergliedert, und so einzelne Regeln des Verhaltens bildet, die in ihrer Gesammtheit den Inhalt des Gesetzes wieder geben. Dies leistet die eigentliche Sittenlehre oder angewandte Moral.

Hier muß ich mich auf einige Winke und Andeutungen beschränken.

Alle Pflichten beziehen sich auf Wesen, welche Würde haben, — welche, in Ansehung dieser Würde und ihrer übrigen Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen und Verhältnisse, einer unaufhörlichen Vervollkommnung fähig sind, und dabey mit uns in der Gemeinschaft des gegenseitigen Einwirkens, des Gebens und des Empfangens stehen.

Wir unterscheiden daher: Pflichten gegen die Menschheit überhaupt, d. i. solche, in welchen wir nicht bestimmte Einzelne, sondern die

menschliche Gesellschaft im Auge haben; Pflichten gegen uns selbst, die sich auf die freye Würde in uns; — und Pflichten gegen andre, die sich auf die freye Würde der einzelnen Menschen außer uns beziehen. Die letztern können sich noch in besondern Verhältnissen zu uns befinden; woraus denn wieder eine besondere Klasse von Pflichten entsteht.

Die Pflicht ist entweder eine untersagende und einschränkende — nichts zu thun, was der Würde und den auf sie gegründeten Rechten der Menschheit zuwider ist; — oder eine gebiethende — menschliche Würde und das damit verwandte menschliche Wohl möglichst zu befördern. — Pflichten der ersten Art heißen: vollkommne; die der zweyten: unvollkommne.

Eine vollkommne Pflicht kann uns nie, und unter keiner Bedingung erlassen werden, wie z. B. die, niemand das Seinige zu nehmen, oder sich nicht selbst zu tödten. Es können auch gar keine Umstände eintreten, in welchen es uns unmöglich wäre, derselben nachzukommen; weil sie bloß Unterlassungen gebiethet.

Unvollkommne Pflichten aber stehen nie unbedingt fest; darum auch eigentlich durch sie keine bestimmte Handlungen, sondern nur allgemeine Handlungsweisen vorgeschrieben werden, nach welchen jeder, im einzelnen Falle, für sich auszumitteln hat, was er hier thun soll. So ist die Pflicht

der Wohlthätigkeit eine unvollkommne Pflicht. Sie schreibt mir keine bestimmte Art des Wohlthuns vor. Wie ich helfen, und wie ich am besten helfen könne, das muß mir mein Verstand sagen. Eine bestimmte Art des Wohlthuns wird mir erst dann zur Pflicht; wenn ich das Vermögen dazu habe; wenn ich durch keine vollkommne Pflicht daran verhindert werde; und wenn diese Art des Wohlthuns unter allen, die mir möglich sind, die wirksamste ist. Hier bleibt also der eignen Beurtheilung ein weiter Spielraum

Nur wenn man das nicht bedenkt, und die unvollkommnen Pflichten für eben so bestimmte hält wie die vollkommnen, kann es scheinen, als ob einzelne Pflichten einander widerstritten; welches doch in der That nicht möglich ist; die Vernunft müßte denn mit sich selbst in Streit gerathen. In jedem bestimmten Falle kann nur ein Einziges Pflicht seyn.

Gegen die Menschheit hat jeder die Pflicht: „nach seinem besten Vermögen thätig zu seyn, sich „einen nützlichen Beruf zu wählen, und darin mit „Anstrengung und Nachdenken zu wirken; theil„nehmende Aufmerksamkeit auf ihre Angelegenhei„ten zu beweisen; Verbrechen abzuhelfen, wo er sie „findet; alles Gute und Heilsame zu befördern; „sich wohlthätiger Anstalten anzunehmen; Irrthü„mer und Laster zu bekämpfen; Aufklärung und „Sittlichkeit zu befördern; das Verdienst zu be-

„lohnen; nie anders als ihrer Würde angemessen „von ihr zu denken, und den Glauben an sie zu „bewahren.“

Die vornehmsten Pflichten gegen uns selbst sind folgende: „Glaube an dich selbst; schätze dich „selbst als moralisches Wesen; verletze deine Würde „nicht; hüthe dich vor Kriecherey, falscher Demuth „und thierischer Befriedigung deiner Sinnlichkeit; „zerstöre dein Leben und deine Gesundheit nicht; „vermeide alles, was diese bedroht, thue was du „kannst, um sie zu erhalten; sey mäßig im Ge„nießen und Wirken; halte deinen Körper anstän„dig, und kleide ihn mit Geschmack; bilde deine „körperlichen Kräfte, und vorzüglich deinen Geist; „kläre deinen Verstand auf, verfeinere deine Ge„fühle, und ordne die Neigungen deines Herzens; „strebe auf eine vernünftige Art, so daß du weder „fremde Rechte verletzest, noch dich einer thörichten „Schätzung der Dinge schuldig machst, nach Ver„mögen und Ehre; ziehe aber innern Wehrt dem „äußern Schimmer vor; freue dich mit Weisheit; „fliehe strafbare Vergnügungen, und genieße die „unschuldigen nie anders, als zur rechten Zeit und „am rechten Orte, und so, daß du den Gefahren „entgehst, die damit verbunden sind; im Unglück „sey geduldig und standhaft.“

Unter den Pflichten gegen andre sind folgende die vornehmsten: „verachte keinen; hüge „gegen keinen ein unnöthiges Mißtrauen; behandle

„niemand seiner Würde zuwider; mißhandle nie„mand; verhöhne und verspotte niemand; beraube „niemand seines Lebens oder seiner Gesundheit; „rette den, der in Gefahr ist; kränke niemand an „seiner Ehre; suche jedem sein begründetes Ansehen „zu verschaffen; störe niemand in seinem Besitze, „beraube und betrüge niemand; suche vielmehr den „Wohlstand eines jeden zu befördern; sage niemand, „wider dein beßres Wissen, die Unwahrheit; rathe „und belehre vielmehr, wo du kannst; hindre nie„mand an der Entwickelung seiner Seelenkräfte; „sey vielmehr jedem zu seiner geistigen Ausbildung „behülflich; stehe jedem nach seinen besondern Be„dürfnissen bey, sey theilnehmend, mildthätig und „dienstfertig.“

In besondern Verhältnissen stehen wir zu dem, der uns wohl that, zu dem, der uns beleidigte, zu dem, der fortdauernd böse Gesinnungen gegen uns hägt, zu der engern Gesellschaft, mit welcher wir in Verkehr sind. Darauf gründen sich die Pflichten der Dankbarkeit, der Nachsicht, der Versöhnlichkeit, der Bescheidenheit, der Gesprächigkeit, der Höflichkeit und der Verträglichkeit.

Besondre Verhältnisse sind ferner die: des Staates zu seinen Gliedern, der Freunde, der Ehegatten, der Eltern und Kinder u. s. w., deren nähere Zergliederung Sie mir erlassen

werden, da sie mich in ein zu weites Feld führen würde.

Gute Menschen lieben ihre Pflichten; sie erfüllen sie mit Freudigkeit. Das ist die höchste Stufe der Veredlung, daß man an der Pflicht bloß um ihrer selbst willen Lust habe, und darüber den Schmerz der Verläugnung und Bekämpfung widerstrebender Neigungen nicht achte.

Dahin bringen es wenige Menschen. Es ist schon viel wehrt, wenn nur Achtung gegen das Gute die erste Triebfeder unsrer Pflichterfüllung ist. Auch dann können wir uns zur Freudigkeit darin erheben; wenn wir uns mit dem Gedanken der Pflicht recht vertraut machen; wenn wir achten auf die Verbindung, worin viele Pflichten mit süßen Neigungen des Herzens stehen, auf ihren Einfluß in die Verschönerung des Lebens und aller seiner Verhältnisse, auf ihren Lohn im Gewissen und in einem bessern Leben.

Niemand genießt sein Daseyn mehr, reiner und ungestörter, als der, welchem es gelang, sich in der Erfüllung seiner Pflichten eine Quelle stiller und heiliger Freuden zu eröffnen.

Siebenzehnter Brief.

Die moralische Gesinnung. — Sittliche Würde.

Die Thaten des Menschen erhalten ihren vollen Wehrt erst von der Gesinnung, die sie belebt. Die Gesinnung ist der heiligende Geist des Lebens — die Wurzel aller Moralität.

Mag einer noch so große Thaten thun, sich noch so glänzeude Verdienste erwerben; mag alles voll Erstaunen nach ihm hinsehen; mögen Kränze des Ruhmes seine Stirne umflechten; mag sein Nahme in den Jahrbüchern der Menschheit prangen: wir verachten ihn doch, wenn er schlechte, menschenfeindliche oder selbstsüchtige Gesinnungen verrieth. Selbst der äußere Schimmer edelmüthiger Handlungen reitzt uns nicht mehr: so bald wir die Entdeckung machen, daß die Gesinnungen nicht eben so edel waren; und gerade so viel rechnen wir von dem Verdienste der Handlungen ab, als

sich Fremdartiges, Nicht=Sittliches, in die Ge=sinnung gemischt hat.

Die Gesinnung eines Menschen ist nichts anders als sein Wille; — aber nicht der Wille, der sich bald so, bald anders bestimmt; sondern der=jenige, der in ihm fest und herrschend ge=worden ist.

Es liegt in der Natur des Willens, daß er sich einmal für immer eine bestimmte Richtung geben kann, woraus denn weiterhin die einzelnen Ent=schließungen von selbst erfolgen. Diese Richtung geht entweder auf das Sinnliche oder auf das Sittliche. Daher ist die Gesinnung nothwendig eine gute oder eine böse. Ein Mittleres gibt es hier nicht. Wo der Wille bald das Gute, bald das Böse ergreift, da ist noch gar keine Gesinnung vorhanden.

Aber die böse Gesinnung läßt sich, nach den verschiedenen bösen Neigungen, welche sie enthalten kann, eintheilen. In so fern gibt es freylich meh=rere böse Gesinnungen, z. B. eine menschenfeind=liche, eine rachsüchtige, u. s. w.

Auf der andern Seite hat auch die gute Ge=sinnung ihre Grade der Stärke. Sie besteht entweder in ihrer sittlichen Lauterkeit allein durch sich selbst, oder sie muß, ob sie gleich in ihrem Wesen rein sittlich ist, sinnliche Neigungen, mehr oder weniger, zu Hülfe nehmen, um sich zu be=haupten. Sie kann daher mehr oder weniger edel seyn.

Die Gesinnung ist das Einzige, was der Mensch in seiner Gewalt hat. Wie seine Thaten ausfallen, das hängt nicht immer von ihm ab. Oft besitzt er das Vermögen nicht, zu thun, was er gerne wollte. Oft leiten ihn falsche Meinungen irre, und er wähnt das Gute zu thun, während er doch das Schlechte thut. Oft reißt ihn die Stärke einer Leidenschaft fort, zu vollbringen, was sein vernünftiger Wille nie gebilligt haben würde.

Daher ist der Mensch stets nach den zuverlässigen Proben, die er von seiner Gesinnung gegeben hat, nie bloß nach seinen Werken zu beurtheilen. Nicht selten ist sein Herz besser als seine Werke sind; oft ist es aber auch schlechter.

Die Gesinnung eines Menschen kann freylich nicht anders als aus seinen Werken erfahren werden. Aber nicht aus einzelnen. Man muß hier seine Thaten in ihrem Zusammenhange vor Augen, und mit ihren feinsten Bestimmungen; man muß gleichsam durch das Aeußere das Innere sehen. Dazu gelangt man selten; und auch dann noch bleibt die Entscheidung mißlich. Darum dürfen wir uns selten anmaßen, über den moralischen Wehrt andrer ein zuverlässiges Urtheil zu fällen.

Niemand hat über die Gesinnung eines Menschen Gewalt als er selbst. Sie kann ihm nicht aufgedrungen und angebildet werden. Jeder muß sich seine Gesinnung selbst geben. Dies geschieht in

dem kräftigen Entschlusse, entweder der Pflicht oder der Neigung zu gehorchen.

Mit der Gesinnung ist indeß noch nicht die That vorhanden; selbst nicht einmal so weit, als diese wirklich in der Gewalt des Menschen steht. Von der Gesinnung geht das würdige Leben aus; sie soll es erst gründen. Die Gesinnung enthält nur die Wehrtschätzung des Guten und den ernstlichen Willen, dasselbe überall zu vollbringen. Damit dieser Wille auch überall ausgeführt werde, dazu werden eigne, anhaltende und schwere Bemühungen erfordert. Ihr gebührt nichts mehr, als der Ruhm des Eifers und der Treue in der Anwendung dieser Bemühungen. Darin besteht ihre Stärke. Der Erfolg hängt von den Mitteln ab, welche der Verstand wählt, und womit sich die Bildungslehre beschäftigt.

Die Gesinnung ist nur das Innere — Unsichtbare. Sie soll sich aber in ein Aeußeres verwandeln, sich dem Sichtbaren mittheilen. Da hat sie mit den natürlichen, oft zur Leidenschaft hinangewachsenen, Neigungen des Menschen, mit seinen tief befestigten Maximen und Gewohnheiten einen langen und hartnäckigen Kampf zu bestehen, worin es nicht an fruchtlosen Versuchen fehlt. Da muß stilles Nachdenken, da müssen mancherley Uebungen und Bewegungsgründe zu Hülfe kommen.

Die Beschaffenheit der Gefühle, des Temperamentes und der besondern Begierden sind hier von

großer Wichtigkeit. Dem Einen wird die Bildung des Lebens leichter, dem andern schwerer. Die gute Gesinnung hingegen kann nur in so fern dem Einen leichter, dem andern schwerer werden; als in dem Einen das sittliche Gefühl mehr, in dem andern weniger entwickelt ist. Dies macht aber bey weitem keinen so großen Unterschied, als die besondere Beschaffenheit der Sinnlichkeit in der Erleichterung oder Erschwerung einzelner pflichtmäßiger Handlungen hervor bringt.

Gleichwohl soll nicht allein die Gesinnung sondern auch das Leben gebildet werden. Wenn eine gute Handlung ohne gute Gesinnung keinen Wehrt hat: so ist die gute Gesinnung, welche nie zur That wird, nur für einen frommen Wunsch zu halten, der auch nicht viel gilt, und von der Lebhaftigkeit des sittlichen Gefühles, ohne Zuthun des Willens, hervorgebracht wird. Die wahrhaft gute Gesinnung strebt von selbst zur That; sie geht nothwendig in eine unermüdete Bearbeitung des äußern Menschen über.

Die gute Gesinnung ist das Einzige am Menschen, worauf man sich verlassen kann. Alles andre ist wandelbar, den Umständen Preis gegeben, und daher höchst unsicher. Die Gesinnung umzuändern oder zu zerstören, ist nichts im Stande, als allein der freye Wille des Menschen. So tief auch das Schicksal in unser Gemüth eingreife: die Gesinnung ist ihm unantastbar. Was

es auch thue, das äußere Leben, durch Beraubungen und Verbildungen, zu verwüsten: das Innere ruht fest und unerschütterlich auf eignem Grunde.

Alles, was wir sonst noch gut nennen, kann in solche Verhältnisse zu uns treten, daß es für uns schlecht wird. Seine Güte ist an gewisse Bedingungen gebunden. Die gute Gesinnung aber ist über alle Zufälle erhaben; sie bleibt in allen Verhältnissen dieselbe; ihre Trefflichkeit wird durch keinen Einfluß fremder Dinge geschwächt. Sie ist ein Gutes an sich, und ohne alle Bedingung.

Alles, was uns sonst gut heißt, ist dem Mißbrauche unterworfen, und kann dadurch so gar schädlich werden. Dies gilt nicht bloß vom Aeußern, das nur um seiner Nützlichkeit willen geschätzt wird, z. B. vom Reichthume und vom Ansehen, welche einer nachtheiligen Anwendung so wohl für die Welt, als auch selbst für den Besitzer fähig sind: es gilt auch von den Gaben des Geistes, die man um ihrer selbst willen schätzt; es gilt so gar von einzelnen moralisch guten Handlungsweisen. Hat nicht schon manchen sein Talent zu Grunde gerichtet; sey es, daß es ihm zum Uebermuthe verführte, und seinen Charakter verdarb, oder daß es ihm einzelne verkehrte Maßregeln eingab? Was wird aus der Handlungsweise des Wohlthätigen durch Uebertreibung — oder des Gerechten, wenn nichts ihre Strenge mildert — oder des Thätigen, wenn nichts sie einschränkt?

Den Mißbrauch verhüthet allein die gute Gesinnung. Sie ist es daher, die allem andern erst seinen Wehrt geben muß. Nur diejenigen Güter sind als wahre und zuverlässige anzusehen, deren Gebrauch von einer guten Gesinnung geleitet wird. Nur dann sind Reichthum, Ehre und Verstand etwas in jeder Hinsicht Schätzenswehrtes, wenn moralische Gesinnung ihre Anwendung bestimmt. Nur dann sind gute Handlungsweisen über allen Tadel erhaben, wenn sie aus einer moralischen Gesinnung hervorgehen, welche ihnen zugleich das rechte Maß anweiset, und sie zu einander in das gehörige Verhältniß bringt.

Die gute Gesinnung hingegen bedarf keines Andern, damit ihre Güte fest stehe, und keinem Mißbrauche unterworfen sey. Von ihr hängt alles Betragen des Menschen ab. Sie müßte sich selbst mißbrauchen: dann würde sie aber aufhören, gut zu seyn.

Das zerrissene Gewand der Armuth und die Verfolgungen eines widrigen Schicksales beeinträchtigen die gute Gesinnung so wenig, daß sie vielmehr dazu dienen, sie in ihrer Herrlichkeit darzustellen.

Der Wehrt einer guten Gesinnung ist ein unbedingter und unvergleichbarer; — und ein solcher Wehrt heißt: Würde. Sie mag auch sonst nützlich seyn; sie mag oft äußeres Wohl und innere Zufriedenheit befördern, und in so fern mit

andern Mitteln der Wohlfahrt und Zufriedenheit verglichen werden können: das ist aber nicht das Wesentliche an ihr. Wenn sie hier so gar hinter manchem andern zurück stehen müßte: so kann ihr das nichts von ihrem selbstständigen Wehrte nehmen; ihre Würde wird doch immer die gültigste Empfehlung bleiben, und ihr unter allem, was Wehrt hat, den ersten Rang anweisen.

Würde hat zwar das vernünftige Wesen schon an sich. Es soll, um seiner vernünftigen Anlagen willen, mit Achtung behandelt werden. So lautet das Gebot der Pflicht. Aber in seine volle Würde wird es erst dann eingesetzt; wenn es die gute Gesinnung in sich selbst hervorbringt.

Die gute Gesinnung darf sich nur in unzweydeutigen Proben zeigen, um überall Achtung einzuflößen, und selbst die Freyheit in Schranken zu halten.

Es ist das rühmlichste Bestreben des Menschen, welches auf freye Würde gerichtet ist — ein Bestreben, das auch nie seines Zweckes verfehlen kann. Würde ist die Verklärung der Menschheit im Weibe, wie im Manne.

Achtzehnter Brief.

Die Tugend.

Die gute Gesinnung soll zur That werden, und dadurch das Leben beherrschen. Sie soll sich überall in solchen Handlungen zeigen, welche den Forderungen des Gesetzes und der Würde der moralischen Natur angemessen sind. Dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß sie sich der sinnlichen Neigungen bemächtige, und sich gleichsam in dieselben hinein bilde, woraus denn die Fertigkeit in guten Handlungen entsteht, die wir Tugend nennen.

Eigentlich gibt es nur Eine Tugend, wie die gute Gesinnung, welche in allen Erweisungen derselben herrscht, nur Eine ist — Richtung des Willens auf das an sich Gute. Diese Gesinnung muß sich alle Neigungen unterwerfen, und alle nach den Vorschriften des Gesetzes einrichten. Ueberdem sind auch alle moralisch gute Handlungen, durch

ein festes Band, mit einander verbunden; sie machen ein zusammenhangendes System des Lebens aus, in welchem sich nichts absondern läßt, ohne das Ganze zu zerstören.

Es lassen sich indeß, in der Betrachtung, mehrere Tugenden unterscheiden, die als Theile jener einzigen anzusehen, und daher in der Ausübung wieder zu verbinden sind. Man gelangt zu dem Begriffe einzelner Tugenden; indem man auf das Gemeinsame, was mehrere tugendhafte Handlungen haben, reflectirt, und dies als das Wesen Einer Tugend, von welcher jene Handlungen die Erweisungen sind, fest stellt; — oder auch, indem man auf die verschiednen Arten der Thätigkeit achtet, welche der Wille anwenden muß, um die gute Gesinnung ins Leben einzuführen. So ist es offenbar eine andre Thätigkeit wodurch er von Verletzungen fremder Rechte zurück hält; eine andre, wodurch er zur Beförderung fremden Wohles bestimmt — und wir nennen jene Gerechtigkeit, diese Güte; — eine andre, die das Gute unermüdet bewirkt; eine andre, die sich dem zu lebhaften Gefühle des Schmerzes entgegenstellt; daher die Tugenden der Arbeitsamkeit und der Geduld.

Auf diese Weise entstehen uns zunächst vier Haupttugenden. Soll nämlich die gute Gesinnung in das Leben eingeführt werden: so kommt es vor allem darauf an: die sinnlichen Neigungen

einzuschränken, und mit dem Gesetze der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen — Mäßigung; — dann, unser wirkendes Vermögen auf den höchsten Zweck, die Würde der menschlichen Natur, zu richten — Menschenliebe; — ferner wird Kraft des Gemüthes erfordert, um das Befohlene, selbst im Widerspruche mit Gefühl und Neigung, zu thun — Seelenstärke; — endlich auch die Geschicklichkeit, für das, was man thun soll, die besten Mittel ausfindig zu machen und anzuwenden — moralische Klugheit.

Mäßigung, moralische Menschenliebe, Seelenstärke und Klugheit gehören in jeder guten Gesinnung wesentlich zusammen. Keine läßt sich von den übrigen absondern, wenn nicht ihr ganzer moralischer Wehrt verloren gehen, und sie zu der bloßen Erscheinung eines glücklichen Naturtriebes herabsinken soll.

Mäßigung ist die Grundlage aller andern Tugenden. Gefühle, Gemüthsbewegungen, Begierden und Genüsse sollen gemäßigt werden, damit sie weder selbst dem Gesetze der Vernunft widersprechen, noch zu pflichtwidrigen Handlungen verleiten.

Die Mäßigung bringt das Herz in Ordnung. Sie schränkt alle zu heftigen Neigungen und Stimmungen ein und setzt sie zu einander in ein ruhiges Gleichgewicht, daß keine die andre störe, und keine der andern widerstreite. Dort zeigt sie sich als Selbstverläugnung, hier als

Selbstbeherrschung. Sie duldet also keine ausgelassene Freude, keine zu tief gebeugte Traurigkeit, kein zu feuriges Verlangen, keinen zu lebhaften Abscheu, keine schwärmerische Hoffnung und keine niedergeschlagene Furcht, keinen anmaßenden Stolz, keinen brennenden Ehrgeiz und keine unersättliche Geldbegierde.

Eine sanfte Stille und ein erhabener Gleichmuth herrschen in der Seele des Tugendhaften.

Das eigentliche Leben der Tugend aber ist die Menschenliebe. Sie setzt die Kraft in Bewegung, das Gute zu bewirken. Darum soll der Geist sich mäßigen, damit er seine höhere Arbeit ungestört beginnen könne. Den letzten Zweck des Lebens, die Verherrlichung der menschlichen Natur thätig zu befördern, das ist das wesentliche Bestreben der guten Gesinnung. Und darin eben offenbart sich die moralische Menschenliebe.

Ihre Quelle ist Achtung gegen das Gesetz und gegen die menschliche Würde. Sie ist also etwas ganz andres, als natürliches Mitgefühl und instinctartiges Wohlwollen. Aber gerne nimmt sie dieses in sich auf, wo sie es findet. Denn nicht ausrotten, sondern nur verbessern will sie die sinnlichen Neigungen.

Die moralische Menschenliebe vereinigt mit der Liebe zu andern vernünftige Selbstliebe. Sie ehrt die Menschheit überall, und ist überall

auf ihre Schonung, Bildung und Beglückung bedacht.

Sie hält die Rechte andrer heilig, als Gerechtigkeit, und befördert ihr Wohl, als Güte.

Sie ist überhaupt ein eben so warmer als reiner Trieb, alles zu thun, was man thun soll; und in so fern kann man wohl sagen: Liebe sey der Geist der Tugend, und unter den besondern, die erste. Nur dann erst wird die Pflicht recht vollbracht, wenn der Gehorsam gegen sie zur moralischen Liebe geworden ist, und als solche das Herz ergriffen und entzündet hat.

Darum ist auch Liebe das Edelste im Menschen; und darum hat die Erziehung nichts sorgfältiger zu pflegen als den Keim der Liebe. Egoismus ist der Tod aller Tugend. Wie die Liebe in Verbindung mit der Religion wirke, und so das Höchste Herrlichste der menschlichen Kraft darstelle, werden wir im Verfolge sehen.

Seelenstärke muß uns zur Ausführung dessen, wozu die Liebe treibt, und was die Pflicht befiehlt, in den Stand setzen. Sie lehrt uns, die lockende Lust abweisen, das schmerzliche Uebel gering achten, der Gefahr Trotz biethen, jede Anstrengung willig übernehmen, und jedes Hinderniß siegreich bekämpfen. Immerhin mag auch sie sinnliche Vorstellungen und Neigungen zu Hülfe nehmen, wenn nur die Energie des guten Willens ihre Grundlage ist.

Die Klugheit scheint zwar, auf den ersten Anblick, bloß eine Fertigkeit des Verstandes zu seyn; und doch ist in ihr die Gesinnung des Herzens sehr thätig. Nur zu oft leitet das Herz den Verstand. Und daß dieser immer für das Gute wirksam sey, daß er die Wahl des Besten sicher treffe, dazu muß ihn der moralische Wille leiten.

Es gibt allerdings auch eine Ueberlegsamkeit, eine Gewandtheit und Schnelligkeit des Blickes, die nichts weniger als Tugend ist. Aber die moralische Klugheit, die unter sittlichen Grundsätzen steht, für sittliche Zwecke wirkt, und sich durch ruhige Besonnenheit und klare Einsicht im Denken und Thun äußert, muß allerdings zu den Haupttugenden gezählt werden.

Die bisher angeführten Haupttugenden zerfallen wieder in mehrere andre, nach ihren besondern Gegenständen, nach den Gefühlen, die sich im sinnlichen Menschen zu ihnen gesellen, und nach den Neigungen, die sie in sich aufnehmen. So gehören zur Mäßigung die schönen Tugenden der Sanftmuth, der Demuth und der Ergebung.

In der Sanftmuth sind nicht allein die rohen, heftigen und selbstsüchtigen Begierden gemildert, sondern auch die Gefühle und Gemüthsbewegungen. Der Sanftmüthige begehrt nichts heftig und mit Ungestüm; gemäßigt ist bey ihm insbesondre das Gefühl für erlittene Beleidigungen und die Fehler andrer.

Die Demuth ist Mäßigung in unsrer Meynung von uns selbst. Beym Demüthigen sind vorzüglich Eitelkeit, Ehrgeitz und Stolz eingeschränkt. In anspruchloser Bescheidenheit übt er hohe Verläugnung.

Die Ergebung ist gemäßigte Empfindung für den Schmerz, Ruhe im Leiden — eine Verfassung, worin man wirklich das Uebel weniger fühlt.

Die Menschenliebe enthält die Tugenden, der Arbeitsamkeit, der Theilnahme, des Gemeingeistes, der Mildthätigkeit und der Dienstfertigkeit.

Die Arbeitsamkeit ist immer in froher Geschäftigkeit für das Gute.

Die Theilnahme neigt sich freundlich zu fremden Wohl und fremden Schmerze hin; sie achtet auf die Angelegenheiten andrer, und wird dadurch gerührt.

Der Gemeingeist hat immer das gemeinschaftliche Beste vor Augen, und befördert dasselbe ohne an Bezahlung zu denken. Er sucht überall nützliche Anstalten empor zu bringen.

Die Mildthätigkeit unterstützt den Dürftigen, weil sie in ihm die Menschheit ehrt und dem Bruder wohl will. Sie gibt froh und schonend. Das Geben ist ihr Pflicht und Lust.

Die Dienstfertigkeit ist bereit andern zu helfen. Sie leiht jedem ihre Kräfte, wie er der-

selben bedarf. Sie kommt der Bitte zuvor, und leistet alles mit gefälligem Sinne.

Die Menschenliebe entfaltet auch noch besondere Tugenden, wenn sie sich auf einzelne Gegenstände, welche die Pflicht ihr vor allen andern anpreist, vorzüglich richtet. So entsteht im Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft die Vaterlandsliebe, in der Freundschaft die Treue, in der Ehe die Zärtlichkeit, in Familienverbindungen die Häuslichkeit, in welcher sich Fertigkeit in der Uebung häuslicher Pflichten mit der Freude am häuslichen Wesen vereinigt. So entsteht die Dankbarkeit gegen Wohlthäter, die Anhänglichkeit an diejenigen, welche uns nahe sind, die Leutseligkeit und die Höflichkeit im geselligen Umgange.

Auch die Seelenstärke hat verschiedene Sphären ihrer Erweisung, und theilt sich daher in die Tugenden der Enthaltsamkeit, der Geduld, des Muthes und der Standhaftigkeit.

Die Enthaltsamkeit widersteht den Lockungen der Lust, wenn die Pflicht Widerstand fordert. Der Enthaltsame reißt sich mitten im Genusse des Vergnügens los; er entsagt freywillig dem erfreulichen Gebrauche eines Gutes, ohne daß es ihm etwas kostet; so beherrscht in ihm der Wille die Neigung.

Die Geduld erträgt den Schmerz, daß er weder die Fähigkeit und Aufgelegtheit zum pflicht-

mäßigen Wirken, noch die Ruhe des Herzens störe. Der Geduldige zieht, entweder durch die bloße Kraft des Willens, oder durch die Stärke des Pflichtgefühles, oder durch andre zerstreuende und aufheiternde Bilder, seine Aufmerksamkeit von der Vorstellung des Uebels ab; oder er schwächt diese Vorstellung durch vernünftige Gründe. Das Weib gibt sich in den Schmerz, und wird mit ihm befreundet. Der Mann verachtet ihn.

Der Muth verfolgt seine Zwecke, ohne auf die Gefahren zu achten, die ihm drohen. Entweder hält er diese Gefahren selbst gering, oder sein Enthusiasmus für das Gute setzt ihn darüber weg.

Es gibt einen Temperamentsmuth, einen Muth der Körperstärke, einen Muth der Begeisterung und einen Muth des Ehrgeizes; aber alle diese haben keinen moralischen Wehrt, und sind keine Tugenden. Der moralische Muth hat seine Quelle in der Festigkeit des Willens. Er ist eben so entschlossen, wenn die Gefahr noch fern ist, als unerschrocken, wenn sie ihn schon umringt hat — und selbst dann noch gefaßt und voll Selbstvertrauen, wenn sie ihn zu vernichten scheint.

Der Muth, in seinen glänzenden Erweisungen, ist zwar eine männliche Tugend; aber selbst zur Vollbringung der unscheinbarsten Pflichten wird sehr oft ein ungewöhnlicher Muth erfordert; und dieser ist auch Tugend des Weibes.

Die Standhaftigkeit zeigt sich bey solchen

Arbeiten, die mit vielen Schwierigkeiten und mancherley Fehlschlagungen verknüpft sind; und die daher große Anstrengungen erfordern. Der Standhafte ermüdet nicht; ihn verdrießt nichts. Er bleibt sich gleich, und vollführt, was er begonnen hat.

Die Klugheit zerfällt in die Tugenden der Ueberlegsamkeit, der Besonnenheit, der Bedachtsamkeit, der Vorsicht und der Behutsamkeit.

Der Ueberlegsame unternimmt nichts, ohne vorher darüber nachzudenken, und sich mit den Schwierigkeiten, den Hülfsmitteln und der besten Art der Ausrichtung der Sache bekannt gemacht zu haben.

Der Besonnene verliert nie das Bewußtseyn seiner selbst, seines Interesses und seiner Lage. Er ist sich immer gegenwärtig.

Der Bedachtsame erwägt sorgfältig, in jedem Augenblicke der Handlung, was nun zu thun sey.

Der Vorsichtige achtet auf künftige Schwierigkeiten und Gefahren.

Der Behutsame sucht ihnen wirklich auszuweichen.

Die Klugheit soll sich mit allen andern Tugenden verbinden, und die Aeußerung derselben in pflichtmäßigen Handlungen leiten, damit diese ihren Zweck nicht verfehlen. Daher entwickelt sich eine unübersehbare Menge von Erweisungen derselben,

die sich wieder als besondre Tugenden betrachten lassen. So sind Industrie und Sparsamkeit; Klugheit im Erwerben und Zusammenhalten; so ist Verschwiegenheit, Klugheit bey der Mittheilung unsrer Gedanken; und Nachgiebigkeit, Klugheit in der Behauptung unsrer Rechte.

Alle diese Tugenden sollen, in ihrem Vereine, als zu Einer und derselben guten Gesinnung gehörend, dem Leben angebildet werden. Wer sie besitzt heißt, tugendhaft.

Der Tugendhafte erfüllt das ganze Gesetz. Zwar nicht so, daß er in Keinem fehlte, und sich gar keine Uebertretungen zu Schulden kommen ließe. Auch nicht so, daß er in allen eine gleich große Fertigkeit hätte. Unstreitig wird ihm diejenige leichter, welche mit seiner Gemüthsart mehr zusammen stimmt. Aber sein Wille ist gleichmäßig auf alle gerichtet, er setzt keine hinter die andere zurück und sein Bestreben geht dahin, daß er immer weniger fehle, und in allen Tugenden immer mehr Freyheit und Freude erlange.

Die gute Gesinnung ist die Quelle aller Tugenden. Von ihr aus eröffnet sich ein unermeßlicher Wirkungskreis der Selbstbildung. Unaufhörlich sind hier Begierden zu bekämpfen, Versuchungen zu überwinden, Kräfte zu stärken, und Gefühle zu beleben.

Die Tugend ist einer unendlichen Vervollkommnung fähig. Kein Fortschritt in der Zeit

kann sie je ganz erreicht haben. Immer wird es hier zu thun geben. Immer werden wir dem Ziele näher kommen; aber in unsrer sinnlichen Beschränktheit können wir uns um keinen Moment denken, wo wir wirklich bey ihm angelangt wären.

Die Idee der Tugend stammt aus einer andern Welt; darum kann sie im Leben der Erscheinung nie ihr reines Nachbild finden; immer wird dieses Nachbild durch die Nebel der Erscheinung getrübt seyn. Darum ist sie aber auch eine unendliche, und läßt sich nie in der Zeit, welche das Gepräge der Endlichkeit ist, zusammen fassen. Sollte ihre Idee einst ganz wirklich werden: so müßte es da geschehen, wo keine Zeit mehr seyn wird.

In der Idee der Tugend leuchtet ein höheres Licht in die Schatten der Erde herab. Darum fühlen wir uns in ihr emporgezogen über alles sichtbare und vergängliche Wesen; darum ahnden wir in ihr unsre Verwandtschaft mit unsichtbaren Reichen und ein ewiges Daseyn. Darum ist uns der Tugendhafte eine so ehrwürdige Erscheinung; darum ist uns seine Nähe zugleich so niederbeugend und so erhebend. Er steht zwischen zweyen Welten berührend in der Mitte, und verkündigt uns unser Anrecht an diejenige, von welcher allein wir Frieden erwarten im Streite des Lebens.

Auch die einzelnen Tugenden, in ihrer Vollkommenheit gedacht, sind Ideen. Man kann da-

ber von der Tugend sagen, wie von der Kunst, sie sey Darstellung von Ideen.

Aber zwischen beyden zeigt sich ein großer Unterschied zum Vortheil der Tugend. Die Kunst stellt immer nur einzelne, in gewisser Hinsicht beschränkte Ideen dar. Die Ideen, welche die Tugend darstellt, sind allgemein und unbegränzt.

Die Kunst faßt die Idee in einen einzelnen Moment; sey dieser ein sinnlicher Gegenstand oder eine Handlung. Zwar strebt sie, in denselben ein ganzes Leben auszuströmen; aber das gelingt ihr nie. Ihre ästhetischen Ideen lassen die unendliche Fülle nur ahnden. Die Tugend drückt ihre Ideen, so weit das überhaupt möglich ist, in vollständigen Handlungen und Charakterzügen aus. Sie begnügt sich nicht mit einzelnen Momenten. Sie unterwirft sich das ganze Daseyn. Wenn auch kein menschliches Leben die Tugend in ihrer Vollkommenheit enthält: so läßt sich die Idee derselben doch mit Hülfe der Vernunft daraus abnehmen.

Die Kunst bildet in einem äußern Stoffe; die Tugend aber in Gesinnungen und Thaten, im Innersten und Lebendigsten der Existenz. Zwar ist die Tugend auch an fremden Gegenständen wirksam; aber nicht wie die Kunst, die in der Gestalt alles vollendet hat. Der Tugend ist ihr äußeres Wirken zufällig; an der bleibenden Richtung und Beschaffenheit des Gemüthes liegt ihr alles.

Der Künstler schafft, in den Augenblicken der

Begeisterung, von seinem Genius fortgerissen oder von einem kühnen Gedanken ergriffen. Das Wirken der Tugend ist besonnen und frey; darum ist sie auch immer dazu aufgelegt, und ihre schönsten Werke sind diejenigen, welche in der höchsten Ruhe der Seele empfangen und geboren wurden.

Künstler können nur wenige seyn; aber die Tugend ist allen aufgegeben. In der Tugend steigt der Himmel auf die Erde herab.

Die Idee der Tugend, in ein sinnliches Bild gefaßt, wird uns zum Ideale derselben. Das Ideal stellt uns die Tugend in ihrer Vollendung, als das richtigste Verhältniß aller Gefühle, Stimmungen und Begierden, als die reinste, wärmste und thätigste Liebe, als unbesiegbare Stärke des guten Willens und als die höchste Besonnenheit in dem allen dar.

Das Ideal der Tugend entwickelt sich von selbst in allen Gemüthern, in welchen der Sinn für das Gute angeregt ist. Es ist weit edler als das Ideal des Schönen: denn es stammt unmittelbar aus der höhern Welt, während dieses nur auf die höhere Welt hindeutet.

Das Ideal der Tugend soll uns immer vorschweben; damit wir uns nach ihm prüfen; damit es unser Streben anfeure, und damit die Aussicht auf das Unendliche unsers Daseyns, unsers Fortwirkens und unsrer Bestimmung uns mit Muth und Hoffnung erfülle.

Die vollendete Tugend ist Heiligkeit. Mit ihr würde, in einer höhern Ordnung der Dinge, auch Seligkeit verknüpft seyn: denn sie kann sich nicht anders, als im Gefühle der innigsten Uebereinstimmung, also im heitersten Selbstgenusse ankündigen.

Heiligkeit und Seligkeit gehören im Ideale der Tugend wesentlich zusammen. Aber auf Erden kann die Tugend nie anders als leidend erfunden werden; theils weil sie auch darin ihr Wesen und ihre Stärke bewähren muß; theils weil dies in der ganzen Einrichtung der Erscheinungswelt liegt.

Wenn ein heiliges Wesen aus bessern Gegenden zu uns hernieder stiege: so würde es mit uns das Loos eines prüfungsvollen Daseyns theilen müssen. Daher auch das christliche Tugend-Ideal den Erlöser leidend und sterbend vorstellt; damit sich seine Verwandtschaft mit uns offenbare, und er seinen sterblichen Brüdern in jeder Hinsicht Ideal seyn möge.

Nichts desto weniger hat die Tugend, außer ihrer Würde, auch ihren sinnlichen Wehrt. Sie ordnet, beruhigt und beglückt unser ganzes Daseyn. Sie stimmt mit den schönsten und süßesten Neigungen des Herzens überein. Sie befriedigt den Sinn für Wahrheit, Schönheit und Ordnung. Sie begünstigt die Empfindungen der Freundschaft, der Liebe und der Häuslichkeit. Die rohern und aus-

schweifenden Neigungen des Herzens bringt sie in Ordnung, daß ihre Unruhe, ihr Aufruhr und ihre wilden Gährungen den innern Frieden nicht mehr unterbrechen. Sie lehrt uns durchaus übereinstimmend mit uns selbst denken und handeln. Sie unterwirft unser ganzes Daseyn festen Grundsätzen, und hebt dadurch jenes unsichere Schwanken und jenen ewigen Widerspruch auf, die unter der Herrschaft der Sinnlichkeit so unvermeidlich und so gefährlich für inneres und äußeres Wohl sind.

Tugend ist zwar nicht das sicherste Mittel unsre Absichten zu erreichen, aber das wahrste, und darum auch dasjenige, wobey wir uns am meisten sicher fühlen. Sie bewahrt uns vor allen Uebeln, die aus einer regellosen Sinnlichkeit und aus wilden Leidenschaften zu entstehen pflegen. Sie lehrt uns überall dasjenige thun, was der Wohlfahrt des Ganzen am zuträglichsten ist — was das Leben schön und erfreulich macht. Sie gibt allen unsern übrigen Angelegenheiten eine höhere Waihe; Kunst, Wissenschaft, bürgerliche und häusliche Verhältnisse, Thätigkeit und Lebensgenuß veredeln sich durch sie, und blühen herrlicher auf. Sie belohnt unsre Bemühungen mit dem frohen Gefühle des Fortschreitens im Schwersten, der Selbstkraft und der Gleichförmigkeit. Sie verschafft uns den Beyfall des Gewissens, frohen Rückblick, frohen Aufblick und frohen Blick in die Zukunft.

Neunzehnter Brief.

Güte des Herzens.

Wahre sittliche Herzensgüte ist eine Frucht der Tugend. Sie entsteht dann; wenn sich die gute Gesinnung durch Tugend tiefer in das Leben hineinbildet; wenn die Tugend bey uns Art zu denken, zu fühlen, zu begehren und zu handeln wird. Es hat daher mit dieser Herzensgüte viel auf sich; und es ist der größte Ruhm, den man jemand beylegen kann, wenn man sagt: er habe ein gutes Herz.

Wenige Ausdrücke werden indeß wohl so gemißbraucht als dieser. Wie oft heißt es von den unwürdigsten Menschen, sie haben ein gutes Herz, um damit nicht bloß Thorheiten, sondern wirkliche und grobe Laster zu entschuldigen? Gut kann das Herz nicht seyn, in welchem noch Eine Leidenschaft ein gefährliches Uebergewicht hat, und das nicht in

seinem innersten Wesen durch reine Liebe zum Guten geheiligt ist. Menschen ohne Grundsätze haben nie ein gutes Herz; ob gleich Wollüstlinge oft ein weiches Herz haben.

Die ökonomische Welt nimmt es indeß mit dem Sittlichen nicht so genau; sie bedient sich der Sprache in ihrem eignen Sinne, und da heißt denn gut, was man gebrauchen kann. So sind das gute Menschen, die gefällig sind, gegen jedermann freundlich — und gerne dienen; ob sie es gleich eben nicht sehr gut meynen mögen.

Wenn indeß auch jemand durch einen natürlichen Trieb zum Wohlwollen gestimmt würde: so dürfen wir ihm darum noch nicht Güte des Herzens zuschreiben. Güte des Herzens will durch eigne Kraft erworben seyn, und sie umfaßt alle Regungen des Gemüthes ohne Ausnahme.

Im guten Herzen ist allerdings Liebe das herrschende, und das bildende Prinzip. In Liebe wird alles umfaßt, gedacht, gefühlt und ausgeführt. Liebe hat sich hier zum ungetheilten und bleibenden Streben gestaltet. Aber diese Liebe ist nicht bloß Naturtrieb. Der Naturtrieb ist in ihr zu jener hohen Uneigennützigkeit veredelt, die allein aus Achtung gegen die menschliche Natur entsteht. Darum wird diese Liebe nie schwach; darum überschreitet sie nie die Gränzen; und was sie will und thut verträgt sich mit der klarsten Besonnenheit. Es ver-

räth eben so sehr den erleuchteten Geist, als das warme Gemüth.

Sittliche Güte des Herzens begreift in sich: Reinheit, Harmonie, Stärke, Festigkeit und edle Einfalt des Herzens.

Das gute Herz ist ein reines Herz. Es hat kein Wohlgefallen am Unreinen. Rein sind alle Eindrücke, welche es aufnimmt, rein alle Bilder, welche die Phantasie schafft, rein alle Gedanken, welche der Verstand bildet, rein alle Empfindungen, welchen es sich hingibt, rein die Neigungen, welche sich in ihm regen, rein die Vergnügungen, welche es genießt und die Wünsche, die es nährt. Rein sind die Worte, die das gute Herz aussprechen lehrt, fern von allem Zweydeutigen und von allem Anstößigen. Rein sind die Thaten, zu welchen das gute Herz treibt; das hellste Licht dürfen sie nicht scheuen.

Die Reinheit des guten Herzens ist noch herrlicher, als in den Gedanken und Bewegungen, welche es erfüllen, in der Gesinnung, die allem andern zum Grunde liegt. Lautre, sittliche Güte, herrschendes Pflichtgefühl, Sieg über alle Selbstsucht, das ist es, was dem guten Herzen seinen Adel gibt. An ihm ist nicht bloß alles ohne Flecken und Tadel, sondern das, woraus alles kommt, ist auch das Vortrefflichste.

Das gute Herz stimmt mit sich selbst überein. Seine Neigungen und Begierden streiten nicht

mit einander. Alles ist hier besänftigt, und in das richtige Verhältniß gesetzt. In ihm empört sich nichts. Nichts bricht gewaltsam hervor. Aus ihm selbst kommt ihm kein Zwist und keine Unruhe. Das ist der Friede des guten Herzens, daß es sich seiner Selbsteinigkeit bewußt ist. Von dieser Harmonie ist nichts ausgeschlossen.

Alle Züge des Herzens sind von der Tugend ergriffen; wenn gleich noch nicht nach derselben gebildet. Ueber alle Bestrebungen hat sich die sanfte Gewalt derselben ausgebreitet; und wo Selbsterkenntniß den Fehler entdeckt, da heilt der gute Wille.

Das gute Herz hat Stärke in sich, der Tugend treu anzuhangen, und zu thun, was sie fordert, so viel auch dabey gewagt und aufgeopfert werden müsse. Die Kraft der Liebe und der Pflichtachtung haben es durchdrungen. O, es ist rührend zu sehen, wie das gute Herz seine Werke vollbringt. Eine stille Thräne, vom eignen Bedürfniß erpreßt, fällt auf seine Gabe, und doch öffnet sich freudig die Hand zum geben. Wo alle aufmunternden Stimmen schweigen; wo alle Regungen der Sinnlichkeit abnehmen: da folgt es doch dem schönen Zuge. Wo die Welt ihm nichts mehr biethen kann: da nimmt es alles aus eigner Fülle.

Festigkeit ist die Schutzwehr des guten Herzens. Schlecht wäre es überall beschirmt, wenn es sich selbst nicht zu bewahren wüßte. Aber

die Grundsätze, die es gewählt hat, hat es sich auch tief eingeprägt. Die Gesinnungen, welchen es folgt, haben sich in sein eignes Leben verwandelt. Es weicht nicht von seinem Glauben, von seiner Fassung, von seiner Liebe und von seinem Streben. Keine schimmernde Anpreisung, kein lockender Schein, kein Lob der Menge, keine scheinbare Bedenklichkeit, kein Gewinn und kein Verlust bringen es von dem ab, dem es sich einmal ergeben hat. Gegründet in sich selbst, widersteht es jedem äußern Angriffe. Wachend über seiner Ruhe, meidet es alles, was diese zerstören würde.

In diesem Allem ist edle Einfalt; — die schönste Zierde des guten Herzens. Nichts Erzwungenes und mühsam Gesuchtes. In allem scheint die Natur, nur verklärt, selbst zu walten. Und doch hat hier Freyheit geschaffen. Doch ist Herzensgüte etwas anders, als Unschuld, die angeboren wird. Aber wohl dem, der diese Unschuld aus den Stürmen des Lebens rettete, der sie in den Stunden der Versuchung zu bewahren wußte. Ihm wird die Bildung zur Herzensgüte leicht werden; ihm wird sie vorzüglich gelingen.

Zwanzigster Brief.

Das Heilige.

Zu enge ist dem besonnenen Menschen die Welt der Sinne für sein Denken, Streben und Wünschen. Es muß noch etwas jenseits ihrer Gränzen liegen — erhabener und herrlicher als alles, was sie umschließt, wenn er zur Einigkeit mit sich selbst gelangen, und Ruhe für sein Herz finden soll.

In der Welt der Sinne ist alles voll Widersprüche, die sich nur in dem Lichte einer höhern auflösen. In der Welt der Sinne ist alles hinfällig und wandelbar; nach dem Ewigen und Unwandelbaren sehnt sich der Geist. In der Welt der Sinne trägt alles das Gepräge der Beschränktheit und Mangelhaftigkeit; dem Geiste genügt nur das Unendliche und Vollendete. In der Welt der Sinne reift alles dem Tode entgegen; der Geist dürstet nach Unsterblichkeit.

Ueber den Sternen sucht der Leidende den Trost, den ihm die Erde nie geben kann.

Selbst das Schöne, das Erhabene und das Gute, wie sie in der Wirklichkeit angetroffen werden, befriedigen das Bedürfniß des Höhern nicht ganz. Sie befriedigen dasselbe nur in so fern, als sie auf dieses Höhere hindeuten, und zu seiner Darstellung und Beglaubigung dienen. Ganz würden sie es erst dann befriedigen; wenn sie in unbegränzter Vollkommenheit und Allgemeinheit die Welt beherrschten, wenn alles ihren Gesetzen gehorchte, und ihre Formen abspiegelte. Eine solche Welt wäre aber selbst schon die verklärte, welche wir suchen.

Die Ahndung des Höhern ist mit dem Bedürfniß desselben der menschlichen Natur tief eingepflanzt. Sie ist das Göttliche im Menschen. Sie greift durch das ganze Daseyn, und beseelt alle edlern Kräfte. Nur durch sie kann das Schöne, das Erhabene und das Gute, seinem Geiste nach, und in seiner letzten Tendenz, ganz empfunden werden. Alle Thätigkeit der Vernunft endigt in der Anerkennung eines Höchsten, Uebersinnlichen und Unendlichen, und ist nur dann vollendet, wenn sie bey diesem ankommt. Wo sie lebendig wird, muß sich daher auch wenigstens jene Ahntung entwickeln.

Der Kreis unsers Denkens und Forschens kann sich nur dann schließen, wenn er etwas Uebersinnliches als Mittelpunct in sich auf-

nimmt. Ueberall stoßen wir auf Ideen, die nicht in die Sphäre des sinnlichen Daseyns gehören, und ohne welche doch nichts vollständig erklärt wird. Der Menschengeist und das Weltall weisen auf ein freyes, unbegränztes und selbstständiges Bestehen hin. Der Strom der Zeit führt zum Gedanken der Ewigkeit — Die Ordnung der Dinge zum Gedanken eines übersinnlichen Gesetzes und einer übersinnlichen Kraft.

Alles soll in Einem zusammen hangen; und dieses Eine muß ein Höchstes und Ueberirdisches seyn.

In der Schönheit der Gestalt, noch mehr aber in der Grazie, scheint sich etwas Ueberirdisches verkörpert zu haben; und das ist gewiß eine bedeutende Ursache mit, warum wir uns hier so stark angezogen fühlen. Es ist als ob sich eine andre Welt verklärend auf die irdische herabgelassen hätte. Der Geist, der hier lebt und ordnet, kann nicht aus den Gegenden stammen, wo vieles so gemein, vieles so dunkel und alles so vergänglich ist.

Wer fähig ist, von dem Zauber der Schönheit und Anmuth ganz ergriffen zu werden, den hebt er mit sanfter Gewalt zu einem verherrlichten Leben empor. Nicht das seelenlose Spiel körperlicher Kräfte — sondern der Anklang eines bessern Daseyns ist es, was er hier vernimmt. Seiner Phantasie öffnet sich die heitre Region, worin das Schöne herrschend ist.

Das Große wird eben dadurch erhaben, daß die sinnliche Unermeßlichkeit die Idee der wahren Unendlichkeit, welche im Uebersinnlichen ist, weckt. Im Gefühle des Erhabenen spricht sich die Ahndung des Höhern unzweydeutig aus. Nie würde der Mensch dieses Gefühl haben; wenn er sich nicht zu einer andern Größe und zu andern Kräften erheben könnte, als die sind, welche seine Sinne erschüttern. Zur Anbetung stimmt uns alles Erhabene.

Nicht weniger ist die Ahndung des Uebersinnlichen, Unendlichen und Höchsten mit der Tugend gepaart. Der Tugendhafte erkennt seine sittliche Beschränktheit mit Demuth und Schmerz. Er strebt, der Vollkommenheit sich immer mehr zu nähern. Ihm schwebt überall ein Ideal höchster sittlicher Vortrefflichkeit und Seligkeit vor. Er kann nicht umhin, dieses Ideal irgendwo wirklich zu denken, und zu glauben, daß er es selbst einst erreichen werde. Beydes ist aber nur möglich in einem ewigen Daseyn. Beydes kündigt ein Uebersinnliches, Unendliches und Höchstes an, mit dem er sich um so inniger befreundet fühlt, je mehr sich sein sittliches Gefühl entwickelt, und sein guter Wille gestärkt hat.

Dieses Uebersinnliche, Unendliche, Höchste, was wir im Denken, im Anschauen des Schönen, im Gefühl des Erhabenen und im Bewußtseyn der Tugend ahnden, nennen wir, da in ihm die vol-

endete Sittlichkeit vor allem hervorragt: das Heilige.

Der Glaube an das Heilige ist Religion. Die Empfänglichkeit für die Gefühle und Stimmungen, welche das Heilige weckt, die Disposition, alles auf das Heilige zu beziehen ist religiöser Sinn. Der Inbegriff der Gesinnungen und Handlungsweisen, welche dem Gedanken des Heiligen angemessen sind, heißt: Religiosität.

Das Heilige ganz zu verläugnen würde nur dem möglich seyn, der alle edlere Kräfte an sich zerstört, und in thierischer Sinnlichkeit jede Regung der Vernunft, und jede Sehnsucht, die das Beßre will, erstickt hätte. Gewöhnlich erkennt das Herz es an, wo der Verstand noch zweifelt, oder sich schon gegen dasselbe erklärte. Selten ist der Unglaube, in welchem sich Kopf und Herz vereinigen.

Der Verstand nimmt leicht Anstoß daran, daß das Heilige nicht demonstrirt und begriffen werden kann. Beydes aber liegt in seiner Natur, und darf uns nicht befremden.

Beweisen läßt sich nur dasjenige, was in den Zusammenhang der Erscheinungswelt gehört, wo das Eine das Andre voraussetzt. Das Heilige aber liegt über diesen Zusammenhang hinaus.

Begreiflich ist nur das Endliche und Beschränkte. Was begriffen werden soll, muß zu andern Dingen in Verhältnissen stehen, wodurch es verhindert wird, alle Vollkommenheit zu besitzen.

Das Heilige aber ist unendlich, schrankenlos und vollkommen.

Die Religion gehört gar nicht für den Verstand, der beweist und erklärt; sie gehört einem höhern Vermögen an. Wer verlangt, daß sie bewiesen und erklärt werde, der verkennt das natürliche Verhältniß der geistigen Kräfte. Es ist eben so, als ob er verlangte, daß man das Denken sehe.

Damit wird aber ihrer Gewißheit und ihrer Würde nichts benommen, so wenig als der Gewißheit des Denkens dadurch etwas benommen wird, daß man es nicht sieht. Ihre Würde beruht ja eben darauf, daß sie über alles Sinnliche hinausliegt. Die höchste sittliche Güte und die Quelle alles Schönen kann in keine Zeit und in keinen Raum eingeschlossen seyn. Was in Zeit und Raum eingeschlossen ist, ist auch mit allen Mängeln des Irdischen behaftet.

Das Wesentliche im Heiligen ist vollendete Sittlichkeit und Seligkeit, in einem überirdischen und unbeschränkten Daseyn. Diese kann aber in zweyfacher Hinsicht gedacht werden, nähmlich: entweder als wirklich vorhanden, und beherrschend das Weltall in einem höchsten Wesen — als eine zweyte übersinnliche Welt, der die sinnliche unterworfen ist, und die sie in ihren erhabenen Erscheinungen andeutet, im Schönen und Guten aber abspiegelt — als moralische Ordnung der Dinge, in welcher der Welt-

geist waltet; — oder als Aufgabe an die Menschen, denen dadurch eine freye, selbstständige, von dem Leben der Erscheinung, unabhängige Existenz, eine Existenz, die kein irdischer Tod zerstört, und eine unaufhörliche Annäherung an dieses Ziel, ein unaufhörliches Fortschreiten in der Selbstbildung und Beseligung zugesichert wird.

So sind es die beyden Ideen der Gottheit und der Unsterblichkeit, welche die Religion umfaßt.

Religion ist keine Lehre; denn ihre Gegenstände sind unbegreiflich. Sie läßt sich nicht in Vorstellungen mittheilen; weil keine Vorstellung sie umspannt. Sie muß sich aus eigner Geisteskraft entwickeln. Aber wie und nach welchen Gesetzen sie sich entwickelt, wie sie entsteht und wirkt, das läßt sich allerdings zeigen, und dadurch auch die Selbstentwickelung befördern. Aus diesem Gesichtspuncte betrachten Sie die folgenden Briefe.

Zur Religion muß man sich erheben; und dazu gehört Energie und Entschlossenheit, die wenige Menschen aufbiethen mögen. Darum gibt es zwar viele, die etwas von Religion ahnden; aber wenige in denen Religion lebt. Und doch kann sie nur dann wirken; wenn sie in uns lebendig geworden ist.

Ein und zwanzigster Brief.

Die Gottheit. — Moralische Ordnung der Welt.

Ueber die der menschlichen Natur eingepflanzte Ahndung des Heiligen wären wir also einverstanden. Aber die bloße Ahndung darf uns noch nicht genügen. Sie allein kann keine Religion begründen, welche lebendige Ueberzeugung von dem Heiligen, und tiefe Verehrung desselben in sich schließt.

Religion soll auf das ganze Daseyn und auf alle Kräfte und Aeußerungen desselben wirken. Sie muß sich daher in diesem Daseyn befestigen, und mit ihm innigst verbinden. Wenn sie auch nicht Sache des Verstandes ist: so muß sich der Geist doch ihrer versicheren, und sich bewußt werden, was er an ihr hat. Wenn das Heilige auch nicht zu beweisen ist: so muß es doch möglich seyn, sich von ihm eine solche Gewißheit zu verschaffen, daß wir ihm in unsern höchsten Angelegenheiten ver-

trauen, und ihm unser Leben freudig weihen können.

Wir haben also zu untersuchen, wie sich der Mensch aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt erhebe, wie er dazu komme, das anzunehmen; was weder angeschaut noch bewiesen werden kann. Diese Untersuchung haben wir insbesondere in Ansehung der zwey religiösen Ideen der Gottheit und der Unsterblichkeit anzustellen.

Wir fragen zuerst in Ansehung der Idee der Gottheit: wie bildet sich dieselbe? wie gelangen wir dazu, sie anzuerkennen, und ihr Gültigkeit für unser Glauben, für unser Gesinntseyn und Handeln zuzugestehen?

Lassen Sie uns, um diese Fragen zu beantworteu, der Entstehung derselben im menschlichen Gemüthe zusehen.

Sie beginnt mit der besonnenen Weltbetrachtung. Gewöhnlich pflegt man hier von der Nützlichkeit der Naturproducte für die Bedürfnisse des Lebendigen zu schließen, daß sie diese Bedürfnisse im Auge gehabt habe, daß sie mithin von einem denkenden Verstande absichtsvoll angeordnet sey. Allein, nicht zu gedenken, daß dieser Schluß etwas übereilt ist — indem aus der Brauchbarkeit einer Sache noch nicht folgt, daß sie um dieser Brauchbarkeit willen da sey, — und daß der Begriff eines Zweckes vom menschlichen Thun auf das

Wirken der Natur ungebührlicher Weise übertragen zu seyn scheint: will es auch nicht überall gelingen, die Natur für bestimmte Zwecke thätig zu finden. Oft zerstört vielmehr die Eine Vorkehrung wieder, was die andre aufgebaut hatte.

Aber die Welt zeigt uns andre Seiten, die sich als Offenbarungen eines höhern Prinzips und einer höhern Ordnung ankündigen. Dahin gehört die Schönheit ihrer Producte, das Ebenmaß ihrer meisten Verhältnisse, die Harmonie ihrer Erscheinungen, der große zusammenhangende Gang ihrer Begebenheiten, der auch die Empörungen und Widerstrebungen der wildesten Kräfte in sich aufnimmt, und die Zerrüttungen ganzer Jahrhunderte in seinen Plan verbindet.

Wir finden hier eine Schicklichkeit, ein Anschließen und ein Ineinandergreifen, die unmöglich das Werk des Ohngefährs oder eines blinden Treibens mechanischer Kräfte sein können. Gesetzt, es wäre möglich, dies alles aus physischen Ursachen zu erklären: so müßten wir in physischen Ursachen, die sich so für die Bedürfnisse des Geistes verketten, und diesem ein so herrliches Schauspiel darstellen, selbst etwas dem Geiste Verwandtes, die Gedanken Eines Weltgeistes erkennen.

Wenn es uns gleich versagt ist, das Wesen der schönen Gestalt zu enträthseln, das Ganze der Zusammenordnung natürlicher Dinge zu übersehen, und zu enthüllen: so sind doch die Spuren einer

höhern Ordnung und das Hindurchscheinen derselben durch die sichtbare Welt unläugbar. Wenn der Verstand die einzelnen Gesetze dieser Ordnung nie findet: so kann dies kein Beweis gegen dieselbe, wohl aber ein Zeichen davon seyn, daß das Prinzip derselben, als ein übersinnliches, dem Verstande unzugänglich ist, und ein höheres Organ fordert, dessen Mangel dem Sterblichen nur ein vernünftiger Glaube ersetzen kann.

Die Betrachtung der Welt führt zur Anerkennung einer noch unbegreiflichen Harmonie und einer übersinnlichen Ordnung, welche ihre Erscheinungen beseelt.

Weiter führt das Gewissen. Im Gewissen finden wir uns gebunden durch ein Gesetz, daß sich weder verachten noch wegläugnen läßt; so sehr sich auch unsre Neigungen gegen dasselbe empören, und so beschwerlich seine Forderungen dem Willen sind — durch ein Gesetz, das mit dem höchsten Ansehen und mit dem dunkeln Gefühle eines noch höhern Gerichtes, dem der Uebertreter anheim fällt entscheidet und richtet — endlich durch ein Gesetz, das nicht als Gesetz des Einzelnen, sondern als Gesetz der ganzen vernünftigen Menschenwelt anzusehen ist, das über allen Einzelnen in erhabener Majestät thront, und sich in so fern als höchsten moralischen Willen ankündigt.

Dieser moralische Wille ist über alle sinnliche Natur erhaben. Er kann weder aus dieser ent-

sprungen seyn, noch zu ihr gehören. Die sinnliche Natur hat keinen gebiethenden Willen, der sich freyen Wesen aufdringen könnte. Der höchste moralische Wille ist ein unbedingter; er sagt aus, was schlechthin geschehen soll. In der sinnlichen Natur aber ist alles bedingt. Der höchste moralische Wille ist nothwendig selbst ein heiliger. In der sinnlichen Natur aber wird überall nur eine beschränkte Tugend gefunden.

Es bleibt also nichts übrig, als daß jener Wille mit der übersinnlichen Ordnung, die sich in der Natur offenbart, einerley sey.

Durch das Gesetz der Pflicht wird uns eine Bestimmung aufgegeben. Wir sollen uns in der Sittlichkeit immer mehr ausbilden, und der Vollkommenheit immer näher zu kommen suchen. Dazu gehört nicht allein Heiligkeit der Gesinnung, sondern auch Heiligkeit des Lebens, vollendete Güte — nicht bloß des Wollens, sondern auch des Vollbringens.

Das Erste steht durch uns selbst zu erreichen. Bey dem Andern aber muß auf mancherley gerechnet werden, was nicht in unsrer Gewalt ist. Daß, und in welchem Maße wir die Tugend lieben, hängt freylich von uns ab. Aber die Art, wie wir sie ausüben, die Leichtigkeit oder die Schwierigkeit womit dieses geschieht, wird durch natürliche Anlagen, durch Temperamentseigenschaften, durch Erziehung, durch richtige und falsche Meinungen, durch Umgebungen, Schicksale, Verbindungen und mancherley

Eindrücke bestimmt. Jeder hat in dieser Hinsicht, nach seiner besondern Beschaffenheit und Lage, seine eignen Bedürfnisse.

Soll der Mensch mit Sicherheit und Freude an seiner Bestimmung arbeiten: so muß er voraussetzen, daß alles Zufällige in seinem Leben hierauf berechnet sey, daß er die Anlagen besitze, die Erziehung erhalte, und in die Verhältnisse komme, worin er die nothwendigen Hülfsmittel und Unterstützungen seines Strebens antrifft.

Ob und in wie fern dies der Fall sey, darüber kann die Erfahrung nicht entscheiden. Keiner kennt sich, seine Bedürfnisse und die Wirkungen des Zufälligen im Leben so genau, daß er im Stande wäre, das für ihn Zweckmäßige richtig anzugeben.

Das Gesetz der Pflicht behält aber seine ewige Gültigkeit. Wenn die Erfahrung kein einziges Zeugniß ablegte: so ist doch um seinetwillen anzunehmen, daß moralische Ordnung im Weltall herrsche, die im Leben der Einzelnen alles, nach ihren sittlichen Bedürfnissen, so verknüpft, daß sie ihre Bestimmung zur Tugend erreichen können, und daß alles besiegt werde, was ihnen bey dem Streben nach derselben in den Weg treten möchte.

Die vollendete Sittlichkeit würde, wenn sie allgemein wäre, auch die höchste Seligkeit seyn. Daß sie es werde, gehört mit zu unsrer Bestimmung, und ist ein wesentlicher Bestandtheil derselben. Dahin geht der Befehl der Pflicht, daß

jeder, so viel er kann, Freyheit und Selbstständigkeit, die eben die Seligkeit des vernünftigen Wesens sind, an sich selbst und an andern befördre; und in diesem Befehle liegt die Verheißung, daß sie jedem in dem Maße zu Theil werden soll, als er sich durch Tugend derselben würdig macht.

So lange aber die Sittlichkeit des Menschen eingeschränkt bleibt, ist es nicht zu erwarten, daß sein Zustand von selbst mit seiner Gesinnung und mit seinem Verhalten in ein richtiges Verhältniß trete. Der Zufall, der sich um Menschenwehrt nicht bekümmert, theilt seine Gaben sehr verschieden aus, und verfolgt oft den Besten am meisten mit seinen Demüthigungen und Kränkungen. Er erhebt den Schuldigen und drückt die Unschuld nieder. Mit großem Schmerze muß sich der Tugendhafte vieles, selbst um der Pflicht willen, versagen, was der Schlechte, unbekümmert um Pflicht und Gewissen, im Ueberflusse fröhlich genießt. Sein heitres Selbstbewußtseyn kann ihm dafür wenig Ersatz geben, da es selbst so oft, durch bittre Vorwürfe, die er um so mehr fühlt, je tugendhafter er ist, unterbrochen und getrübt wird. Reue, die der Schlechte nicht kennt, führt eben die finsterſten Stunden in seinem Leben herauf.

Doch gesetzt auch, jemand hätte es in der Sittlichkeit so weit gebracht, daß ihn kein Selbsttadel mehr träfe, und daß er, im Gefühl seines Selbstwehrtes, ruhig entbehrte, was ihm das Schicksal

verweigert, und ruhig ertrüge, was es ihm auf=legt: so würde doch ein seiner Sittlichkeit ange=messenes Wohlbefinden, nach dem natürlichen Laufe der Welt, nur dann möglich seyn, wenn jene Sittlichkeit allgemein wäre, und dieses Wohlbefin=den von Menschen keine Beeinträchtigung mehr zu fürchten hätte.

Soll die Bestimmung des Menschen ganz erreicht werden — und daß sie es soll, dafür bürgt das heilige Ansehen der Pflicht: — so muß über dem natürlichen Laufe der Welt eine moralische Ordnung walten, die mit der Sittlichkeit eines jeden das ihr proportionirte Wohlseyn verknüpft, und alle physischen und intellectuellen Kräfte nöthigt, dasselbe hervor zu bringen.

Wir können die Würde der Tugend nicht aner=kennen, ohne mit ihr zugleich eine übersinnliche Ordnung anzunehmen, die den Lauf der sinnlichen leitet, und sie mit den sittlichen Zwecken und Be=dürfnissen der Menschen in Uebereinstimmung setzt.

So wird durch die sittliche Natur das Wesen jener Ordnung, wovon wir in der Natur die Spu=ren finden, näher angedeutet und bestimmter aus=gesprochen. Der Geist, der die Welt erfüllt, ord=net und leitet, ist ein sittlicher. Die Würde und Seligkeit der vernünftigen Wesen sind es, was er durch seinen großen Gang, und durch seine weisen Zusammenfügungen bezweckt. Daß Sittlich=keit im Universum herrsche und alles erfreue, dazu

bedient er sich seiner Erschütterungen, seiner Zerstörungen, wie seiner Erneuerungen und Vereinigungen.

Die moralische Ordnung ist theils eine bildende, in wie fern sie die Verhältnisse und Schicksale der vernünftigen Wesen, nach den Bedürfnissen derselben, zweckmäßig einrichtet, damit dieselben zur höchsten Sittlichkeit erzogen werden — theils eine vergeltende, in wie fern sie jedem sein Schicksal nach seiner Würdigkeit bestimmt.

Vereinigen wir hiermit nun die Idee eines heiligen Willens, wie ihn das Gewissen offenbart: so ist die Idee der Gottheit vollständig und rein von allen Zusätzen menschlicher Vorstellungsweise gefunden, und in ihrer Wahrheit und Gültigkeit anerkannt. Sie ist der höchste moralische Wille, von dem das Gesetz der Sittlichkeit kommt, der das Weltall regiert, der unaufhörlich thätig ist, das Heil vernünftiger Wesen, so weit es, ihrer Freyheit unbeschadet, geschehen kann, zu befördern, und der sich in allem ankündigt, was die Natur Schönes und Herrliches aufstellt, und was die Brust des Menschen Großes umschließt.

Wie der höchste Wille in der ewigen Ordnung der Welt seine Gedanken ausführt, das wird der Sterbliche nie erforschen. Die Nebel des Sinnenlebens liegen zwischen ihm und dem Unendlichen. Aber wir wissen worauf er gerichtet, — wir wissen, daß Heiligkeit sein Wesen ist. Und daraus lassen

sich Eigenschaften ableiten, die wir ihm zuschreiben müssen, und deren schwaches Bild sich in unsrer sittlichen Natur widerfindet.

Der höchste Wille muß ein selbstständiger, von der Welt und ihren mechanischen Gesetzen unabhängiger, wie von jeder Art der Beschränkung freyer, in sich selbst gegründeter und auf sich selbst ruhender Wille seyn.

Als einem moralischen Willen kommt ihm Heiligkeit zu, und seine Heiligkeit ist Seligkeit. Er kann nur das Gute wollen, er will es im höchsten Grade; das ist seine Majestät, und in ihr der reinste Selbstgenuß, der keines bedarf, und durch nichts getrübt wird.

In wie fern er durch die sittliche Ordnung, neben der Tugend, auch die Glückseligkeit der abhängigen Geschöpfe bezweckt, ist er ein gütiger — in wie fern er durch die zweckmäßigsten Anstalten zur Sittlichkeit erzieht, ist er ein weiser — und in wie fern er jedem nach Verdienst sein Schicksal bestimmt, ist er ein gerechter Wille.

Endlich ist der höchste Wille auch ein ewiger, da er über der Welt der Erscheinungen wohnt, und nichts Zeitliches ihn berührt — und ein allgegenwärtiger; denn die sittliche Ordnung befaßt, durchdringt und beseelt alles.

Zwey und zwanzigster Brief.

Die Gottheit. — Das höchste Wesen.

Die Gottheit wird in der Natur — ihrem Wirken — gefunden, und im sittlichen Bewußtseyn anerkannt, als höchster moralischer Wille, der heilig, gütig, gerecht und weise das Weltall regiert, der über alles Endliche erhaben ist, und mit seinem Handeln alles umfaßt.

Dieses Finden und Anerkennen mögen wir, um seinen Unterschied vom wissenschaftlichen Beweisen auszudrücken, Glauben nennen; das Ansehen der Ueberzeugung verliert dadurch nichts.

Wäre es möglich, jemand durch Demonstration zu überführen, daß ein Gott ist: so hätte man ihm damit noch nicht Religion beygebracht. Sein Verstand könnte unserm Raisonnement Recht geben, ohne daß sein Herz einstimmt, und ohne daß dadurch etwas in seiner Stimmung verändert würde.

Wer Gott nicht selbst findet und anerkennt, der wird nie einen Gott haben. Bey allem seinem scheinbaren Wissen und bey seinen eifrigsten Bemühungen, dieses Wissen andern aufzudringen, fehlt ihm die lebendige Ueberzeugung, welche immer im wahren Glauben an Gott ist.

Der wahre Glaube nimmt nicht einen einzelnen Platz im Gemüthe ein; er ist nicht ein Ergänzungsstück der menschlichen Erkenntniß. Er durchdringt und beseelt das ganze Gemüth. Er ist höher als alle Erkenntniß, und dasjenige, was dieser Haltung gibt, und sie an ein Höchstes knüpft.

Eine Erkenntniß läßt sich mittheilen; jeder Verständige hat Empfänglichkeit dafür. Aber der Glaube an Gott läßt sich nicht mittheilen. Ob gleich die Anlage zu demselben ein allgemeines Eigenthum der menschlichen Natur ist: so giebt es doch viele, bey welchen sie unentwickelt blieb, und viele in denen sie abgestumpft oder gar unterdrückt wurde.

Um an Gott zu glauben, wird erfordert, daß man die Natur mit freyem Sinne betrachten könne, und auch dann noch einen reichen Stoff in ihr antreffe, wenn man weder an die Benutzung ihrer Producte, noch an die Bereicherung seiner Kenntniß von ihr denkt. Je mehr man dazu gestimmt ist, in ihren Producten die Schönheit, in ihren verschiedenen Erscheinungen die harmonische Anordnung, in ihren Begebenheiten die gedankenvolle Verknüpfung — und

in allem das Große zu bemerken: desto mehr Empfänglichkeit hat man für den religiösen Glauben.

Menschen, die alles mit ökonomischen Augen ansehen, die überall engherzig nach Vortheilen haschen, oder die alles spalten und zergliedern, um zu erfahren, was es wohl seyn möge, die alles wägen und messen, um Gründe, Zahlen und Verhältnisse zu entdecken, sind daher nicht sonderlich disponirt, den Geist der Welt zu finden und anzubethen. Jenen ist die Welt nur da, damit sie von ihnen vernutzt werde; und diese finden an ihr nichts mehr zu bewundern, als daß sie sich so trefflich classificiren, und in ein System bringen läßt. Beyden genügt die Natur durch sich selbst, und was ihr etwa noch abgeht, denken sie durch ihre Klugheit oder durch ihren Tiefsinn zu ersetzen. Sie können von allem das Warum und Woher angeben. Alles fügt sich ihnen in ein geschlossenes Ganzes; sie bedürfen keines Gottes.

Man irrt daher sehr, wenn man dadurch Religion in den menschlichen Gemüthern vorzubereiten, oder gar zu wecken glaubt, daß man darauf aufmerksam macht, wie in der Natur alles zu etwas nütze, oder sich aus natürlichen Ursachen erklären lasse. Immerhin mag diese Ansicht derselben für sich bestehen, und auf ihrem Wehrte beruhen. Aber sie ist nicht diejenige, welche zur Religion führt. Zur Religion führt die ästhetische, welche allein eine freye ist; während die ökonomische durch

Eigennutz, die verständige durch das Interesse des Wissens befangen bleibt. Im Gefühle des Schönen und Erhabenen erhebt sich die Seele zu dem großen schöpferischen Geiste, der alles beseelend zusammenhält.

Der ästhetische Sinn kann indeß allein noch nicht den Glauben an Gott hervor bringen. Mit ihm muß sich Lebhaftigkeit und Klarheit des sittlichen Bewußtseyns vereinigen, damit im Gewissen der moralische Wille, und in der Bestimmung unsers Daseyns die moralische Ordnung der Dinge zum Vorschein komme. Menschen, deren Gemüth verwildert — einer üppigen Sinnlichkeit oder heftigen Leidenschaften hingegeben ist, haben daher auch nur wenig Empfänglichkeit für den Glauben an Gott.

Je mehr Interesse jemand an moralischer Güte nimmt: desto herrlicher und sicherer wird dieser Glaube in seiner Seele aufsteigen.

Wie jeder zum Glauben an Gott durch sich selbst gelangt: so muß auch jedem die Erkenntniß Gottes aus eigner Anschauung, theils der Natur, theils seines Innern werden. Dann lernt er ihn kennen als moralischen Willen, der sich in moralischen Gesetzen für freye Wesen und in einer moralischen Ordnung für die Natur offenbart. Damit ist aber auch die ganze Erkenntniß Gottes erschöpft. Wir wissen damit nicht allein alles, was wir von ihm wissen können, son-

dern auch alles, was wir zu einer religiösen Verfassung und zum freudigen Rechtthun bedürfen.

Unsere Erkenntniß Gottes ist durchaus praktisch, d. h., sie bezieht sich ganz auf das Verhältniß, worin wir uns zur Gottheit und zu ihrem Wirken befinden, und auf das, was daraus für unser Gesinntseyn, Thun und Laßen folgt.

„Ich stehe unter einem heiligen Gesetze, welches „das höchste im Universum ist, und durch welches „das Universum regiert wird. Dieses Gesetz ist „nicht Gesetz meines individuellen Willens; sondern „ein Gesetz, das Majestät hat, und dem sich alles „unterwerfen muß; es ist das Gesetz eines gebiethenden Willens, der, als ein heiliger, meine Verehrung und meinen Gehorsam fordern kann. Ich „kann dieses Gesetz mit Freiheit befolgen. Alles ist „so eingerichtet, daß es mich darin unterstützen muß. „Thue ich nur, nach bestem Vermögen, was ich soll: „dann werde ich auch gewiß meine Bestimmung erreichen; meine Tugend wird meine Seligkeit seyn. „Ueberall wird nichts geschehen, was nicht mit dem „Weltbesten und dem wahren Wohle der Einzelnen „übereinstimmte; und mir kann nichts begegnen, „was nicht für mich das Zuträglichste wäre.“

Das ist der reine praktische Inhalt des religiösen Glaubens. Darauf ist unsere wahre Erkenntniß Gottes beschränkt.

Im Uebrigen ist uns die Gottheit eine über alles Zeitliche und Endliche erhabene, eine unbegränzte

und unermeßliche. Darum auch unfaßbar für unsern Verstand, zu groß für alle Begriffe, die aus endlichem Stoffe gebildet sind, und das Gepräge beschränkter Naturen tragen. Sie wohnt in einem Lichte, zu welchem niemand kommen kann. Den Glanz der übersinnlichen Welt erträgt kein sterbliches Auge.

Eine theoretische Erkenntniß Gottes, d. h. eine solche, welche bestimmt, was Gott an sich sey, wie der höchste Wille existire, in welchem Verhältnisse er zur Welt stehe, mit welchem Vermögen und auf welche Weise er das Weltall regiere, ist unmöglich. Das Streben nach derselben würde uns in das Gebieth leerer Speculationen, und am Ende zu Ungereimtheiten führen, ohne daß damit unser Wissen erweitert, oder für unsre Ruhe etwas gewonnen wäre.

Sollte uns die Gottheit, nach ihrem Wesen und Wirken, begreiflich werden: so müßte sie in die Formen der sinnlichen Beschränkung herabsteigen, das heißt, sie müßte aufhören, unendlich und der höchste moralische Wille zu seyn.

.....

Aber der Mensch fühlt das Bedürfniß, Gott durch gewisse Begriffe zu bestimmen; theils damit er etwas habe, woran er seine praktische Erkenntniß knüpfen und festhalten kann; theils damit er ihn sich selbst näher bringe, sich inniger mit ihm befreun-

de, und sich die Gesinnungen erleichtere, die er gegen ihn haben soll.

Dies geschieht nun dadurch, daß wir die Vorstellung von unserm eignen Daseyn auf das Daseyn Gottes übertragen, daß wir ihm unsre Vollkommenheiten, im höchsten Grade gedacht, zuschreiben, und ihm diejenigen Kräfte beylegen, welche, nach unsrer Art zu denken, erfordert werden, um in einer moralischen Ordnung den letzten Zweck zu befördern.

Die auf diesem Wege entstehende Erkenntniß Gottes heißt eine symbolische; weil darin das Menschliche angewendet wird, um ähnliche Verhältnisse in der Gottheit zu bezeichnen und abzubilden.

Indem wir unsre Art, als einzelne und abgesonderte Wesen da zu seyn, der Gottheit leihen, wird auch sie uns zu einem Wesen; aber zu einem solchen, das nicht in die Reihe der übrigen gehört, sondern über alle erhaben ist, und alle beherrscht. Die Gottheit ist das höchste Wesen. Von ihm beginnt die unermeßliche Reihe der übrigen in unaufhörlichen Abstufungen.

Das höchste Wesen ist auch das vollkommenste. Es muß alle vorzüglichen Eigenschaften der übrigen im höchsten Maße besitzen. Nur diejenigen sind von ihm auszuschließen, die eine Beschränkung andeuten.

Das höchste Wesen kann von keinem andern — von ihm müssen umgekehrt alle andern abhangen; aus ihm muß alles Leben und Bestehen fließen; es

muß ganz in sich selbst gegründet seyn; die Gottheit ist das Urwesen.

Der höchste moralische Wille ist ein ursprünglicher, einzig durch sich selbst bestimmter. Für ihn giebt es, auch davon abgesehen, daß er über alle Zeit hinaus liegt, keinen Anfang und kein Ende.

Das höchste Wesen kann durch nichts beschränkt oder bestimmt werden; es ist unveränderlich. Gott bleibet ewig der er war. Weder in seiner Natur noch in seinen Rathschlüssen kann eine Umwandlung vorgehen. Kein Wechsel der Zeiten und der Umstände berührt ihn.

Das höchste Wesen ist im Besitze alles dessen, was es bedarf. Doch es bedarf nichts; es ist selbst alles, und alles ist durch dasselbe da. Die Gottheit ist allgenügsam.

Wesen sind entweder körperliche oder geistige. Die Gottheit ist ein geistiges Wesen. Denn nur das Geistige erhebt sich über die Erscheinungswelt; nur das Geistige ist unbeschränkt, ewig und der höchsten Vollkommenheit fähig; nur aus dem Geistigen kann sittliches Wollen und weises Anordnen entspringen. Dem Körperlichen ist Ausdehnung und Bewegung, dem Geistigen denken und vernünftiges Handeln eigen.

Gott ist der vollkommenste Geist, daher allwissend und allmächtig.

Als allwissend müssen wir uns Gott vorstellen; theils weil dies zu der höchsten Vollkommenheit eines Geistes gehört; theils weil daraus allein die Möglichkeit einer moralischen Leitung der Welt erklärt werden kann. Dem vollkommensten Geiste muß sich alles, was ist und war und seyn wird, in unmittelbarer Anschauung darstellen. Alle Verhältnisse der Wesen und die verborgensten Geheimnisse ihres Innern müssen ihm offenbar seyn. Alles muß er mit einem Blicke überschauen, damit er alles nach seinen Bedürfnissen behandle, und alles in Einen Plan zusammenfasse.

Als allmächtig müssen wir uns die Gottheit vorstellen; theils weil unbeschränkte Thätigkeit die Natur des höchsten Geistes ist; theils damit wir begreifen, wie er alle Kräfte so bestimmen könne, daß sie den höchsten Zweck befördern. Darum ist in der Gottheit auch der Ursprung alles Daseyns zu suchen, damit sie alles in ihrer Gewalt habe, und nirgends Widerstand finde. Gott ist zu denken als Weltschöpfer. Vergebens strengt unsre Vernunft sich an, in der endlosen Zeitreihe einen Anfang zu finden; da jeder Anfang auf eine frühere Zeit hinweist. Nur der, welcher den Glauben an Gott auf einem andern Wege empfangen hat, verehrt ihn als den Urheber des Weltalls; weil er entweder gar nichts von ihm denken kann, oder ihn so denken muß, obgleich das Wie einer Weltschöpfung ein ewiges Geheimniß bleibt.

Sollen wir den höchsten Geist als Prinzip der moralischen Weltordnung menschlich denken: so müssen wir ihn denken als Vorsehung, als ein Wesen, das nach seinem unendlichen Wissen ins Unendliche thätig ist, um überall zu erhalten, zu versorgen und zu erziehen, das jedes einzelne Geschöpf kennt, jedem wohl will, und ihm zu Theil werden läßt, wessen es bedarf, dessen Schutz überall um uns ist, dessen Liebe uns allenthalben umfängt.

Tragen wir die Idee des höchsten moralischen Willens auf den vermenschlichten Gedanken eines höchsten Geistes über: so müssen wir diesen Geist auch anerkennen als Gesetzgeber und Richter.

So ist die Gottheit, in der Hülle menschlicher Begriffe: höchstes Wesen, Wesen aller Wesen, ohne Anfang und Ende, keines Wechsels fähig, allgenügsam, vollkommenster Geist, allwissend, allmächtig, Schöpfer, Regierer, Gesetzgeber und Richter.

Nur dem vermenschlichten Gotte kann der sinnliche Mensch sich nahen. Der höchste moralische Wille und die ewige Ordnung der Dinge können Erstaunen, Anbetung und Unterwerfung bey ihm hervorbringen. Aber er bleibt ihm ewig fremd. Dem höchsten Geiste übergiebt er freudig sein Herz. Ihm fühlt er sich verwandt; auf ihn setzt er sein Vertrauen; ihm gehorcht er kindlich.

Mag es reinern Wesen genügen, sich vor der unendlichen Majestät zu beugen; wir bedürfen eines lebendigen Gottes, der die Strahlen seiner Majestät im irdischen Lichte mildert, daß sie uns nicht blenden. Wenn wir uns Gott auf eine bestimmte Weise denken müssen — und wir müssen es, wenn er für uns etwas seyn soll —: so bleibt uns keine andre als die menschliche übrig; so lange wir Menschen sind. Sie soll unsern Glauben bestimmen und unsre Gesinnungen bilden. Nach der Idee des höchsten Wesens geziemt uns zu denken und zu leben.

Aber irren würden wir sehr, wenn wir glaubten, durch diese Anwendung unsrer Begriffe, die Natur der Gottheit begreiflich zu machen. Diese bleibt uns ein Geheimniß. Ein Geheimniß ist indeß kein Widerspruch. Es geht über den Verstand; — es ist nie gegen den Verstand. Zum Widerspruche, zur Ungereimtheit wird es, wenn wir es mit Hülfe unsers Verstandes aufklären wollen.

Drey und Zwanzigster Brief.

Unsterblichkeit.

—

Sie erinnern sich, daß wir im Vorhergehenden die Religion in die Anerkennung des Heiligen setzten — das Heilige aber in vollendete Sittlichkeit und Seligkeit in einem überirdischen und unbeschränkten Daseyn. Wir fanden uns weiterhin genöthigt, dieses Heilige, als wirklich vorhanden, und beherrschend das Weltall in einem höchsten Wesen anzunehmen. Wir haben die Idee des höchsten Wesens von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer Ausbildung verfolgt — und gesehen, warum wir genöthigt sind, derselben Gültigkeit zuzugestehen.

Das Heilige bezieht sich aber auch auf uns. Vollendete Sittlichkeit und Seligkeit ist die Aufgabe unsers Lebens. Damit ist uns freye, vom Leben der Erscheinung unabhängige Existenz

und unaufhörliches Fortschreiten in der Selbstbildung und Beseligung zugesichert. So entwickelt sich die zweyte Idee der Religion, die Idee der Unsterblichkeit.

Nach unserm sinnlichen Daseyn und Wirken stehen wir unter dem Einflusse der sinnlichen Welt. Wir sind in ihren Zusammenhang verflochten, an ihre Gesetze gebunden und von ihren Kräften abhängig. Wir empfangen von ihr die Stoffe und die Reitze unsrer Thätigkeit. Wir erfahren an uns ihren Wechsel; und was wir in ihr bilden, ist vergänglich wie sie selbst. Aufblühen, reif werden und hinwelken, das ist das Schicksal, welches wir mit allen ihren Kindern theilen.

Nichts desto weniger werden wir doch auch, im besonnenen Selbstgefühle, einer gewissen Selbstständigkeit inne, woran keine Gewalt der Natur reicht. Wir wissen, so viel diese über uns vermag: sie vermag doch nicht alles. Wir können etwas vor ihr retten. Es ist etwas in uns, was in allem äusserlichen Wechsel bleibt. Wir werden noch etwas seyn, wenn alles, was an uns der sinnlichen Welt gehört, zerfällt. Es steht in unsrer Macht, bey allen Verbildungen und Beraubungen des Lebens dieselben zu bleiben.

Selbst wenn die Schwäche des Alters oder der Krankheit uns den Gebrauch unsrer Fähigkeiten verweigert: fühlen wir, daß damit unser inneres Daseyn noch gar nicht angetastet ist. Wir geben uns

noch manche Probe ungeschwächter herrlicher Geistes-kraft; und vorzüglich das, was im Menschen das Innerste und Edelste ist, die sittliche Würde, bleibt unverändert. Wenn alles Aeusserliche nicht mehr — oder anders wäre: würden wir doch noch seyn — und seyn, was wir jetzt sind.

Nur solchen Menschen, die, in den mannich-fachen Zerstreuungen und kleinlichen Bestrebungen der Welt, nie zu sich selbst kommen, die sich an das Aeußerliche verkaufen, oder die ihr Selbst nur in ihrem Egoismus wiederfinden, kann ihre Selbstständigkeit ein Geheimniß bleiben. Nur sie können es natürlich finden, daß ihr ganzes Daseyn in der sinnlichen Erscheinung sey, und mit derselben untergehe. Man muß Charakter haben, man muß sich zu der Höhe eines klaren Selbstbewußtseyns erheben, um seiner unabhängigen und über das Erscheinungsleben hinaus gehenden Existenz inne zu werden. Wer sich selbst dem gewaltigen Strome dahin gibt, den treibt er freylich mit fort. Aber ruhig sieht der besonnene Mensch, der Kraft und Muth besitzt, ihm zu wider-stehen, denselben dahin fließen. Mit dem ewigen Frieden in seiner Brust steht er im Spiele der Wel-len; sie können ihn nicht verschlingen.

Vergänglich sind freylich die Werke, die der Mensch aus dem Staube der Erde bildet. Aber nur das an Ihnen vergeht, was Staub der Erde ist; der Geist, den er ihnen einhaucht, die Ideen, wornach er bildet, sind ewig. Wie sollte aber das

Ewige aus dem Hinfälligen kommen? Gedanken, die sich die Natur unterwerfen, sind aus einem Innern entsprungen, das einer zweyten Welt angehört.

Daß in unserm Innern ein freyes übersinnliches Leben gelebt wird, welches die Quelle jenes Selbstständigkeitsgefühles ist, davon zeugen alle unsre höhere Angelegenheiten.

Die großen Ideen, welche die Vernunft denkt, und wodurch sie ins Reich des Uebersinnlichen dringt, sollten ein Product roher Materie seyn? sollten entstehen, wie Bewegung entsteht, und sich fortpflanzt? Sie, die über jede Schranke hinausgehen, die alle Räume und Zeiten überfliegen, sollten selbst von Beschränktem kommen, einem Orte oder einem Momente angehören?

Der Geist, der im Irdischen das Ueberirdische als Schönheit auffaßt, der im Endlichen das Unendliche, als Eigenthum seiner Natur, als Selbstkraft, und darum als Erhabenheit ahndet, sollte doch nur ein irdisches und endliches Daseyn haben?

Mehr als alles andre setzt das Gewissen den Menschen in die übersinnliche Existenz ein. Das Gewissen spricht Forderungen aus, die aus einer höhern Gegend stammen. Es gebiethet mit einem Ansehen, das dem sinnlichen Leben fremd ist. Es verlangt eine Tugend, deren Majestät alles Irdische weit überstrahlt. Das Gewissen richtet seine Forderungen an den Willen; der Wille aber, als Ver-

mögen der unbedingten Selbstthätigkeit und der reinen Selbstbestimmung, verräth einen höhern Charakter.

Einem moralischen Geschöpfe muß nothwendig, wenn wir auch von der besondern Beschaffenheit seiner Aufgabe wegsehen, ein übersinnliches und in gewisser Hinsicht unbeschränktes Daseyn zukommen. Aber diese Aufgabe ist auch von der Art, daß sie nur in einem ewigen und unbeschränkten Daseyn gelößt werden kann. Ein Wesen, das ganz der Sinnenwelt angehört und im Zeitlichen befangen ist, kann nicht die Bestimmung vollendeter Sittlichkeit und Seligkeit haben, weil sich diese, in den Gränzen des Zeitlichen, wo alles gegenseitig beschränkt ist, nicht denken läßt.

Das Gewissen erhebt uns zum Glauben an einen heiligen Willen und an eine übersinnliche Ordnung der Dinge. Jener Wille ist für uns gesetzgebend, und wir sind ihm verwandt. Wir stehen unter dem Einflusse dieser Ordnung. Sie kann uns aber nur als Wesen, die einen übersinnlichen Charakter besitzen, umfassen. Wir sind, obgleich von der einen Seite dem Irdischen unterthan, Bürger einer höhern Welt — und in dieser ist kein Tod.

Sterben ist ein Wechsel in der Erscheinungswelt, dem nur das Sinnliche an uns unterworfen seyn kann. Das Ewige ist nothwendig unsterblich, und über allen Wechsel erhaben. Der Erde fällt zurück, was sie uns gab. Aber die Vernunft, das

Gewissen, die Freyheit, der sittliche Charakter leben auch dann ihr höheres Leben fort, wenn sie die irdische Hülle ausgezogen haben.

Sind wir unsrer Selbstständigkeit gewiß: dann sind wir auch gewiß, daß wir nie aufhören werden. Die Idee der Unsterblichkeit fällt zusammen mit der Idee des ewigen und überirdischen Daseyns, in welchem wir uns finden.

Die Gültigkeit dieser Idee wird bestätigt, und der Gehalt derselben noch näher aufgehellt; wenn wir die Beschaffenheit des gegenwärtigen Lebens mit seinen Kräften und mit der Aufgabe, die uns zu Theil ward, vergleichen.

Meine höchste Bestimmung, so deutet der besonnene Mensch sein Inneres, ist vollendete Sittlichkeit und eine ihr entsprechende Seligkeit. Diese werde ich auf Erden nicht erreichen. Zu groß ist das Werk, zu kurz der Zeitraum, zu beschränkt sind meine Kräfte. Unermüdet soll ich seyn in der Selbstbearbeitung und in der Aufmerksamkeit auf mich selbst. Aber, wenn ich auch alles leiste, was von mir gefordert ist: so bleibt mir noch unendlich mehr zu leisten übrig. So weit ich es auch bringe in der Selbstbesiegung und Bildung meines Herzens: nie gelange ich hier zu der Reinheit des Gemüthes, zu der Untadelhaftigkeit des Lebens, zu der Pünctlichkeit, Kraft und Freudigkeit in der Erfüllung aller Pflichten, die mein Gewissen mir aufgibt. So weit mein Lebensziel auch hinaus gerückt wird, und so thatenvoll auch mein

irdisches Daseyn war: ich scheide immer von unvollbrachten Werken, die mir doch heilig anbefohlen sind.

Mein Tod kann daher nur eine zufällige Unterbrechung meines Wirkens seyn, um eine glänzendere und freyere Fortsetzung desselben vorzubereiten. Ich werde in einer andern Sphäre leben, und an meiner Vervollkommnung arbeiten.

Eben so wenig ist auf Erden Seligkeit möglich. Wenn sie auch nicht durch eigne Fehlerhaftigkeit immerfort getrübt würde: so gestattete die beschränkte Natur alles Irdischen dieselbe nicht. Unvollkommenheit ist vom Irdischen unzertrennlich; und Unvollkommenheit des äußern Zustandes ist ein nothwendiges Bildungsmittel des innern. So lange ich diese irdische Natur habe, sind mir Erdengüter unentbehrlich. Oft werden sie mir aber fehlen; oft werden sie mir entrissen werden; und oft werde ich fürchten müssen, dieselben zu verlieren. So lange ich diese irdische Natur habe, bleibe ich empfänglich für Schmerzgefühle, und es ist unvermeidlich, daß dieselben durch mancherley Vorfälle in mir angereizt werden.

Meine Bestimmung zur Seligkeit weißt mich an ein beßres Land, welches mir einst dasjenige gibt, was die Erde nie geben kann.

Die höchste Aufgabe meines Lebens ist eine unendliche, die sich überhaupt nicht in die Schranken des zeitlichen Daseyns befassen läßt, und die deswegen zu ihrer Lösung eine überirdische Existenz

verlangt. Für sie ist nicht blos das gegenwärtige Leben, sondern alles sinnliche und zeitliche Leben zu kurz. Gleichwohl soll sie im zeitlichen Leben gelöst werden. Dies läßt sich nicht anders denken, denn durch ein unendliches Fortschreiten der Annäherung zum Ziele, ohne daß ich einen Moment entdecken kann, wo dasselbe erreicht wäre. Nicht blos, wenn ich das gegenwärtige Leben, auch wenn ich noch viele andre Lebensperioden zurück gelegt habe, gibt es noch für mich vieles zu vollbringen, das mich an eine weitere Zukunft weist, und mir für dieselbe Bürgschaft leistet. Ich kann nie aufhören da zu seyn, weil ich immer noch etwas zu thun habe. Jede verschwundene Zeit führt mich, zur Fortsetzung meines Werkes, einer neuen entgegen. Mit dem Glauben an meine Aufgabe habe ich die Ewigkeit an mich gerissen.

Auf dasselbe deutet die Perfectibilität meiner Natur hin. Alle Anlagen und Kräfte meines Gemüthes sind einer unendlichen Vervollkommnung fähig. Mein Wissen kann immer wahrer, erleuchteter, reicher und umfassender, mein Gefühl immer feiner und richtiger, mein Wille immer kräftiger und fester werden. Wenn ich dieses Leben verlasse, sey es so spät, als es will: ich bin nur unendlich wenig von dem geworden, was ich werden konnte. Von manchem haben die Keime kaum angefangen sich zu entwickeln; und selbst dasjenige, worin ich es am weitesten bringe, ist für unbedeu-

tend zu achten gegen die unerschöpfliche Fülle des Vermögens. Lebte ich länger, und würden die körperlichen Werkzeuge meines Geistes nicht so frühe stumpf: wie weit mehr gebildet würde ich dann diese Periode meines Daseyns verlassen. Wie vieles ist mir noch gänzlich unbekannt, wie vieles noch in dunkle Nebel gehüllt, wie vieles noch so unsicher und schwankend! wie viele Kräfte sind noch ungeübt! wie weit ist noch alles hinter dem Ideal zurück, das ich mir für meine einzelnen Fähigkeiten geschaffen habe! und dieses Ideal, wie weit vielleicht noch hinter dem, was mir überhaupt möglich ist!

Nein, ich kann diese Kräfte nicht empfangen haben, um mich blos an der Möglichkeit einer Vollkommenheit zu ergötzen, die nie wirklich wird, und die eben darum, weil sie nie wirklich wird, mich mehr niederschlagen als erheben muß.

Mit dem Gefühl dieser Kräfte ist zugleich der Trieb, sie zu äußern, und ins Unendliche zu entwickeln verbunden. Ich weiß nicht blos, daß ich vollkommen werden kann; daß ich es werden möge, ist mein heißester Durst und meine innigste Sehnsucht. Wer mir sagte: du wirst nie das Licht schauen, das dein Blick hinter den Wolken sucht; du wirst es nie zu der Freyheit und Fertigkeit bringen, wohin dein ganzes Streben gerichtet ist: der würde mein Leben in seinen innersten Tiefen erschüttern;

der könnte, in trüben Augenblicken, den Wunsch in mir erregen, daß ich nie geboren seyn möchte.

War ich blos für das gegenwärtige Leben geboren: warum wurde mir dann ein größeres Vermögen zu Theil, als ich hier brauche, und anwenden kann? Wozu der Ueberfluß der mich quält und ängstigt? Ruhiger hätte ich in meiner Beschränktheit mich selbst und die Welt genossen; ungetheilter hätte ich mich dem gewidmet, was ich hier leisten sollte; keine vergeblichen Träume hätten mich zerstreut und verwirrt; und leichter würde mein Abschied seyn: wenn nur nichts zu wünschen und zu hoffen übrig bliebe.

Sonst finde ich, daß alles genau auf einander berechnet ist, und daß die Natur nichts mehr haßt, als unnöthige Verschwendung ihrer Kräfte. Warum ist das bey mir anders? Ich verehre in der Welt die Weisheit eines ordnenden Geistes. Wie verträgt es sich mit dieser, daß sie das Edelste ungenutzt verderben läßt, daß sie es in größerm Maße hervorbringt, als sie es verbrauchen kann, und den Ueberschuß der Zerstörung Preis gibt? Müßte das nicht zur Verachtung des Edelsten leiten?

Vielleicht werde ich früher sterben, als das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens erreicht ist — also noch weniger werden, als ich schon auf Erden werden konnte. Vielleicht werde ich mit dem Schmerze hingehen, daß ich auch das nicht erlangen soll, womit ich mir so zuversichtlich glaubte schmei-

cheln zu dürfen. Ich sehe Männer in ihrer vollen Kraft, und Jünglinge in der Blüthe ihrer Jahre dahin gerafft; ich sehe Kinder, wie Knospen ehe sie aufgeschlossen sind, verwelken. Sie kamen, um zu gehen? Warum wurden sie in ein Leben geboren, das für sie keinen Gewinn hatte, worin ihre Kräfte gar nicht entwickelt, und nichts durch sie geleistet wurde? Für diese Frage giebt es nur Eine Antwort: sie sind in ein besseres Land verpflanzt, wo sie herrlicher blühen; ihre Existenz begann auf Erden, aber ihre Nebel waren zu kalt, das winterliche Klima war zu rauh für sie.

Endlich leistet auch die Tugend Bürgschaft für die ewige Fortdauer des Wesens, das sie in sich aufnahm, das sie mit unaufhörlicher Anstrengung und Selbstüberwindung erkämpfte.

Ihr Wesen ist überirdisch; darum wandelt sie ruhig über allen Zerstörungen der Zeit.

Sie erleuchtet mit ihrem Schimmer die Welt; aber der Lichtwechsel der Welt kann sie selbst nicht verdunkeln.

Sie thront in heiliger unsichtbarer Majestät über dem Leben, unangetastet vom Tode.

Sie ist das Köstlichste, was die Erde kennt, daher darf sie kein Raub des Geringern werden.

Verginge die Tugend; dann möchte nur alles vergehen; denn alles hätte dann seinen Wehrt verloren. Der Gute würde sie zwar immer ehren und lieben; aber die Mühe, welche er an sie wendet,

würde ihn vielleicht doch gereuen, da es nur für die flüchtige Zeit ist, wo er sich so wenig von ihr aneignen kann.

Der Tugendhafte ist es wehrt, unsterblich zu seyn, und wenn sittliche Ordnung das Weltall beherrscht, dann darf er Unsterblichkeit zuversichtlich hoffen.

Vier und zwanzigster Brief.

Das beßre Leben.

Die Idee der Unsterblichkeit ist die Idee des ewigen Daseyns über aller Zeit. So lehrt sie uns Selbstgefühl und die Betrachtung unsrer Verhältnisse denken und anerkennen. Aber wir leben nun einmal unser ewiges Daseyn in der Form eines zeitlichen. Wenden wir die Idee der Unsterblichkeit auf dieses an: so erhalten wir die Idee eines unendlichen Fortschreitens in der Veredlung und Beseligung, welche uns nicht allein durch die Unendlichkeit unsrer Aufgabe, sondern auch durch die unendliche Perfectibilität unsrer Natur versichert wird.

Uns interessirt diese Idee zunächst in Beziehung auf ein künftiges beßres Leben, wohin unsre Sehnsucht gerichtet ist. In dieser Gestalt wird sie noch mannichfach angeregt durch die Mißverhältnisse, die wir im gegenwärtigen Leben antreffen, und die

sich nur im Gedanken eines höhern und bessern auflösen.

Es gibt Menschen, deren ganzes irdisches Daseyn eine Kette von Mühseligkeiten ist. Wenig Erfreuliches warf ihnen das Schicksal zu, und fast in alles mischen sich Bitterkeiten. Wenige frohe Augenblicke werden ihnen zu Theil, um bald wieder mit trüben abzuwechseln. Manche unter ihnen tragen an einem harten Mißgeschicke immerfort; sie hoffen immer, es werde besser werden, und es wird nicht besser, bis endlich der Tod sie erlöst. Bey manchen folgt auf das eine Widrige das andre. Kaum daß sie sich von dem einen Schlage erholt haben: so trifft sie wieder ein neuer.

Wenn wir auch an diejenigen gar nicht denken wollen, die zu einer jämmerlichen Lage, zur schweren Dienstbarkeit, zu der angestrengtesten Arbeit vom Morgen bis an den Abend, zum Entbehren des Nothwendigsten, zu den drückendsten Sorgen, zum Erdulden der demüthigendsten Mißhandlungen und der empörendsten Ungerechtigkeiten, zur schmählichsten Verwahrlosung und Verkrüppelung verurtheilt zu seyn scheinen: so treffen wir noch andre genug an, deren Herz vom Kummer so zerschnitten und zerfressen wird, daß seine Wunden nie heilen.

Die Menschlichkeit fordert für diese Unglücklichen laut Genugthuung. Nein, dazu können sie nicht geboren seyn. Daß jemand zum Elend geboren sey, wer kann das denken? Woher der Mensch sein

Leben auch empfangen habe, mit dem Leben empfing er Ansprüche auf Lebensfreude, mit der Empfänglichkeit für den Schmerz die Erwartung, daß er ihn nicht immer foltern solle.

Das höchste Wesen kann das Leiden seiner Geschöpfe nicht an sich selbst wollen. Wir müssen von ihm glauben, daß es die Lage derselben kenne, daß ihr Wohl ihm nahe liege, und daß es, wo Leiden zur sittlichen Bildung nothwendig sind, nicht ein ganzes Daseyn damit anfüllen, daß er das Entbehrte und Erduldete einst ersetzen werde.

Was wäre es dann um eine Sittlichkeit, die, im Kummer geboren, vom Grame gepflegt, mit Thränen genährt, von der Mühe immer begleitet, doch mit dem Tode aufhörte?

Der Geist der Welt, der in tausend Erscheinungen seine Liebe verherrlicht, muß sich auch einst noch an denen verherrlichen, deren ganzes Leben auf Erden elend war.

Für das Spiel eines grausamen Ohngefährs, für das Opfer eines eben so blinden als harten Verhängnisses, müssen wir das menschliche Geschlecht erklären, wenn wir nicht an dem Glauben eines bessern Lebens halten.

Jeder soll in dem Maße, welches seiner sittlichen Würdigkeit oder Unwürdigkeit entspricht, glücklich oder elend seyn. So ist es durch die Forderungen unsrer Natur, und durch die Idee einer moralischen Ordnung bestimmt.

Ob sich dies in einzelnen Fällen wirklich so verhalte, das können wir freylich nicht immer beurtheilen. Die innere Glückseligkeit des Menschen ist von den äusserlichen Bedingungen und Mitteln derselben sehr verschieden; und doch kennen wir gewöhnlich nur diese, während allein jene für wahre Glückseligkeit zu halten ist. Jemand kann sich sehr glücklich fühlen — und wer sich glücklich fühlt, der ist es in der That, — den alle Welt bedauert; wie auf der andern Seite oft jemand im reichsten Besitze aller Lebensgüter, um derer willen er allgemein beneidet wird, sehr elend ist.

Eben so schwer ist es zu sagen, in welchem Maße jemand glücklich oder elend zu seyn verdiene. Die Zeichen der Sittlichkeit sind trügerisch; und wenn die Sittlichkeit der That entschieden ist, so bleibt doch dasjenige, worauf es hier vornehmlich ankommt, die Sittlichkeit des Herzens ungewiß.

Aber es gibt doch Fälle, wo das Mißverhältniß zwischen Wehrt und Schicksal so hervor springt, daß es jedem einleuchten muß. Nicht ohne offenbare Ungerechtigkeit würde man von den meisten Menschen, die so viel leiden, behaupten, sie haben dieses Schicksal verdient; vorzüglich, wenn man sie mit andern vergleicht, die, viel schlechter als sie, sich eines bessern Loses freuen. Einem jeden müssen Unwürdige bekannt seyn, denen es weit mehr wohl geht, als vielen Unschuldigen.

Das Leben des Tugendhaften ist oft sehr traurig, wenn man auch Dürftigkeit, Feinde, irdische Verluste, harte Arbeiten und mannichfachen Druck nicht für ein Unglück halten will; während manche Lasterhafte nicht allein sich im glänzendsten Wohlstande befinden, einer ausgezeichneten Ehre genießen, und ihre Unternehmungen wohl gelingen sehen, sondern auch, bey ihrer dumpfen Gefühllosigkeit, in ihrer innern Ruhe wenig gestört werden.

Die Gesetze der Welt sind nicht darauf berechnet, daß der Tugend das Wohlergehen folge. Wenn beydes hier und da zusammentreffen sollte: so ist dieses doch im Ganzen nicht zu erwarten.

Auf Erden kann der Gerechte seinen Lohn nicht finden; aber er darf ihn fordern. Wenn Gerechtigkeit zum Wesen der moralischen Ordnung gehört: dann muß eine andere Welt ihm reichen, was ihm die gegenwärtige versagt; dann muß sie ihm insbesondre die Opfer bezahlen, die er der Tugend darbrachte.

Auch darin ist die Tugend die Verheißung des bessern Lebens. Sie schließt dem Sterbenden, der hier edel und unglücklich war, den Himmel auf, wo ihm ein fröhlicheres Schicksal winkt. Die Gerechtigkeit hat noch eine Schuld an ihn abzutragen; die Ehre der Tugend muß auch an ihm gerettet werden. Darum kann hier der Schluß des ganzen Daseyns nicht seyn; darum muß noch ein Land der Vergeltung über dem Grabe liegen.

Das Schicksal des Menschen ist der angelegentlichste Gegenstand der menschlichen Forschung, hierin Licht zu finden ein nie ermüdendes Streben seines Verstandes. Aber er findet überall Dunkelheit. Wenn er auch von den Forderungen der Gerechtigkeit absieht: so fragt er doch nach Zweck und Nutzen. Und er scheint dazu berechtigt zu seyn; da die moralische Ordnung sein höchstes Wohl bewirken soll.

Aber wie oft fragt er vergebens? Wie selten gelingt es ihm, die sittliche Nothwendigkeit oder Wohlthätigkeit seiner Lebensereignisse einzusehen? Wie oft scheint ihm, im Gegentheile, alles voll Verwirrung und Widersprüche — wie oft scheinen ihm die Mittel zu den Absichten, die er glaubt voraussetzen zu müssen, ganz untauglich zu seyn.

Sein Glaube weiset ihn zwar an den, der alles mit Weisheit regiert; aber er möchte doch auch die Erfahrung machen, daß das, was ihm als Weisheit gepriesen wird, wenigstens nicht unweise sey.

Wäre es ihm möglich, den Zusammenhang seiner Schicksale, von der Geburt bis an den Tod, in ihrem Verhältnisse zu seinen Bedürfnissen, zu überschauen: so würde ihm freylich manches helle werden, was ihm jetzt dunkel ist; aber vieles würde ihm räthselhaft bleiben, weil es noch nicht vollendet, weil es nur Fragment eines größern Ganzen ist, und sein volles Licht von der Fortsetzung über dem Grabe erwartet.

Unsre gegenwärtige Existenz bezieht sich überall auf eine künftige. Wenn sich mit diesem Leben alles schließt: dann ist kein Plan in demselben, und alles nur Traum.

Im Glauben an die Zukunft verstehen wir zwar die Gegenwart noch nicht ganz; aber wir wissen auch, warum wir sie nicht verstehen, und daß wir sie einst verstehen werden.

Harmonie im Laufe menschlicher Ereignisse ist nur dann möglich, wenn dieser Lauf sich in höhern Reichen verliert, die jetzt noch unserm Auge verhüllt sind.

Manches Verlangen verschließt unsre Brust, welches auf Erden nie erfüllt wird, und doch in unserm sittlichen Leben tief gegründet ist. Wie versinken unsre Ideale von Schönheit und Güte, von Freundschaft und Liebe in den finstern Tumult, in die Engherzigkeit und Gemeinheit des gewöhnlichen Lebens! Eine beßre Natur, eine beßre Menschheit, ein reinerer Genuß, ein freyeres Wirken, mehr Würde und Zärtlichkeit, mehr Treue und Dauer, weniger Mißverstand, weniger Verkennung, weniger Eigennutz und erbittertes Zusammentreffen; das sind die süßen Träume, womit der, von der Wirklichkeit geängstigte und verfinsterte, Mensch sich erheitert.

Daß sie mehr als Träume sind, daß das Edelste in seinem Daseyn darnach ringe, das wird ihm um so gewisser: je besser er selbst ist. Er weiß auch,

daß sie einst müssen wirklich werden; und darum schaut sein Blick so fröhlich nach den Sternen.

So ist die Hoffnung des bessern Lebens. Es soll ein Leben seyn, worin kein schreiender Schmerz das höchste aller Wesen anklagt, wo seine Güte auch von denen wird empfunden werden, deren fernere Erziehung noch strenge Mittel erheischt; — ein Leben, worin alles muthig fortschreitet, wo der Tugendhafte in günstigern Verhältnissen das Geschäft seiner Bildung fröher und glücklicher fortsetzt, wo alle Kräfte vollkommner, ungehinderter und in weitern Sphären wirken; — ein Leben, worin die Gerechtigkeit einem jeden sein Schicksal bestimmt nach seinem Wehrte, und insbesondere den auf Erden verkannten und mißhandelten Tugendhaften nach seinen Verdiensten belohnt; wo die verwickelten Ereignisse der Erde sich zu einem Ganzen vollenden, und die Dunkelheit sich aufklärt; wo die Geister in nähere Gemeinschaft treten, und sich inniger mittheilen; wo das Gute in höherm Lichte strahlt, und herrlicher siegt über das Schlechte; wo das Schöne seine Heimath findet, und in heiliger Glorie herrscht; wo die Herzen sich vereinigen, die hier ein ungünstiges Loos von einander entfernte; wo gleichgeschaffene Wesen in einen ewigen Bund treten, wo die Sterne der Freundschaft und der Liebe sollen glänzen und nie untergehen; wo das Unebene sich schlichtet und das Gemeine sich absondert vom Edeln; wo keine beßre Sehnsucht des Herzens ver-

loren ist; wo alles höher und immer höher empor geht, und sich in großen Bahnen dem Höchsten nähert.

Die Ueberzeugung vom Ewigen und die Hoffnung der bessern Welt, können wir freylich wieder nur Glauben nennen. Aber wie sollen wir ein Wissen verlangen von dem, was noch zukünftig ist? Und ist nicht dieser Glaube Gewißheit für den, der sich auf sich selbst und seine Bedürfnisse versteht?

Je tiefer der Mensch bey sich selbst heimisch wird; je mehr sein Charakter sich schließt und befestigt: desto größer wird ihm die Gewißheit des bessern Lebens. Der Gute hat die Zukunft nicht bloß im Auge; er trägt sie auch im Herzen. Das Bewußtseyn des eignen Wehrtes läßt ihn nie am Schicksale zweifeln. Was er äußerlich erlebt, das geht an ihm vorüber. Von manchem scheidet er trauernd. Aber überall tröstet ihn die Hoffnung. Heitrer wölbt sich über ihm der Himmel. Ueber seinen Sternen sucht er die Wohnung der Seligen.

Es ist ein köstlicher Glaube, der Glaube an Unsterblichkeit. Er läßt uns die Freuden des Lebens froher genießen, und seine Leiden gefaßter tragen. Unglücklich ist gewiß der Mensch, dem er unterging. Er darf nicht um sich schauen, oder das Leben dehnt sich, als eine lange Nacht, worin nur Gespenster irren, vor ihm aus.

Man verliert ihn, wenn sich das moralische Gefühl abstumpft; wenn sich das höhere Leben des

Gemüthes verdunkelt; wenn wir, im Streben nach irdischen Zwecken und im Genusse sinnlicher Lust, verkörpern; wenn das Gute uns fremder und der Gedanke der Zukunft uns unangenehmer wird; wenn wir an der Gunst des Augenblickes immer mehr genug haben; wenn ein sinnliches Leben uns überall auf das Sinnliche und Anschauliche beschränkt; und wenn wir an dem Wohl und Wehe andrer weniger Theil nehmen.

Lassen Sie uns die Unglücklichen bedauern. Unsterblichkeit sey unsre Wonne im Leben, und unser Losungswort am Grabe.

Fünf und zwanzigster Brief.

Der religiöse Sinn.

Religiöse Ideen entstehen nicht allein im Gemüthe, sondern sie wirken auch, nach dem Maße seiner Empfänglichkeit für dieselben, auf das Gemüth zurück. Diese Empfänglichkeit des Gemüthes für religiöse Ideen, ist der religiöse Sinn.

Der religiöse Sinn ist schon in der Erzeugung der religiösen Ideen thätig. Von ihm kommt die Ahndung des Heiligen, welche die erste Offenbarung des Glaubens ist. Er läßt uns in der Natur den waltenden Weltgeist, im Gewissen den heiligen Willen schauen, und erhebt uns im Bewußtseyn unsrer sittlichen Bedürfnisse zum Gedanken einer sittlichen Ordnung und eines höchsten Wesens.

In so fern ist der religiöse Sinn einerley mit dem vernünftigen Charakter des Menschen, und er entspringt selbst aus dunkeln Regungen der Vernunft.

Je mehr Trieb jemand hat, über das Sichtbare und Endliche hinaus zu gehen, und seine Vollendung im Unsichtbaren und Unendlichen zu suchen: desto stärker ist der religiöse Sinn in ihm.

Aber in der bloßen Disposition des Gemüthes religiöse Ideen hervor zu bringen ist der religiöse Sinn noch nicht erschöpft. Es muß sich mit ihr noch die andre Disposition, an ihnen ein gewisses Interesse zu nehmen, sie bey sich zu unterhalten, und sich mit ihnen zu beschäftigen, vereinigen. Wie das sittliche Gefühl durch das Gute erfreut wird; so muß der religiöse Sinn mit Wohlgefallen beym Heiligen verweilen; der Gedanke an den weisen und gerechten Regierer aller Dinge, an Unsterblichkeit und ewiges Daseyn muß ihm ein theurer Gedanke seyn.

Daher kann von dem religiösen Glauben des Menschen allein noch nicht die Stärke seines religiösen Sinnes abgenommen werden. Ist der Glaube Werk der Vernunft, ohne Theilnahme und Innigkeit des Herzens: so ist auch in ihm noch nicht der ganze religiöse Sinn rege. Die Anerkennung des Heiligen muß das Gemüth erwärmen, damit der religiöse Sinn ins volle Leben erwache.

Menschen, deren Kopf ausgebildet ist zum Nachtheil des Herzens, haben selten religiösen Sinn: so gläubig sie auch immer seyn mögen. Sind die religiösen Ideen gar auf dem Wege der Speculation erbeutet, oder dem Gedächtnisse durch Unterricht ein-

geprägt; dann können sie sehr wohl mit einem gänzlichen Mangel an religiösem Sinne bestehen.

Religiöse Ideen sollen auf die Stimmung des Menschen wirken, wie das sittliche Gefühl nicht bloß über das Gute und Schlechte entscheidet, sondern auch für jenes Achtung, für dieses Verachtung erweckt. Sie stehen in mehrfacher Beziehung zu ihm als die moralischen; da sie sein ganzes Wesen fassen und durchdringen. Deßwegen sind die Gefühle, welche sie hervorbringen, mannichfaltiger.

Wenn das Gesetz der Pflicht — noch mehr aber die wirkliche Tugend, uns mit Achtung erfüllen: so muß der heilige Wille uns das Höchste der Achtung, Ehrfurcht, einflößen. Der Gedanke der sittlichen Majestät Gottes, ist ein eben so niederschlagender als erhebender Gedanke — niederschlagend, wenn wir dagegen unsre Schwäche und Unwürdigkeit betrachten — erhebend, in wie fern wir doch diesen Gedanken denken können, und ihn als Aufgabe für uns, womit uns eine unendliche Bahn eröffnet, und ewiges Daseyn zugesichert wird, denken müssen. Wo Gefühl für sittliche Würde ist: da ist auch Ehrfurcht vor Gott und hohe Achtung vor unsrer Bestimmung.

Der Geist der Welt offenbart sich wunderbar groß in den Erscheinungen und in dem Laufe derselben. Wer ihn hier faßt, der kann nicht ohne Erstaunen und Bewunderung die außerordentlichen Erweisungen der Kraft und der Weisheit betrachten.

Er fühlt sich ergriffen und fast vernichtet im Anschauen des allmächtigen Wirkens. Ihn überfallen die Schauer der Unendlichkeit; vorzüglich, wenn er sich erinnert, was er selbst gegen das Ganze ist, und wie hoch er wieder, mit seiner sittlichen Würde und seinem ewigen Daseyn, in diesem Ganzen steht, wie darin alles sich um ihn bewegt und auf ihn berechnet ist.

Verweilt er dann wieder bey dem vielen Schönen, worin der Geist der Natur sein Wesen enthüllt; denkt er an die Mittel des Vergnügens und an die Glückseligkeitsfähigkeit, die überall verbreitet sind, und an seine Bestimmung, durch Tugend zur Seligkeit zu gelangen: dann durchdringt eine stille Freude sein Herz; dann fühlt er sich sanft empor gezogen und erwärmt an den Strahlen der göttlichen Milde.

Denkt er sich das höchste Wesen als den Beherrscher der Welt, der alles moralischen Zwecken unterwirft, der alles zur Beförderung der Sittlichkeit und Seligkeit der vernünftigen Geschöpfe lenkt: dann faßt er zu ihm ein frohes Vertrauen; dann übergibt er ihm gerne alle Angelegenheiten seines Lebens, die er selbst nicht schlichten kann.

So ist der religiöse Sinn in seiner Reinheit bestimmt. Wie sich indeß zum reinen sittlichen Gefühle oft das Mit- und Ehrgefühl gesellen, und seine Wirkung verstärken: so vermischen sich auch oft mit dem religiösen Gefühle verwandte sinnliche Empfindungen, wie die der Furcht vor der strengen

Gerechtigkeit, der sinnlichen Zuneigung zu dem Wesen, dem wir die liebenswürdigen Eigenschaften der menschlichen Natur geliehen haben, der Dankbarkeit gegen den, der unser Leben mit seinen Wohlthaten erfreut, der Hoffnung auf Genüsse, die wir künftig erst' erlangen werden, und der Zufriedenheit mit dem Maße des irdischen Glückes, welches uns zu Theil ward.

Man mag diese Empfindungen dem Menschen, der sich so schwer vom Sinnlichen losreißt, wohl gestatten; indem dadurch sein Herz mehr für das Religiöse gewonnen wird. Aber sie dürfen nicht das Herrschende im religiösen Sinne werden, und edlere Gefühle verdrängen. Sie dürfen nicht in zu hohem Grade das Gemüth entflammen. Sie dürfen nicht mit zu starker Gewalt hinreißen, und nicht zu groben Vermenschlichungen des Heiligen verleiten. Sie dürfen die Scheidewand nicht niederreißen, die das Zeitliche vom Ewigen, das Sichtbare vom Unsichtbaren, das Irdische vom Heiligen trennt.

Das ist es, was den Schwärmer charakterisirt. Er gestaltet seinen Gott nach seinen Neigungen, und wähnt etwas für ihn zu fühlen, oder wohl gar in sinnlicher Gemeinschaft mit ihm zu stehen, wenn er die unreinen Regungen dieser Neigungen fühlt. Statt sich selbst nach dem Höchsten zu bilden, bildet er das Höchste nach sich, und befestigt sich immer mehr in seinem schlechten Wesen.

Wo der religiöse Sinn recht lebendig geworden ist, da zeigt er sich auch in einer gewissen Richtung des Gemüthes nach Gott, in der Tendenz des Gemüthes alles auf das Unsichtbare zu beziehen, und in seinem Denken, Fühlen, Wünschen und Hoffen auf das Unsichtbare Rücksicht zu nehmen. Der Mensch, der viel religiösen Sinn hat, betrachtet das moralische Gesetz als Willen des höchsten Gesetzgebers, jede besondre Pflicht als Forderung Gottes an ihn; und Ehrfurcht, Liebe und Freude vereinigen sich, ihn zur Erfüllung derselben anzutreiben.

Jede Uebertretung ist ihm Vergehung gegen Gott, und demüthigt ihn vor Gott, es schmerzt ihn, Gott vergessen zu haben.

Alle Geschäfte verrichtet, und alle Vergnügen genießt er mit dem Gedanken an Gott.

Was die Natur Schönes und Großes enthält erinnert ihn an Gott, und ist ihm Spiegel des göttlichen Wesens.

Was ihm widerfährt sieht er als Schickung Gottes an, und trägt es als Schickung Gottes und mit Beziehung auf ein künftiges beßres Leben.

Gott ist ihm immer nahe. Von seinem Walten fühlt er sich immer umgeben; ihm vertraut er alles an; mit ihm unterhält er sich; vor ihm ergießt er alle seine Empfindungen; ihm theilt er alle Geheimnisse seines Herzens mit; von ihm erwartet er alles; zu ihm erhebt sich das von Angst und Sorge gedrückte Herz; zu ihm fleht er um Kraft und Licht

in den Bedrängnissen und Nächten dieses Lebens; seiner freut er sich, wenn ihm wohl ist.

Hieraus geht hervor, daß sich der religiöse Sinn auf das ästhetische und moralische Gefühl gründe, und sich aus diesem bilde, so bald sich zu ihnen das Streben nach dem Unendlichen gesellt. Daher ist der religiöse Sinn zwar ein allgemeines Eigenthum der menschlichen Natur, wie der ästhetische und moralische; aber zu seiner Entwickelung wird, weil er mannichfaltiger ist, mehr gefordert, und er kann leichter gehindert, und von entgegen strebenden Gefühlen überwältigt werden.

Je mehr Empfänglichkeit jemand für das Schöne hat; je zarter und lebendiger sein sittliches Gefühl ist; je weniger ihm, bey dem allem, das Sichtbare genügt: desto leichter wird er von religiösen Ideen ergriffen. Doch muß sich damit eine gewisse Stärke der Fantasie vereinigen, die das Uebersinnliche mit sinnlichen Farben bekleide, und es dem Gemüthe in lebendiger Gestalt vorführe. Menschen denen es an schöpferischer Kraft der Fantasie gebricht, werden daher selten viel religiösen Sinn zeigen.

Die Fantasie muß aber unter der Herrschaft der Vernunft bleiben; sie darf nicht zu kühn und zu wild in ihren Schöpfungen seyn; sie darf das Uebersinnliche nicht nach eignem Gefallen ausbilden, und es nicht ganz in die Sinnliche Gegend hinabziehen, damit sie nicht der Schwärmerey in die Arme führe. Das Heilige liegt über dem Menschen.

Die Fantasie soll ihm nur die Wege bahnen, daß er das, was die Vernunft anerkannte, mit dem Herzen ergreife, und in sich aufnehme.

Die Keime des religiösen Sinnes liegen schon in den ersten jugendlichen Regungen des Gemüthes, die sich immer weiter ausdehnen, und immer höher erheben bis zum Unendlichen. Vater- und Mutter sind dem Kinde der heilige Wille, dem es sich mit Gehorsam und Ehrfurcht unterwirft. In ihrem Handeln erscheint ihm eine Kraft, die es bewundern muß. Es hängt an ihnen mit inniger Liebe und zärtlicher Dankbarkeit. Es freut sich ihrer und hegt unbedingtes Vertrauen zu ihrer Einsicht und Leitung. Das Höchste und Erfreulichste, was es sich jezt noch denken kann, findet es in Vater und Mutter.

Blieben ihm diese Empfindungen; dauerten diese Verhältnisse fort; erzeugten Kälte und Leidenschaft in der Begegnung nie Eigensinn, Bitterkeit und Selbstsucht: welche schöne Blüthe religiöser Gefühle würde sich dann entwickeln, wenn es einst auf den prachtvollen Schauplatz der Natur tritt, mit der Ahndung des Unendlichen, und wenn das gebildete sittliche Gefühl ihm das Höchste aller Wesen und die ewige Ordnung der Dinge kund thut! Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Liebe und mit welchem Vertrauen würde es dann zu ihm aufblicken!

Von großer Wichtigkeit ist daher für den religiösen Sinn die Erziehung. Was sie sonst am

Verstande verwahrlost; oder am Herzen verdirbt, das läßt sich nachher durch muthige Selbstbearbeitung wohl wieder ersetzen. Vorurtheile lassen sich berichtigen; unordentliche Leidenschaften lassen sich in Ordnung bringen; üble Angewöhnungen lassen sich ablegen. Aber schwer ist es, in dem einmal verweichlichten, versinnlichten oder verwilderten Herzen edlere Gefühle zu wecken, die gelähmte, oder nur von irdischer Gluth entflammte Phantasie wieder anzuregen, oder für das Himmlische zu erwärmen, das am Sinnlichen klebende Gemüth emporzuheben, und die in ihrem ersten Keimen unterdrückten oder ausgerotteten Empfindungen der Ehrfurcht, der Liebe und des Vertrauens wieder zu beleben.

Wie soll der etwas über sich erkennen, und vom Höhern gerührt werden, den man, so frühe als möglich, in seinen Egoismus fest einschnürt, daß er nichts sieht als sich selbst, nichts ehrt und liebt als sich selbst, und auf nichts vertraut als auf sein thörichtes und beschränktes Selbst? den man gewöhnt, sich überall an die Spitze zu stellen, alles auf sich zu beziehen, und in allem nur die Verherrlichung seines Ichs zu suchen? den man, so frühe als möglich, mit den gemeinsten Dingen anfüllt, und fast zwingt herzlos zu seyn?

Es sind keine künstlichen Bemühungen, die man von euch verlangt, Väter und Mütter, um den religiösen Sinn zu pflegen. Die Natur selbst entwikkelt ihn. Ihr dürft die Natur nur schonen; ihr

dürft ihrer Entwickelung nur keine Hindernisse in den Weg legen; ihr dürft sie nur nicht irre leiten. Ihr dürft nur unordentlichen Begierden in ihrem Entstehen entgegenarbeiten, und dafür sorgen, daß euer Betragen diese nicht veranlasse oder begünstige, daß euer Beyspiel sie nicht verderbe, daß ihr Gemüth keine schädlichen Eindrücke empfange, daß ihr selbst ihnen nicht gleichgültig oder verhaßt werdet, durch eine finstre, gleichgültige oder harte Behandlung.

Weiset sie nicht weg, wenn ihre Hände liebevoll nach euch reichen. Zeigt ihnen keine abschreckenden Mienen, wenn sie sich zärtlich an euch schließen wollen.

Erschwert ihnen den Gehorsam nicht und das Vertrauen durch eigensinnige Befehle und thörichte Maßregeln. Lasset sie immer etwas behalten, was ihnen heilig ist, was ihr Herz in uneigennütziger Liebe umfaßt, und woran sich ihr Gemüth kindlich und vertrauensvoll anschließt.

Sechs und zwanzigster Brief.

Religiosität.

Der religiöse Sinn verhält sich zur Religiosität, wie der Geschmack zur Kunst, und wie das moralische Gefühl zur Tugend.

Der religiöse Sinn erkennt das Heilige mit Interesse an; die Religiosität stellt es in Gesinnungen, Worten und Thaten dar.

Religiosität entsteht da, wo der Wille den religiösen Sinn zum Herrschenden in der Seele macht, alle Neigungen ihm unterwirft, und nach ihm bildet. Mit ihr empfängt das Gemüth eine religiöse Weihe. Aus ihr entspringt ein ganzes religiöses Leben.

Der religiöse Sinn äußert sich in vorüber gehenden religiösen Gefühlen. Religiosität erhält das Gemüth in einer beständigen gleichmäßigen Wärme,

und zeigt sich in allem, was der Mensch denkt und fühlt, beschließt und unterläßt, wünscht und hofft.

Der religiöse Sinn ist Anlage der Natur; obgleich Uebung ihn stärkt und belebt. Religiosität wird nur durch eigne Anstrengung dem Herzen angebildet; obgleich die natürliche Lebhaftigkeit des religiösen Sinnes diese Bemühungen sehr erleichtert. Daher nicht der religiöse Sinn, wohl aber die thätige Religiosität zum Verdienste angerechnet werden kann.

Der Geist des religiösen Menschen ist immer auf das höchste Wesen, auf seine Bestimmung und sein ewiges Daseyn gerichtet — zwar nicht immer mit gleicher Innigkeit und Begeisterung, welche sehr von der Stimmung und von zufälligen Erwärmungen der Fantasie abhangen; aber nie werden ihm diese Ideen fremd. Nie treten sie hinter die sinnlichen Erscheinungen des Lebens zurück. Nie werden sie von sinnlichen Eindrücken ganz verdunkelt. Nie kann er sich ihrer ohne alle Theilnahme des Herzens erinnern. Nie verlieren sie ihren bestimmenden Einfluß auf sein Leben.

Es gibt heilige Stunden im Leben des religiösen Menschen, wo alles sich vereinigt, ihn höher zu stimmen, wo er über alles Irdische empor gehoben, allen Sorgen und Freuden der Erde entrückt, sein ewiges Daseyn fühlt, und sich dem Anschauen des Ewigen hingibt, wo er sich mit hohem Entzücken im Gedanken der Gottheit und seiner Verklärung

verliert, wo er ahndend in dem Ideale seiner Bestimmung lebt, und da die Seligkeit der Vollendung genießt. Das sind die Stunden der Andacht.

Andacht ist die herrlichste Erweisung der echten Religiosität, die vollständigste Offenbarung des Heiligen am Menschen.

Nicht immer schwebt sie auf den Flügeln der Begeisterung; es gibt auch eine still heitre Andacht. Aber immer zieht sie das Herz hinauf, immer ist sie süßes Gottes- und Himmelsgefühl.

Der religiöse Mensch verehrt Gott. Der Gedanke der Allmacht und der unendlichen Majestät Gottes durchdringt seine Seele. Er wagt es nicht, etwas Ungeziemendes zu denken oder zu thun in der Nähe dieses Gedankens. Der Gedanke an Gott unterdrückt alle unsittlichen Regungen seines Herzens, und erfüllt ihn mit einem heiligen Ernste. Er überlegt und beschließt alles mit der Erinnerung an Gott, und mit Prüfung vor Gott. Das Mißfallen des höchsten Wesens zu besitzen, ist ihm unerträglich. Von Gott leichtsinnig zu reden, oder sich bey dem, was sich auf Gott bezieht, leichtsinnig zu betragen, dünkt ihn der strafbarste Frevel zu seyn.

Er bethet Gott an. Die würdigsten Vorstellungen und die edelsten Gefühle sind in seiner Seele rege, wenn er sich mit Gott beschäftigt. Seine ganze Stimmung entspricht der erhabenen Größe

Gottes, und er schämt sich nicht, dies in Geberden, Worten und Thaten zu erkennen zu geben.

Im Bewußtseyn seiner Gebrechlichkeit und seiner vielfachen Uebertretungen demüthigt er sich vor Gott; er bekennt ihm seine Schuld. In schmerzlicher Reue wirft er sich vor ihm nieder, und spricht seine bessern Vorsätze aus.

Er zeigt öffentlich seinen Glauben an Gott und seine Gesinnungen gegen Gott. Vorzüglich aber verehrt er ihn durch ein tugendhaftes Leben.

Ergebung ist das Zweyte der echten Religiosität. Der religiöse Mensch will an seinem Schicksale nichts bestimmen, als was aus der Erfüllung seiner Pflichten von selbst erfolgt. Er macht keine Forderungen an dasselbe; weil er sich bescheidet, nicht zu erkennen, was das Beste ist. Er erlaubt sich keinen Tadel; weil die höchste Weisheit zwar unbegreiflich, aber doch auch untadelhaft richtet. Er wird nicht erbittert über Mißgeschick; weil er die Wege der Gottheit, wie ihr Gesetz, verehrt. Er trägt gefaßt und ruhig, was ihm aufgelegt ist, weil er seine Wünsche gemäßigt, seine Begierden bezwungen, und sich in allem der heiligen Ordnung der Welt unterworfen hat. So steht sein Himmel unumwölkt, wenn gleich dicke Nebel an der Erde schweben.

Getroster, hoffnungsvoller Muth ist das Dritte der echten Religiosität. Was der dunkle Schooß der Zukunft auch immer noch verhüllen mag:

den Religiösen kann es nicht ängstigen; weil er weiß, daß ein sittlicher Wille in dem Verhängnisse waltet, und daß nichts anders geschehen wird, als was für den Guten das Beste ist. Bey allen Hindernissen seines Wirkens muß es seinem redlichen Willen gelingen, das Heilsame zu Stande zu bringen; da dieser Wille eins ist mit dem, der über alle Kräfte des Universums herrscht.

Ueber Furcht und Sorge erhebt den religiösen Menschen sein lebendiger Glaube. Mit dem freudigsten Vertrauen betrachtet er sein Schicksal; und er kann das um so mehr, da er seine sinnlichen Wünsche dem höchsten moralischen Interesse untergeordnet hat, da er im Stande ist, für sein ewiges Wohl alles zu verläugnen und zu verschmerzen.

Je religiöser der Mensch wird: desto unabhängiger wird er von der Welt; desto mehr verschwinden ihm ihre Mißverhältnisse in der Idee des ewigen Lebens; desto weniger kann er von ihr angetastet und mißhandelt werden; desto leichter entbehrt er, was sie ihm versagt; desto standhafter weist er zurück, was sie ihm anbiethet; desto mehr nähert er sich selbst dem Heiligen; und desto freyer und seliger wird sein Daseyn.

.....

Echte Religiosität entspringt nicht auf sinnlichem Boden. Mag man sinnliche Gefühle und Neigungen sublimiren so sehr es sich thun läßt: sie gelan-

gen nie zu dem Adel des Heiligen. Dankbarkeit, Furcht und Hoffnung erzeugen zwar einige Bewegungen, die sich auf das höchste Wesen beziehen und mit ihnen den Schein der Verehrung, aber durch sie wird das Gemüth dem Höchsten nicht näher gebracht. So wenig als Eigennutz, natürliche Triebe und Temperament die wahre Tugend: so wenig können Dankbarkeit, Furcht und Hoffnung, echte Religiosität hervor bringen.

Was ist natürlicher, als Freude über ein Wesen, das uns wohl will, und überall Annehmlichkeiten des Lebens verbreitet hat — als Furcht vor dem Wesen, von dem unser ganzes Schicksal abhängt, und das nach der strengsten Gerechtigkeit entscheidet — als Hoffnung zu dem Wesen, das unsre Angelegenheiten mit Weisheit und Güte besorgt, unter dessen Schutze wir uns sicher wissen, und das die Guten einst beseligen will? Was ist natürlicher, als daß jene Freude uns Zuneigung einflößt, und eine gewisse Anhänglichkeit bewirkt, daß jene Furcht uns von verbothenen Handlungen zurück schreckt, und jene Hoffnung uns mit der Ruhe des Vertrauens in die Zukunft schauen läßt? Aber was ist darin auch Großes und Verdienstliches? Hängt es nicht von der Lebhaftigkeit unsres Temperamentes und von der Stärke unsrer Fantasie allein ab, wie weit das alles bey uns der Fall seyn werde? Und gibt das Weite und Hohe des Geistes, Erho-

bung über das Irdische, wenn wir uns des Irdischen freuen, das Irdische fürchten, und auf das Irdische unsre Hoffnungen richten?

Wahre Religiosität ist, wie die Tugend, ein Werk der freyen Selbstbestimmung. Man muß sich zu ihr aus der Gemeinheit des irdischen Lebens erheben, und sie im Kampfe mit der sinnlichen Natur sich anbilden. Der Sieg über die Welt öffnet die Bahn in die zweyte.

Wahre Religiosität ist die Frucht des religiösen Sinnes, den der Wille kräftig ergreift, und im Daseyn herrschend macht.

Dazu ist erforderlich, daß sie alle sinnlichen Neigungen sich unterwerfe, und nach sich bilde. Sie muß daher allerdings auch diejenigen in sich aufnehmen, die mit ihr übereinstimmen; nur unter der Bedingung, daß sie ihnen höhern Geist einhauche.

So wird der ganze Mensch religiös, und alles stimmt in ihm zusammen zur freudigen Anbethung des Heiligen. Der Streit der sinnlichen und der höhern Welt sind hier geschlichtet. Jene gilt ihm bloß als Bild von dieser, daher nicht weiter, als sie mit derselben zusammen trifft. Das sinnliche Begehren ist hier eins mit dem vernünftigen Wollen, und beyde sind eins mit der religiösen Gesinnung. In allem, was der religiöse Mensch denkt und thut beseelt ihn Gottes- und Unsterblichkeits- — und beyde sind ihm Seligkeitsgefühl.

Dieses Höchste der Religiosität ist die echte religiöse Liebe, die innigste Vereinigung der sinn-

lichen Neigung und der religiösen Verehrung, die reinste Uneigennützigkeit und die letzte Läuterung von allem selbstsüchtigen Wesen. Die echte religiöse Liebe ist eine ganz andre, als die irdische, welche aus üppigen Spielen der Fantasie und groben Vermenschlichungen der Gottheit, oder aus der Betrachtung des Angenehmen und Nützlichen in der Welt entspringt. Sie genügt den strengsten Forderungen der Sittlichkeit, und ist mit der höchsten Erhebung des Gemüthes gepaart. Sie gründet sich auf Verehrung und entsteht erst dann, wenn diese im Gemüthe zur Fertigkeit — wenn die Anschauung des Ewigen, durch Befreundung mit demselben, eine Quelle der Lust geworden ist, wenn Ergebung und Vertrauen sich zur Freudigkeit gestärkt haben.

Die echte religiöse Liebe schließt die Liebe der Welt nicht aus; aber sie liebt in der Welt nur das Edle, nur das, worin die Gottheit sich offenbart — ihre Schönheit, ihre Wahrheit und die Tugend ihrer freyen Wesen. Sie heiliget die Liebe der Welt, daß sich in sie nichts Unreines mische, daß sie nicht ungebührlich werde, und keiner ausschweifenden Begierde Nahrung gebe. Sie selbst findet in der Betrachtung des Schönen und Guten ein wohlthätiges Beförderungsmittel. Natur, Menschheit und Geschichte, als Erscheinungen des ewigen Geistes, erfüllen sie mit dem reinsten Entzücken.

Echte religiöse Liebe der Gottheit ist zuglrich die Vollendung der sittlichen Würde. Sie wird auf

Erden nicht gefunden; sie ist eine Aufgabe, deren vollständige Lösung uns wieder an die Unendlichkeit weist. Immer sind sinnliche Begierden in uns, die ihr widerstreiten. Immer bleibt eine sinnliche Stimmung im Ganzen ihr entgegen gesetzt. Immer scheidet uns unsre sittliche Gebrechlichkeit, in mancherley Uebertretungen, vom höchsten Wesen, und mischt in den freudigen Gedanken an ihn trübe Empfindungen. Reue und Furcht lassen die herrliche Freyheit nicht aufkommen, die das Schönste und Seligste in einem liebenden Gemüthe ist.

Wir sollen nie aufhören, an unsrer Liebe zu bilden, und, was ihr entgegen ist, zu bekämpfen. Je vollkommner sie in uns lebt, desto stärker fühlen wir auch ihre Wonne.

Sieben und Zwanzigster Brief.

Verbindung der Religiosität und Tugend.

Religiosität und Tugend sollen im Leben innigst mit einander verbunden seyn; wie das Gewissen und die religiöse Ueberzeugung im Geiste mit einander verbunden sind. In beyden ist Ein Geist. In beyden ringt das Gemüth über das Irdische und Vergängliche hinaus. Wenn schon die Tugend auf eine höhere Welt deutet: so führt uns die Religion in sie ein, und lehrt uns, unser Daseyn in derselben befestigen. Keine läßt sich auch ohne die andre vollständig denken. Jede bedarf der andern zur Enthüllung ihres Wesens und zur Begründung ihrer Möglichkeit.

Die echte Tugend muß die Religiosität in sich aufnehmen, damit sie werde, was sie seyn soll, kräftig, siegreich, einigend und vollendend den Menschen. Echte Religiosität muß sich in der Ausübung

der Tugend thätig zeigen, damit sie im Leben Raum gewinne, und den ganzen Menschen durchdringe und bilde.

Das Innere des Menschen ist ein Ganzes. Alles in demselben muß in einander eingreifen. Vorzüglich aber dasjenige, wovon die Veredlung des Gemüths ausgeht.

Wollte man Religiosität und Tugend von einander trennen, und jedes als etwas betrachten, was von dem andern unabhängig bestehe, und für sich seinen Wehrt habe: so müßte, damit nicht das Innere des Menschen zerrissen, und alle Einheit des Lebens unmöglich gemacht werde, wieder ein drittes da seyn, was beyde mit einander verknüpfte, und jedem seine besondre Stelle anwiese. Oder wie wollte man sich zurecht finden, wenn die Forderungen der Einen mit den Forderungen der andern in Streit geriethen — die Religiosität etwa verlangte, man solle die Welt, das Werk eines ewigen Geistes, als etwas Vollkommenes betrachten und verehren, die Tugend aber, man solle zu ihrer Vervollkommnung thätig seyn, welches denn doch wieder Mängel voraussetzt? Und wie wollte man es anfangen, daß man sich in beyden bilde, ohne von einer Verbinbindung derselben etwas zu wissen?

Wie soll überhaupt Religiosität ohne Tugend im Herzen entstehen? Sind es nicht eben die moralischen Bedürfnisse des Menschen, was ihn zur vollständigen Anerkennung des Heiligen nöthigt?

Was bleibt uns, wenn wir diese Bedürfnisse aus der Acht lassen, wodurch wir uns zu einer übersinnlichen Welt und zu einem ewigen Daseyn erheben könnten, ausser den Andeutungen, welche wir in der Ordnung und Schönheit der Natur finden? Wie wenig reichen diese aber hin, die Idee des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit zu bestimmen! Wir müssen also entweder zu einer Speculation, die ins Leere baut, unsre Zuflucht nehmen, oder uns von der Einbildungskraft allerley vorspiegeln lassen; oder wir müssen unsre ganze Religion in die Beschauung der weisen Einrichtung und des großen Ganges der Dinge setzen.

Das religiöse Gefühl beschränkte sich dann auf Bewunderung der erhabenen Kräfte der Natur, auf das demüthigende Bewußtseyn unsrer Kleinheit, und allenfalls noch auf Freude über das Schöne und Nützliche, welche denn doch leicht von dem Schmerze über das Widrige und Schädliche überwogen werden möchte. Wie wenig ist das aber von dem, was der religiöseste Mensch fühlt, den die Tugend in eine höhere Welt erhebt!

Und was soll vollends aus der Religiosität werden? Was mehr, als ein Spiel mit andächtigen Gefühlen oder mit Gebräuchen, die jene Gefühle bezeichnen, oder gar nur willkührlich vorgeschrieben sind? Das religiöseste Leben würde in der unthätigsten Beschauung geführt; und es ist gar nicht einzusehen; was dadurch für das Heil des Menschen gewonnen wäre.

Nur dann strahlt Religiosität in ihrer göttlichen Majestät, wenn sie, aus sittlichen Bedürfnissen entwickelt, auf die sittliche Stimmung zurück wirkend, sich als Verehrung des Heiligen und freudiges Vertrauen offenbart, und im ganzen Leben Würde und Tugend befördert.

Auf der andern Seite läßt sich auch nicht wohl Tugend ohne Religiosität denken. Zwar ist das Pflichtgefühl das Erste und der Keim des religiösen Sinnes. Aber es kann sich nicht vollständig entwickeln, ohne sich zugleich als religiösen Sinn auszugestalten.

Was uns nöthigt, das Gute anzuerkennen, führt auch zur Anerkennung des Heiligen. Es ist nicht bloß dieselbe Vernunft, sondern auch dasselbe Streben der Vernunft, was sich in beyden ausdrückt; und es müssen besondre ungünstige und verbildende Umstände hinzu kommen, wenn sich das sittliche Gefühl entfalten soll, ohne in religiöses Gefühl überzugehen. Nur ein hartnäckiger Unglaube des Kopfes, der nichts als das Anschauliche will gelten lassen, oder eine auffallende Entgeistigung des Verstandes im sinnlichen Leben, könnten dies bewirken.

Tugend ohne Religion dürfte selten in ihrer geforderten Reinheit gefunden werden. In den meisten Fällen ist sie nichts, als ein Product verfeinerter Sinnlichkeit oder eines geregelten eigennützigen Triebes. Wo sie selbst von einem höhern Geiste beseelt ist, da wird sie diesen den Glauben auch mit-

theilen, und ihn in eine andre Welt heben. Gewöhnlich ist es ihr niedriger Standpunct, und ihre gänzliche Vermengung mit dem Irdischen, was sie daran verhindert.

Die echte Tugend strebt unaufhaltsam, Religion zu werden, selbst dann, wenn sie es sich selbst nicht gestehen mag.

Wo ein rechtschaffenes Leben in Lauterkeit geführt wird, da wohnen auch Anbetung und Vertrauen im Herzen, obgleich der Mund Unglauben ausspricht. Der lebendige Glaube ist nicht an Formeln gebunden.

Es ist wahrlich besser die Gesinnungen und Maximen der Gläubigen haben, als sich ohne diese Gesinnungen zu ihren Lehren bekennen.

Die Tugend kann vielleicht zu ihren Entschließungen des Glaubens entbehren, aber nie zur Ausführung derselben. Ich kann vielleicht, von ihrer Schönheit und Würde gerührt, ihr Bild in mein Herz aufnehmen. Soll ich aber dieses Bild immer vor Augen behalten; soll ich die Züge desselben meinem Leben anbilden: dann muß ich in ihr göttliches Wesen erkennen.

Soll ich den Befehlen der Tugend überall gehorchen; dann muß ich wissen, daß sie mich nicht mit mir selbst in Widerspruch bringe. Soll ich ihr meine Ansprüche an Lebensgenuß hingeben; dann muß ich versichert seyn, daß die Verheißungen, die sie mir dafür anbiethet, mich nicht täuschen. Soll ich mir von ihr meine Bestimmung anweisen lassen;

dann muß sie mir auch diese Bestimmung in ihrer Vollständigkeit verbürgen.

Soll ich meine Pflichten erfüllen; dann darf ich an der Möglichkeit ihrer Erfüllung nicht zweifeln. Soll ich nach der höchsten Vollkommenheit aus allen Kräften ringen; dann muß ich mich überzeugt halten, daß mir die Wege zu dieser Vollkommenheit gebahnt sind, daß auch außer mir alles geschieht, was dazu erforderlich ist, daß mich, wenn ich thue was ich soll, nichts von meinem Ziele entfernen wird, und daß ich nie aufhöre da zu seyn, und fortzuwirken.

Einzelne tugendhafte Handlungen werden auch ohne Religion vollbracht; aber ein ganzes zusammen hangendes tugendhaftes, sich erweiterndes und bildendes Leben, wo unaufhörlich Verläugnungen und mühsame Anstrengungen nöthig sind, ist nicht möglich ohne Religion.

Dabey ist es einleuchtend, daß Religiosität der Tugend überall trefflich zu Statten kommt.

Schon der Entschluß der Tugend wird kräftiger, umfassender und freudiger, wenn ich ihn mit der Erinnerung an den heiligen Willen, im Gefühl der Nähe Gottes und im Gedanken an mein ewiges Daseyn fasse. Herrlicher glänzt mir dann ihre Majestät entgegen; tiefer greifen alle Eindrücke, die sie auf mein Herz macht; einleuchtender wird mir ihr gebiethendes Ansehen; und ernster, feyerlicher die ganze Angelegenheit.

Wenige Menschen können sich ein Gesetz, ohne Gesetzgeber, eine Verpflichtung, ohne ein höheres Wesen denken, dem man dafür verantwortlich ist. Das Gewissensgefühl der Meisten ist nur darum ergreifend und entscheidend, weil es zugleich Gottesgefühl ist. Selbst dem Gebildeten wird es leichter, einem höhern Befehle zu gehorchen, als sich einem bloßen Ausspruche der Vernunft zu unterwerfen.

Die anbethende Tugendverehrung ist weit erhabener, als die bloß von Achtung gegen Selbstwürde geleitete. Die Gesinnungen, welche sich zugleich auf das Heilige und Ewige beziehen, sind selbst heiliger als diejenigen, welche die Tugend nur in der endlichen Beschränkung umfassen.

Nicht wenig werden auch die sittlichen Antriebe des Herzens durch religiöse Gedanken verstärkt; ohne daß ihnen dabey etwas von ihrer Lauterkeit genommen würde.

Williger, freudiger und standhafter wird die Uebung der Tugend in religiösen Gemüthern. Indem ich, als religiöser Mensch, mich der Tugend befleißige, arbeite ich an dem höchsten Heile meines Lebens; ich gehorche nicht bloß einem nothwendigen Gesetze, ich begründe und befestige auch mein ewiges Daseyn; ich komme meinem Ziele näher; ich werde nicht allein vollkommner, sondern auch der Glückseligkeit würdiger; ich besorge damit zugleich alle meine übrigen Angelegenheiten, und getrost blicke ich auf alles, was mir in meinen künftigen Schicksalen

noch dunkel ist, ich weiß, daß mich nichts aus meiner Bahn verdrängen kann; ich habe das höchste Wesen zum Zeugen meiner Bemühungen; vor ihm muß ich mich meines Leichtsinnes, meiner Kälte und meiner Trägheit schämen; vor ihm darf ich mich meiner Treue und meines Eifers freuen. Nicht bloß ein Gesetz meines Willens, das allmächtige Gesetz des Weltalls übertrete ich, wenn ich pflichtwidrig handle. Ernstlicher wird meine Reue, und kräftiger werden meine Vorsätze; wenn ich mich vor Gott schuldig finde, und wenn ich meinen tiefen Abstand von dem Ideal der sittlichen Vollkommenheit gewahr werde. Ich gewinne im Gebethe ein kräftiges Hülfsmittel des Gutseyns und des Besserwerdens. In allem, was ich leide tröstet — in allem, was ich Schweres zu vollbringen habe, stärkt mich der Blick auf Gott und die Ewigkeit.

Religiosität macht die Bahn der Pflicht zu einer lichten und ebnen Bahn. Wenn die Pflicht den Menschen mit sich selbst entzweyt; wenn sie ihr ernstes Geboth der Neigung entgegen setzt, und zum mühevollen und schmerzlichen Kampfe gegen diese auffordert: so tritt die Religion versöhnend in die Mitte, und lehrt ihn, indem er der Pflicht gehorcht, das ganze höchste Interesse seines Daseyns befriedigen.

Wenn ihm die Pflicht eine Welt voll Mängel zeigt, und ihn zur Verbesserung derselben auffordert: so lehrt ihn die Religion, selbst in diesen Mängeln

die Anordnung der Weisheit verehren. Wenn Ideal und Wirklichkeit sich auf dem Gebiethe der Pflicht feindselig begegnen: so schließt Religion, in der Hoffnung, zwischen beyden einen ewigen Friedensbund.

Dem Religiösen wird das tugendhafte Leben ein getrostes und seliges Leben — ein Leben, worin ruhig seine ganze Menschheit überfließt.

Recht menschlich kann der Mensch nicht werden, wenn er sich nicht zum Göttlichen erhebt. Darum wird auch erst durch Religiosität die Tugend, Liebe. Durch Religiosität nimmt sie die sanftere Neigung in sich auf. Durch Religiosität knüpft sie sich freundlich an die Welt, die ihr nun ein Schauplatz der ewigen Güte ist. Durch Religiosität lösen sich ihm die Mißverhältnisse des irdischen Daseyns in Harmonie auf, daß er sich in ihnen wohl finde.

Wenn der Religiöse im Menschen das Bild der Gottheit sieht: dann fällt er ihm voll reiner Liebe ans Herz, und erweist ihm, nicht bloß aus Achtung, sondern aus freyem Triebe, was er ihm schuldig ist. Wenn er das Gesetz als Ausdruck des höchsten Willens betrachtet: dann erst wird es möglich dasselbe mit Liebe zu umfassen, und seine Befehle gerne zu erfüllen.

Liebe zur Gottheit, Liebe zur Menschheit und Liebe zur Pflicht, das ist der herrliche Geist, der den Tugendhaften erfüllt, dem das Licht eines göttlichen Daseyns aufgegangen ist.

Je religiöser der Mensch wird, desto mehr verwandelt sich sein Handeln in das freudige Rechtthun der Liebe. Darum ist Religiosität nicht bloß Erhöhung, sondern auch Verschönerung des Lebens.

Acht und zwanzigster Brief.

Die Offenbarungen der Gottheit.

Ich soll Ihnen nun noch meine Gedanken über Offenbarung mittheilen. Sie erlassen mir gewiß gerne alle speculativen Erörterungen über einen Gegenstand, der so wenig als die Religion selbst für die Speculation gehört. Unbekümmert um die Partheyen der Zeit und um die Waffen, womit Gläubige und Ungläubige immer gegen einander gekämpft haben, und ohne weitere Rücksicht auf Meynungen und Vorstellungsarten, lassen Sie uns die Sache von dem Standpuncte aus, den uns unsre Idee der Religion angibt, unmittelbar selbst betrachten.

Offenbarung ist Enthüllung des Unbekannten. Soll der Mensch zur Anerkennung des Heiligen gelangen: so muß es sich ihm offenbaren. Ohne das, würde er dasselbe für nichts mehr,

als für ein bloßes Geschöpf seiner Fantasie halten können.

Eine religiöse Offenbarung ist eine solche, wodurch sich uns die Gottheit und mit ihr unser ewiges Daseyn kund thut.

Offenbarungen bestehen entweder in Belehrungen, worin uns ein andrer seine Vorstellungen mittheilt, daß wir sie so auffassen, wie sie in seinem Geiste waren, und dadurch eine eigentliche Erkenntniß von der Sache erhalten — oder in Anschauungen, die uns veranlassen, die Idee der Sache selbstthätig zu erzeugen, und sie dann im Angeschauten realisirt zu finden.

Religiöse Offenbarungen im ersten Sinne kann es nicht geben. Religion läßt sich nicht in Lehren fassen. Sie ist unendlich. Alle Lehre aber ist etwas Beschränktes. Es läßt sich auch gar keine Lehre denken, welche im Stande wäre, das ewige Daseyn auszudrücken. Alle Lehre ist auf die menschliche Erkenntnißart berechnet — und diese wieder auf die sinnliche Welt. Alle Lehre wendet sich an den Verstand; die religiösen Ideen aber werden nie vom Verstande erreicht. Noch weniger läßt es sich annehmen, daß eine geoffenbarte Lehre die natürliche Anerkennung des Heiligen vollständiger mache, und uns das geheimnißvolle Wesen der Gottheit enthülle; weil eben das die Natur eines Geheimnisses ist, daß es gar nicht enthüllt werden kann.

Religiöse Lehren können nur den Zweck haben, uns, durch Andeutungen und Symbole, das Finden und Anerkennen des Heiligen zu erleichtern, den Geist auf etwas hinzuleiten, was in ihm die religiöse Idee weckt — oder, ihm dieselbe, so weit das möglich ist, im Bilde darzustellen. So mag denn auch eine Offenbarung Lehren enthalten; sie dürfen sich aber nicht als Glaubensdogmen, sondern nur als Mittel des Glaubens ankündigen; sie sind nicht als die Sache selbst, sondern nur als eine menschliche Vorstellungsart der Sache anzusehen.

Eine religiöse Offenbarung ist daher eigentlich nur durch Anschauung möglich. Die Gottheit offenbart sich, wenn sie Erscheinungen, Begebenheiten oder Wesen vor uns auftreten läßt, die die Idee des ewigen Daseyns und den Glauben an dasselbe in uns hervor bringen. So ist die ganze Welt, vorzüglich aber das Schöne und Erhabene — so sind insbesondre das Gewissen und die Tugend Offenbarungen des heiligen Willens und der moralischen Ordnung.

Aber selten wird die Gottheit in der Natur und im Gewissen von den Menschen erkannt. Das Sinnliche herrscht im Leben vor. Durch Lust und Begierde bleibt der Mensch an die Erde gekettet. Die fliehende Erscheinung fesselt sein ganzes Gemüth. Er sieht in der Welt nur das, was seine Bedürfnisse befriedigt, und ihm Freude gewährt. Die

Stimme des Gewissens verstummt unter dem lauten Geräusche, das ihn überall umgibt. Erst spät würde sich die Welt zur Religion empor gearbeitet haben; wenn sich ihr die Gottheit nicht durch besondre Anstalten offenbart hätte.

Wahn und Aberglaube entstellen bald das Heilige durch ihre groben Verkörperungen. Lange wäre vielleicht schon die Religion in ein Gewebe fantastischer Satzungen aufgelöst; wenn nicht eigne Erscheinungen die Idee derselben in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder angeregt — in den Zeiten des ungöttlichen Lebens, der ausschweifenden Sinnlichkeit und des allgemeinen Sittenverderbens, wäre sie wol gänzlich verschwunden, wenn nicht eigne Momente wieder die Aufmerksamkeit an sich gezogen, dem Geiste einen höhern Schwung gegeben, und sie dadurch ins Leben zurück gerufen hätten.

Solche Anstalten, Erscheinungen und Momente in der Sinnenwelt, die den besondern Zweck haben, und vorzüglich dazu geeignet sind, dem Menschen das Heilige anzukündigen, in denen das ewige Daseyn gleichsam gewaltig durch die sinnliche Hülle bricht, sind Offenbarungen im eigentlichen oder engern Sinne.

Auf der niedrigsten Stufe stehen Erscheinungen der Natur, die das Gefühl des Schönen und Erhabenen in höherm Grade erwecken, und die eben dadurch aus dem Kreise der gewöhnlichen hervortreten, wie die aufgehende Sonne, das Gewit-

ter, prachtvolle Lufterscheinungen u. s. w. Es ist nicht bloß Furcht und Aberglauben, es ist auch religiöse Bewunderung und Anbethung was den Menschen hier ergreift. Leichter ahndet und findet er hier das Ewige; das Endliche scheint ihm von einem unendlichen Geiste beseelt, und der körperliche Mechanismus sich einer höhern Gewalt zu unterwerfen.

Dann folgen Begebenheiten, die, durch die auffallende Zusammenfügung zufälliger Umstände zur Darstellung Eines Ganzen und zur Hervorbringung Eines Zweckes, oder durch einen ungewöhnlichen Einfluß auf das Heil der Welt, eine religiöse Bedeutung erhalten, in denen Kräfte thätig sind, die man sonst nirgends antrifft, in denen alles einen andern Gang nimmt, als gewöhnlich, und in denen der Zufall einer Idee gehorcht.

Ferner gehören hierher solche Lehren, die entscheidend auf das Heilige hindeuten, die es aus den Verfinsterungen einer schlechten Zeit ans Licht ziehen, die es in treffenden Symbolen darstellen, oder die Herzen dafür erwärmen.

Vor allen aber verdienen diejenigen Offenbarungen der Gottheit gepriesen zu werden, die wir in dem Leben, den Schicksalen, den Thaten und Gesinnungen großer Menschen finden. In ihnen scheint die Gottheit selbst vor uns vorüber zu gehen. Je mehr sie über ihr Zeitalter hervor ragen; je tiefer ihre Weisheit, je reiner und wärmer ihre Liebe, je unbefleckter ihr Wan-

del, je größer und umfassender ihr Streben ist; je mehr auch in der Verknüpfung ihrer Lebensumstände Einheit waltet; je mehr sich alles vereinigt, ihre Größe zu begünstigen und auszuzeichnen; je mehr alles an ihnen sich über die Regel des Natürlichen und Gewöhnlichen erhebt: desto reiner stellen sie uns göttliches Wesen dar; desto kräftiger ziehen sie uns empor zu der Idee des höchsten Willens und des ewigen Daseyns.

In jeder Offenbarung ist etwas enthalten, was sich aus den Gesetzen des Naturmechanismus nicht erklären läßt; eben dadurch wird sie erst Offenbarung, und erinnert uns an ein Leben über dem Mechanismus der Natur. In dem, was nach den Gesetzen der Bewegung entsteht, erkennen wir nicht leicht etwas Höheres. Wo die natürlichen Gesetze nicht mehr zur Erklärung ausreichen, und wir doch noch ein ordnendes Prinzip antreffen: da werden wir über diese Welt hinaus gehoben.

Je vollkommner eine Offenbarung ist, d. h., je entscheidender sie auf das Uebersinnliche hinweist, und je mehr sie von demselben enthüllt: desto mehr wird in ihr seyn, was man nach physischen Gesetzen nicht begreift. Das Prachtvolle einer Naturerscheinung, die schöne Gruppirung einer Landschaft, die Verknüpfung mannichfaltiger Umstände zur Hervorbringung Eines Effectes, sind für die physischen Gesetze etwas Zufälliges; und darin ruht ihr religiöser

Moment. Das Leben des großen Mannes erinnert um so lebendiger an die Gottheit: je mehr in seiner Größe die Kraft der Freiheit strahlt; je weniger sich aus dem Kulturstande und den Hülfsmitteln der Zeit erklären läßt, wie er das geworden ist; je mehr in ihm eine höhere Gewalt sich die Natur dienstbar macht.

Jede Offenbarung ist daher allerdings als eine Veranstaltung der Gottheit, und daher auch als ein Wunder anzusehen. Aber darum werden doch nicht durch sie Naturgesetze abgebrochen oder verwirrt. Es ist kein unmittelbares Eingreifen der übersinnlichen Welt in die sinnliche, wodurch Kräfte der erstern sich an die Stelle der physischen setzten. Die Gottheit wirkt immer mit und neben den Naturgesetzen. Die Principien der organischen Gestaltung in der sinnlichen und geistigen Welt und die moralischen Kräfte, wohnen über allen Naturgesetzen. Sie sind eine geistige Gewalt, welche den Mechanismus beseelt und regiert — und in so fern Wunder. Wo nun diese Gewalt mehr als gewöhnlich hervorspringt, da ist wundervolle Offenbarung.

Die Offenbarung wird nicht durch Wunder bestätigt. Sie ist selbst ein Wunder, und nur in so fern Offenbarung, als sie zugleich Wunder ist. Aber wunderbare Umstände können sie verstärkend begleiten.

Einzig in ihrer Art und die vollkommenste in jeder Hinsicht ist die Offenbarung durch Jesus von Nazareth. Seine Gesinnungen, seine Thaten und seine Schicksale sind gleich würdig, das Bild des heiligen Willens und einer sittlichen Weltordnung darzustellen.

Wo finden Sie ein Wesen, das auch das Vollkommenste und Edelste der Menschheit so weit übertrifft — ein Wesen, von dieser Tugendgröße, von dieser Reinigkeit des Herzens, von dieser ruhigen Weisheit, von dieser erhabenen Pflichttreue, von dieser Milde und Güte, von dieser Sanftmuth und Demuth?

Es ist das Ideal vollendeter Sittlichkeit, was wir in seinem Leben verwirklicht finden. Dieses Ideal aber wird in der endlichen Natur nicht erreicht. Wesen der Gottheit, verwandt und hoch emporragend über irdisches Daseyn, mußte in ihm seyn, damit er die Gebrechlichkeit des Zeitlichen so weit hinter sich zurücklasse. Die menschliche Natur, worin er wandelte, erscheint uns als Organ des heiligen Willens. In welchem wahren und erhabenen Sinne heißt er dann nicht der Sohn Gottes! Nur er konnte sagen: wer mich siehet, der siehet den Vater.

Wir sehen ihn wirken mit der Kraft, womit die Gottheit im Universum wirkt. Wir erblicken an ihm eine Weisheit und eine Einsicht, die uns an die

Weisheit und Einsicht erinnern, welche in der Regierung der Welt walten.

In seinen Lebensschicksalen vereinigt sich alles, moralische Ideen auszudrücken, und die würdigsten Zwecke zu erreichen. Sie sind das treffendste Symbol der unsichtbaren Ordnung. Wie die Tugend leidet und siegt, hart geprüft und endlich belohnt wird, wie der Tod Uebergang zu einem höhern Daseyn ist — die wunderbare Verwickelung und die herrliche Auflösung, die Geheimnisse und die Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung — was unserm Auge schwer wird, in den Verschlingungen großer Ereignisse zu verfolgen, und was unser Verstand nie erreicht, das stellt uns sein Leben im Kleinen dar.

Auch die Lehre Jesus verdient als Offenbarung Gottes von uns betrachtet zu werden. So hat noch keiner die Gemüther der Menschen auf den Unsichtbaren gelenkt; so hat noch keiner das Ewige angedeutet; und so zweckmäßig hat noch keiner dasselbe mit dem Irdischen in Verbindung gebracht. Vereinigung des Menschlichen und Göttlichen, der Welt und des Himmels, der Menschheit und der Gottheit: das ist es, was sein Unterricht bezweckt. Daß die Menschen Gott allenthalben erkennen und verehren, daß sie den Unendlichen Vater nennen, und sich seiner Güte freuen könnten, dahin wollte er sie führen.

Die Religion seiner Zeit stand auf der Einen Seite zu hoch über dem Menschen, als daß sie sein Herz hätte erwärmen können — auf der andern zu tief unter ihm in den Nebeln des Aberglaubens und des Betruges, als daß sie im Stande gewesen wäre, ihn zu veredeln. Dahin wollte er sie umbilden, daß sie sich des Menschen wieder mit sanfter Gewalt bemächtige, und mit ihrem tröstenden und erhebenden Einflusse in sein Herz dringe, daß der Schlechte durch sie gebessert, und der Lebensmüde erfreut werde.

Religiosität und Tugend sollten in der heitern Gestalt der Liebe unter die Menschen einkehren. Darauf waren alle Symbole und Andeutungen des Heiligen, deren er sich bediente, berechnet.

Keine Aufschlüsse über das, was kein Verstand erreicht, also auch keine Glaubensdogmen sollten seine Lehren seyn, aber Ansichten des Unsichtbaren, die den religiösen Sinn wecken, die das eigne Suchen und Finden erleichtern, die die höchsten Ideen dem Gemüthe nahe bringen, und das Gemüth für dieselben stimmen.

Es ist nicht möglich würdiger, wahrer, herzlicher und ergreifender von heiligen Dingen zu sprechen, als Jesus davon sprach. Es ist nicht möglich, kräftiger für das Religiöse und Sittliche zu wirken, als seine einfachen Aussprüche dafür wirkten. Man fühlt es überall, daß der, der so redete, auch in seinem Herzen das Bild des Ewigen trug.

Wichtiger als seine Lehre wird aber immer sein göttliches Daseyn bleiben. Was ist das todte Wort gegen die Kraft der Gesinnung und der That! Wenn die Lehre Jesus das Heilige andeutet: dann stellt sein Leben es unmittelbar dar.

So lange Empfänglichkeit für das Religiöse unter den Menschen bleibt, wird man in dem Leben Jesus und in seinen Schicksalen die herrlichste Offenbarung der Gottheit erkennen.

An der Lehre verändert sich die Einkleidung mit den Bedürfnissen der Zeit; aber das Leben Jesus ist Wort Gottes für ewige Zeiten.

Wenn Gott nicht mehr vernommen wird in der Welt und im Gewissen, dann wird er noch im Leben Jesus vernommen werden.

Eine vorzügliche Bedeutung erhält indeß die Lehre Jesus durch ihre Tendenz, ein Reich Gottes auf Erden zu stiften. Sie sollte das Band eines religiösen Vereines werden, der alle Guten aufnähme zur gemeinschaftlichen Verehrung des Heiligen, und zum gemeinschaftlichen Streben nach höherer sittlicher Würde. Sie bildete eine Christenheit.

Dadurch reicht sie in die fernsten Zeiten. So lange noch eine Gemeine Gottes auf Erden besteht, kann sie weder untergehen, noch ihr Ansehen verlieren. Sie wird immer Gläubige um sich behalten, denen sie Mittel der Andacht und Vehikel des Kultus ist.

Seine Schüler, seine Verehrer, seine Erlöseten werden sich die Gläubigen nennen. Nie kann sein Wort und sein Leben unter ihnen vergessen werden. Der Zeitgeist mag dieses ehrwürdige Institut befehden: was aus dem Ewigen stammt, bleibt ewig.

Nie wollen wir uns schämen Christen zu heißen: denn Größeres gibt es nicht, als im Geiste Jesus Religion zu haben, in seinem Geiste das Heilige anzuerkennen, in ihm das Bild der Gottheit zu schauen, zu denken und zu leben, wie er dachte und lebte, im Bunde der Guten Gott anzubethen, und nach den Kronen der bessern Welt zu ringen.

Zweytes Buch.

Bildungslehre.

Erster Brief.

Der Charakter.

Tugend und Religiosität sollen nicht bloß Gegenstände der Betrachtung seyn; sie sollen auch Bestimmungsgründe des Denkens und Handelns werden, und sich in jedem individuellen Leben, dieses veredelnd und heiligend, darstellen. Das ist eben die höchste Aufgabe des Menschen, daß er sein Gemüth dem Göttlichen weihe, und dadurch zur reinen Menschlichkeit gelange.

Die Hauptsache, worauf es hier ankommt, ist die Bildung eines würdevollen, mit sich selbst einigen, in sich vollendeten, und von einem religiösen Geiste durchdrungenen Charakters. Die Anerkennung des Guten und Heiligen bekommt erst dann vollen Wehrt, wenn sie hierzu verwendet wird.

Der Charakter ist das innerste Leben des Menschen — dasjenige, was sein äußerliches Leben bestimmt und allein diesem Adel geben kann. Alles Herrliche, was ein Mensch vollbringt, verschafft ihm nur dann wahren Ruhm, wenn in ihm ein herrlicher Charakter hervor schimmert. Um etwas Vortreffliches zu leisten, muß der Charakter vortrefflich seyn. Große Menschen verdienen nur diejenigen genannt zu werden, welche durch Größe des Charakters hervor ragen. Wenn irgend etwas der Bewunderung wehrt ist, und das überirdische Wesen im Menschen verkündigt: so ist es ein in Güte und Frömmigkeit durchgebildeter Charakter. Das Höchste und Freyeste der Bildung erweist sich am Charakter.

Was dabey zu beobachten sey, durch welche Thätigkeiten der Seele der edle Charakter entstehe, und welche Bemühungen man anzuwenden habe, denselben zu befestigen und zu vollenden, darüber sollen sich meine künftigen Briefe verbreiten.

Lassen Sie mich mit einigen Bemerkungen über den Charakter überhaupt, und den moralischen insbesondre, anfangen.

Der Charakter ist das Besondre im Innern des Menschen, welches seine Handlungsweise bestimmt. Von dem, der einen Charakter hat, würde jeder, der ihn genau kennte, in jedem besondern Falle, voraussagen können, was er thun, nach welchen Grundsätzen er wählen, und

verwerfen, und mit welchem Grade der Lebhaftigkeit und Kraft er wirken werde.

In jedem Menschen von Charakter ist etwas Herrschendes und Bleibendes, was alles andre sich unterwirft, und nach sich gestaltet; sey dieses eine Leidenschaft, oder das Gefühl der Kraft, die nach Thätigkeit strebt, oder eine Empfindung, die sich des Herzens bemächtigt hat, oder ein Gedanke, den der Wille wirklich zu machen beschließt.

Dieses Herrschende und Bleibende wird, wenn es gehörig zum Bewußtseyn kommt, und der Verstand aufgeklärt genug ist, sich in Grundsätzen aussprechen. Wer Charakter hat, handelt immer nach Grundsätzen, ob er sich gleich dieselben nicht immer bestimmt denkt. Die Entschiedenheit und Consequenz, womit er diesen Grundsätzen treu bleibt, ist die Stärke seines Charakters.

Obgleich der Charakter zunächst auf die Neigungen und Begierden wirkt: so pflegt er doch auch mittelbar die Ansichten, die Vorstellungsarten, die Meynungen und die Stimmung des Menschen zu gestalten. Nach dem herrschenden Wollen richtet sich gewöhnlich der Begriff und das Gefühl. Aus demselben ergibt sich nicht allein, welche Gefühle man haben, sondern auch, wie jedes einzelne beschaffen seyn werde.

Auf der andern Seite wirken aber auch Meynungen und Stimmungen auf den Charakter; und wenn sie gleich selten auf das Prinzip desselben Ein-

fluß erlangen, so modificiren sie doch viel an den besondern Eigenthümlichkeiten. Worin z. B. der Ehrgeitzige seine Ehre vorzüglich suchen, welche Zeichen derselben er vor andern schätzen, wie er die Erweisung und die Verweigerung aufnehmen werde, das bestimmen die Begriffe, welche er sich erworben hat, und die ganze Verfassung, worin sich sein Gemüth befindet.

Man sagt von jemand, er habe keinen Charakter, wenn es ihm an dem Bleibenden und Herrschenden im Willen fehlt, was in die Handlungsweise Gleichförmigkeit bringt. Der Charakterlose handelt selten oder nicht nach Grundsätzen. Er folgt nicht allein augenblicklichen Eindrücken; sondern es ist bey ihm auch zufällig, wie diese Eindrücke auf ihn wirken.

Charakterlose Menschen haben entweder keine besondre Richtung des Geistes, kein hervorstechendes Interesse in lebhaften Begierden und Gefühlen, oder das alles wechselt bey ihnen so schnell, daß es in ihrem Innern jeden Augenblick anders ist — oder es ist so unbestimmt, daß doch ihre Art zu denken und zu thun dem Zufalle Preis gegeben bleibt. So ist in der Seele des Nachahmers allerdings etwas, was ihn fortdauernd bestimmt. Aber wer möchte dieses Charakter nennen, da eben dies ihn bewegt, alles aufzunehmen und zu vollbringen, was ihm vorgestellt wird, und eine blei-

bende Form seines Denkens und Thuns unmöglich macht?

Auch sind diejenigen den Charakterlosen beyzuzählen, welche unter der Gewalt solcher Begierden stehen, die sie in einem immerwährenden leidenden Zustande gefangen halten, oder die sich keinen großen Einfluß auf das Denken und Thun des Menschen verschaffen können, so daß sich bey ihnen die größte Unbestimmtheit finden. Trägheit, Ueppigkeit und rohe Sinnlichkeit begründen keinen Charakter. Je mehr in dem, was einen Menschen regiert, Selbstthätigkeit, Nachdenken und Anstrengung ist: desto mehr Charakter hat er.

Der Charakter, welchen man vor aller moralischen Selbstbildung besitzt, heißt der natürliche. Er ist das Product der Anlagen, der Erziehung, der Schicksale und andrer Umstände, welche auf das Gemüth wirken. Er wird vorzüglich bestimmt: theils durch den besondern Trieb, welcher mehr als andre in der Seele mächtig geworden ist; theils durch die Richtung des Kopfes und die Stimmung des Gemüthes, welche ohne eignes Zuthun entsteht; theils durch die Beschaffenheit des Temperamentes. Von dem Ersten hängt es ab, wornach der Charakter vorzüglich streben, von dem Andern, wie er alles ansehen, und von dem Dritten, mit welchem Maße der Kraft er wirken, und wie sich Leiden und Thun in ihm verhalten werden.

In den natürlichen Charakteren zeigt sich unendliche Verschiedenheit, wie in den Physiognomien. Zwar ist in ihnen überall menschliche Sinnlichkeit das Herrschende. Aber in dieser Sinnlichkeit können egoistische oder sympathetische Neigungen überwiegend — sie kann mehr oder weniger verfeinert — mit mehr oder weniger Selbstthätigkeit verbunden, mehr oder weniger dem Verstande unterworfen seyn, und ihre Triebe können in die mannichfaltigsten Verhältnisse zu einander treten.

Das alles bewirkt nur noch innere und wesentliche Verschiedenheiten. Noch viel größer ist die Zahl der äußerlichen und zufälligen, zu welchen alles beyträgt, was auf das Geistige im Menschen Einfluß hat. Welche Abstände zwischen dumpfer Gefühllosigkeit und sanfter Empfindsamkeit, zwischen thierischer Rohheit und menschlicher Kultur, zwischen unbegränzter Selbstheit und weichherziger Güte, zwischen schwacher Dahingebung und rüstiger, muthvoller Kraft! Und wie viele Modificationen sind wieder auf jeder einzelnen Stufe möglich!

Selbst das sittliche Gefühl und der religiöse Sinn können sich vermöge einer größern Lebhaftigkeit, in den natürlichen Charakter mischen. Darum ist er nicht als durchaus unsittlich anzusehen. Schon die sinnliche Neigung bringt manches hervor, was den Forderungen der Tugend entspricht. Nicht selten zeichnet er sich durch einzelne Züge von hoher Vortrefflichkeit aus. Aber eben so wenig kann er

deßwegen moralisch genannt werden. Das moralische ist nie von der Natur geschaffen. Man muß es selbst mit Freyheit in sich bilden.

Der moralische Charakter ist derjenige, den man sich selbst, mit Rücksicht auf sittliche Würde, gibt. Er ist entweder ein böser oder ein guter; je nachdem er von dem sinnlichen oder von dem sittlichen Prinzip in der menschlichen Natur bestimmt wird. Zwischen beyden ist kein Mittleres, weil der Wille von zwey Entgegengesetzten nur Eins wollen kann. Wenn der gute Wille die guten Neigungen der Sinnlichkeit zu seiner Verstärkung in sich aufnimmt: so ist das keine Vermischung jener Prinzipien, sondern eine Unterordnung des Einen unter das andre.

Freylich gibt es Grade der Stärke oder der Schwäche in der Tugend; denn diese ist eines beständigen Wachsthumes fähig. Aber immer muß doch in ihr ein rein moralischer Wille herrschend seyn, wenn sie den Nahmen der Tugend verdienen soll; und die Herrschaft dieses Willens ist es, was den Charakter zu einem moralisch guten macht.

Das Eigenthümliche des bösen Charakters ist besonnenes Beharren bey dem, was die Sinnlichkeit eingibt, während man wohl weiß, daß das nicht das Rechte ist, und daß man sich dadurch selbst entehrt — die Maxime, auf das sittliche Gesetz, das man kennt, keine Rücksicht zu nehmen. Hier behält der natürliche Charakter seine volle Gewalt;

man denkt und handelt, wie es diesem angemessen ist. Der Tadel, den man verdient, trifft nicht so sehr die einzelnen Ausbrüche der unordentlichen Neigung, als die verkehrte Gesinnung, welche diese Ausbrüche gestattet.

Sehr viele Menschen besitzen indeß gar keinen moralischen Charakter, selbst unter denen, welchen man den natürlichen nicht absprechen kann. Sie haben nie ernstlich auf ihr sittliches Gefühl reflectirt, und sind sich ihres freyen Vermögens für das Gute nie recht bewußt geworden; oder sie lassen das dahin gestellt seyn, und handeln nach den Antrieben ihres natürlichen Charakters, oder, wenn es ihnen auch daran fehlt, nach der jedesmaligen größern Lust. Diejenigen unter ihnen, welchen eine sanfte Stimmung, ein lebhaftes sittliches Gefühl, mäßigere Begierden und eine glückliche Erziehung zu Theil wurden, zeigen sich dann als recht gutartige Geschöpfe. Aber sittlichen Wehrt, der allein auf dem Charakter ruht, kann man ihnen nicht zugestehen.

Das Wesentliche des moralischen Charakters ist das ernstliche Wollen des Guten, oder die gute Gesinnung. Diese aber ist etwas Allgemeines, und kann für sich allein noch keinen Charakter geben. Soll sie sich zu einem bestimmten Charakter ausprägen: so muß sie den natürlichen in sich aufnehmen, und dahin einschränken und bilden, daß er mit ihr übereinstimme. Der natürliche Charakter des Menschen ist der Stoff, aus welchem,

wenn er der guten Gesinnung unterworfen wird, der moralische hervor geht.

Der natürliche Charakter des Menschen soll daher auch nicht vertilgt, sondern zu einem sittlichen erhoben, nur das soll aus ihm ausgestoßen werden, was sich zu diesem nicht einigen läßt, und das hinzugefügt, was nöthig ist, um diesen vollständig zu machen.

Es gibt allerdings eine allgemeine Form für alle moralische Charaktere, nähmlich das unbedingte Wollen dessen, was der Würde der Vernünftigen angemessen ist, und daher allgemein gebilligt werden kann; aber in den Gränzen dieser Form ist noch Raum genug für unzählige Besonderheiten, welche die Natur hervor bringt.

Es ist nicht möglich, alle Eigenthümlichkeiten der einzelnen Charaktere, die von dem Temperamente und der Meynung abhangen, zu vernichten. Das soll auch nicht seyn. Jeder soll seinen besondern Charakter haben, wie er ein besondrer Mensch — auf besondre Weise organisirt ist, und eine besondre Stelle im Universum einnimmt.

Ein freyes und fröhliches Leben, das sich auf das mannichfaltigste ausgestaltet, und sich, unter der Herrschaft des Guten, zu Einem Ganzen einigt, dessen Theile überall in einander eingreifen: das ist die Bestimmung der Menschheit. Wirke dann der Eine mit mehr, der Andre mit weniger Kraft, der Eine mit mehr, der Andre mit weniger Wär-

me des Gefühles, der Eine mit mehr Heiterkeit, der Andre mit mehr Ernst, der Eine mit mehr Religiosität, der Andre mit mehr strenger Sittlichkeit, der Eine mit dieser, der Andre mit jener Ansicht vom Zufälligen; nur werde überall Adel des Herzens gezeigt und behauptet.

Wenn auch jemanden der natürliche Charakter fehlte: so ist er darum doch nicht unfähig, sich einen sittlichen zu erwerben; die Neigungen, denen er abwechselnd folgt, mögen den Stoff dazu hergeben. Der sittliche Charakter muß hier den Mangel des natürlichen ersetzen. Er wolle nur ernstlich das Gute; so hat er daran das Bleibende und Herrschende, was zum Charakter erfordert wird. Er folge seiner Pflicht: so wird er überall gleichförmig und mit sich selbst übereinstimmend handeln.

Nicht daß er Charakter hat, sondern daß dieser Charakter ein guter ist, das macht den Menschen herrlich.

Zweyter Brief.

Der weibliche Charakter.

In der großen Mannichfaltigkeit der natürlichen Charaktere ragen, als die beyden Grundcharaktere der Menschheit, hervor die Charaktere der Geschlechter.

Die Natur hat es im Weibe offenbar auf einen eigenthümlichen, vom männlichen verschiedenen, Charakter angelegt. Es mag seyn, daß es Weiber genug gibt, die diesen Charakter verläugnen. Aber er ist doch im Ganzen der herrschende. Die Abweichungen davon gehören entweder zu den Verirrungen der Regel, die überall gefunden werden, und worin die Natur ihren unendlichen Reichthum offenbart; oder sie sind die Folge einer verkehrten Erziehung, verbildender Umstände und eines verderbten Herzens.

Immer gefällt das Weib nur in echter Weiblichkeit. Die männlichen Weiber mögen uns zwar oft zur Bewunderung stimmen; aber nie werden wir es uns verbergen können, daß sie uns in einer weiblichern Form mehr rühren und vorzüglicher erscheinen würden.

Daß das Weib so ist, wie wir es gegenwärtig finden, dazu mögen seine Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben, dazu mag das Herkommen und die Erziehung für häusliches Wirken sehr viel beygetragen haben. Aber Verhältnisse, Herkommen und Erziehung, haben darin doch nichts anders gethan, als wozu ihnen die Natur Wink und Befehl gab. Ihre Absicht war es, daß neben der großen Welt eine kleine bestehen sollte, worin das oft kalte, oft leidenschaftliche, immer aber unruhige Streben der ersten, sich erwärme, reinige, stärke und erfreue.

Ein andrer Charakter wurde zum öffentlichen Wirken, ein andrer zur Belebung, Anordnung und Verschönerung der häuslichen Sphäre erfordert. Wenn dort die gerüstete Kraft kämpft, zerstört und aufbaut: so muß hier die Liebe dulden und beglücken.

Die unterscheidenden Charaktere der Geschlechter machen allein das schöne Verhältniß möglich, worin Herzen sich ganz angehören, sich auf das innigste vereinigen, sich unaufhörlich anziehen, sich ihr innerstes Leben mittheilen, und im schönen Bunde ein Ganzes der Menschheit darstellen, das der edelste Trieb beseelt. Jeder muß hier dem andern et-

was geben, was dieser nicht hat, und jeder etwas vom andern aufnehmen, was ihm selbst fremd ist.

Anders hat daher die Natur nicht bloß den Körper des Weibes, sondern anders auch die Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen seines Geistes gemischt und gestimmt.

Die Schwäche und Reitzbarkeit seines Körpers, die Anmuth, welche im Aeußern ein sanftes Gemüth verkündet, während des Mannes Würde von Kraft und Ernst im Innern zeugt, deuten schon einen verschiedenen Charakter und eine verschiedene Bestimmung an. Unzweydeutig geben sich aber auch die Eigenthümlichkeiten des Innern selbst zu erkennen.

Das Weib hat offenbar mehr Empfänglichkeit als Selbstthätigkeit. Es ist offenbar mehr dazu geeignet, die Welt in sich eingehen zu lassen, als dieselbe umzugestalten — mehr dazu geeignet, in sich selbst zu leben, als aus sich heraus zu treten — mehr dazu geeignet, das ihm Gegebene zu verarbeiten, als Neues hervor zu bringen — mehr dazu geeignet, alles in sich und zunächst um sich zu suchen, als unruhig nach dem Fernen zu streben, und sich in das Weite zu verbreiten, das Kleine zu umfassen und zu durchdringen, als das Große zu ergreifen.

Demuth, Ergebung und Genügsamkeit sind die bestimmenden Prinzipien desjenigen Charak-

ters, in welchem echte Weiblichkeit sich rein ausgebildet hat.

Das Weib hat mehr Sinn. Weil es nicht nach dem Hohen und Tiefen sieht, bemerkt es das Mittlere schärfer. Es ist aufmerksamer auf das, was ihm nahe liegt, und faßt es treuer und richtiger. Jede Anschauung läßt ein bestimmteres Bild in seiner Seele zurück. Es kennt sich selbst und die Menschen besser, weil es sich selbst und andre sorgfältiger beobachtet; das innere wie das äußere Leben liegen in größerer Klarheit vor ihm.

Zwar weniger stark und kühn, aber leichter und beweglicher ist die Fantasie des Weibes. Wenn sie sich selten in höhere Regionen erhebt: so ist sie dafür desto geschäftiger, der Wirklichkeit ein reitzendes Gewand zu leihen, im Innern schönere Welten zu bilden, glückliche Plane für das Leben zu entwerfen, und alles mit Blüthenschmuck zu bekleiden.

Des Weibes Verstand wird sich im allgemeinen immer fremd fühlen im Gebiethe der wissenschaftlichen Forschungen, und hier nur mit Aufopferung seiner bessern Natur etwas Bedeutendes gewinnen. Aber er durchschaut heller, was Angelegenheit des praktischen Lebens ist; er ahndet schneller das Schwierige und Bedenkliche; er vermeidet geschickter das Ungelegene und Widrige; er trifft leichter Vorkehrungen und Maaßregeln; er benutzt sorgfältiger die Erfahrung, und weiß alles mit mehr Klugheit einzuleiten, und auszuführen.

Reitzbarer ist das Gefühl des Weibes. Es wird von vielem ergriffen, was uns kaum rührt. Es findet in vielem Nahrung für das Herz, woraus Männer nichts zu machen wissen. Es freut sich des Schönen und Guten auch da, wo diese es nicht bemerken. Das Mangelhafte, Unordentliche und Widrige fällt ihm leichter auf, weil ihm das Ordnungsvolle, Schickliche und Uebereinstimmende in höherm Grade Bedürfniß ist. Fremde Leiden werden tief von ihm empfunden, und der fremden Freude gibt es sich herzlicher hin.

Wahrheit und Tugend sind dem Weibe weniger Sache der Erkenntniß und der Regel, als eines lebendigen Gefühles, das sie dem Herzen kräftig empfiehlt, und in ihnen, neben dem Guten, den Genuß des Schönen und Erfreuenden findet.

Die höchsten Ideen der Vernunft, Gottheit, Unsterblichkeit und Zukunft, beschäftigen in ihm weniger den forschenden Gedanken; aber stärker fassen sie sein Gemüth. In frommer Sehnsucht strebt dieses Gemüth nach dem Unendlichen, und ergreift mit heiliger Liebe und freudigem Vertrauen, was dem Verstande ein tiefes Geheimniß bleibt. In ihm kämpft der Glaube nicht mit hartnäckigen Zweifeln; in ihm lähmt der Trieb des Wissens nicht das Streben des Herzens. Durch sein ganzes Wesen dringt das Bedürfniß des Bessern, das Bedürfniß etwas zu haben, wobey es immer Rath, Trost, Hülfe und Unterstützung in schweren Kämpfen fin-

de. Mit größerer Innigkeit hängt es an Gott; mit größerer Willigkeit unterwirft es sich dem Ewigen, und mit größerer Zuversicht erwartet es von ihm alles. Wenn nicht Sinnlichkeit oder Eitelkeit sein Herz verdarben: dann leitet schon ein natürlicher Hang es dahin, seine Angelegenheiten auf das Unsichtbare zu beziehen, und sich oft mit dem Unsichtbaren zu beschäftigen. Damit das Weib ungläubig werde, muß vorher eine gänzliche Verwüstung seiner weiblichen Natur sich bemächtigen.

Im Weibe stehen alle Begierden und Neigungen mehr im Gleichgewichte, wenn nicht zufällig die Eine vor der andern unnatürlich verstärkt wurde, wo sie dann freylich mit einer desto größern Gewalt hervorbricht, wie die Krämpfe der Ohnmacht.

Das Weib, ob gleich sein Gefühl reitzbarer ist, begehrt weniger heftig, und vertrauert sein Leid mehr im Stillen, wie es im Stillen seine Sehnsucht nährt, als daß es beyde gewaltsam hervorbrechen, und sich mit Ungestüm gegen die Ursache des erstern oder gegen das Ziel der letztern äußern ließe.

Darum hat das Weib mehr Geduld und Sanftmuth. Auch ohne besondre Stärke der Seele erträgt es den Schmerz gefaßter; weil es in sich selbst viel findet, wodurch es getröstet wird; weil es sich, weit entfernt ihn, durch vergeblichen Widerstand und eine leidenschaftliche Verfassung des

Gemüthes, zu vergrößern, durch Betrachtung mit ihm aussöhnt, und ihn, im Gefühl des mit sich einigen Lebens, weniger empfindet.

Weil sein Blut ruhiger fließt, und seine Leidenschaften weniger toben, kann es besser an sich halten, mehr Nachsicht und Schonung beweisen. Es nimmt die Beleidigung, wenn sie nicht das Edelste, seine Unschuld antastet, nicht so hoch auf, und vergißt sie leichter.

Trefflich kommt ihm da das größere Maß seiner Liebe zu Statten. Das Weib liebt mehr; weil es sich schwächer fühlt, und abhängiger von andern; weil es an fremdem Wohl und Weh innigern Antheil nimmt; weil es das Liebenswürdige an andern leichter auffindet und fühlt; weil es seinem Herzen Bedürfniß ist, sich anzuschließen und mitzutheilen; weil es ihm mehr Freude macht, andern wohl zu thun; und weil alle Empfindungen, welche die Liebe nähren, seinem Herzen mehr befreundet sind. Gattenliebe, Mutterliebe, Geschwisterliebe — welche heiligen Mächte in einer echt weiblichen Seele!

Demuth und Bescheidenheit sind dem Weibe nicht schwer, da es sich durch Stolz, Anmaßlichkeit und Hervordrängen in den auffallendsten Widerspruch mit sich selbst setzt.

Keuschheit, Schamhaftigkeit und Sittsamkeit sind die holden Genien, die sich schon frü-

he zu ihm gesellen, um sein Leben zu beschützen gegen die Reitzungen einer versuchungsvollen Welt.

Durch dieses alles muß der moralische Charakter des Weibes, da er aus dem natürlichen gebildet wird, eine eigenthümliche Gestalt bekommen.

Zwar ist das eigentlich Sittliche überall dasselbe. Auch im Weibe muß ihm die edle Gesinnung zum Grunde liegen, die das Gute um seiner selbst willen schätzt, die sich aus Achtung der Pflicht unterwirft, und die kein Temperament, und kein glückliches Naturell geben — die allein durch freyes und entschlossenes Wollen des Guten, durch freye und entschlossene Richtung auf das Heilige hervorgebracht werden kann. Sie ist das Wesen der veredelten Menschheit. Aber indem sich diese Gesinnung dem Leben an = und zur Tugend ausbildet, ist allerdings auf Temperament und Naturell Rücksicht zu nehmen. Beyde sollen die Gestalt des Sittlichen tragen, aber auch, so weit es ohne Verletzung desselben geschehen kann, in ihrer Eigenthümlichkeit bestehen.

Der Mann soll, wie das Weib, nach Maximen des Wohlwollens handeln. Weil es die Pflicht so gebeut. Aber daß das Weib dies mit mehr Wärme, mit tiefgefühlter Liebe thut, daß diese Liebe manches bey ihm bewirkt, was sonst durch den Zwang des Gesetzes bewirkt werden muß: das ist schöne Eigenthümlichkeit seines Charakters.

Der Mann soll, wie das Weib, seine Ansprüche mäßigen, nach der Regel des Rechtes und der Billigkeit. Aber das dem Weibe dies weniger schwer wird, weil Demuth bey ihm Naturgefühl ist; das ist schöne Eigenthümlichkeit seines Charakters.

Der Mann soll, wie das Weib, die Forderung der Begierde abweisen, wo sie auf das Verkehrte geht. Aber daß das Weib schon von Natur weniger begehrt, daß es gerne in die Versagung willigt: das ist schöne Eigenthümlichkeit seiner Natur.

Die höchste Aufgabe an den weiblichen Charakter ist die: daß, unter der Herrschaft eines gebildeten sittlichen Gefühles und eines religiösen Sinnes, das Wesen einer reinen Weiblichkeit hervortrete, und sich seinem Ideale immer mehr nähere, daß die Anlagen zu derselben sich entwickeln, daß Verehrung des höchsten Wesens, Freude an allem Wahren, Schönen und Guten, Sanftmuth und Demuth, Keuschheit und Sittsamkeit, Liebe und Häuslichkeit sein Leben leiten, und alle übrigen Tugenden in Einen herrlichen Bund zu sich gesellen.

Allerdings findet sich die sittliche Bildung des weiblichen Herzens durch den bildsamen Charakter des Geschlechtes sehr erleichtert. Aber dadurch wird es doch der eignen Anstrengung nicht überhoben. Dieser Charakter ist meistentheils von der Natur mehr angedeutet als ausgeführt, besteht mehr in günstigen Dispositionen und Anlagen, als in wirklichen Eigenschaften des Herzens und Geistes. Er

ist oft schon irre geleitet und verzogen, ehe die eignen Bemühungen anfangen konnten. Selbst da, wo der Geschlechtscharakter des Weibes sich, so weit es ohne sittliche Selbstbearbeitung möglich ist, entwickelt und behauptet hat: kleben ihm noch viele Schwächen an; selbst da verleitet er noch zu großen Fehlern, die allein das Aufbiethen freyer moralischer Kraft verbessern kann.

Nur durch sittliche Güte erlangt das Weib seinen vollen Adel. Es gibt Tugenden, die im natürlichen Geschlechtscharakter des Weibes nicht gegründet sind, die durch Uebung und Selbstüberwindung erworben werden müssen, und die ihm schwerer werden, als dem Manne.

Das Weib, in welchem ein ruhiges Gleichgewicht aller Begierden, ein lebhaftes sittliches Gefühl und ein warmer religiöser Sinn sich zur Anordnung des Lebens vereinigt haben, ist noch kein sittlich vollendetes Weib. Stärke der Seele muß es dazu erheben.

Stärke der Seele ist aber dem Weibe nicht weniger als dem Manne möglich. Wenn diesem mehr körperliche und Verstandeskraft zu Theil wurde: so ward die Kraft ernstlich zu wollen, sich selbst zu bezwingen, sich das Liebste zu versagen und das Schwerste zu dulden, beyden in gleichem Maße zu Theil.

Herrliche Proben, die alles übertreffen, was

sonst Kühnes unternommen, und Großes geleistet worden ist, hat hiervon Ihr Geschlecht aufzuweisen. Ja auch das Weib kann und soll, im höchsten Sinne des Wortes, Charakter haben.

Dritter Brief.

Richtung des Willens auf das Gute und Heilige.

Die Bildung des Charakters bezieht sich theils auf die Gesinnung, theils auf die Handlungsweise.

Die Gesinnung des Menschen ist der in ihm fest und herrschend gewordene Wille, welcher entweder den sinnlichen Trieb, oder das moralische Gesetz zum Bestimmungsgrunde aufgenommen hat. Die höchste Aufgabe an die Gesinnung ist: daß sie von Achtung gegen das Gute und Heilige erfüllt sey, daß sie sich den Stimmungen, die die Idee des Ewigen erzeugt, und dem Gesetze des höchsten Willens ganz ergeben habe, und nicht bloß in einzelnen Fällen dieses Gesetz ausführe, sondern sich desselben stets bewußt bleibe, und überall mit Rücksicht auf dasselbe sich entschließe und handle.

Dazu wird aber die Gesinnung allein nicht immer hinreichen. Sie liegt mit sinnlichen Neigungen im Streite, die schon von Natur sehr mächtig, und noch dazu durch die Gewohnheit verstärkt sind. In dieser Hinsicht erfordert die Handlungsweise noch eine eigne Bearbeitung, daß sie überall der bessern Gesinnung folge, und daß nach dieser die Neigungen geordnet und geleitet werden.

So erst geht die Gesinnung ins Leben über, und wird zur Tugend, die sich, durch fortgesetzte Uebung, in Güte des Herzens verwandelt.

Mit der sittlich religiösen Gesinnung muß alle moralische Bildung anfangen. Die letztere besteht in einer zusammenhangenden Reihe von Thätigkeiten, von welchen immer eine die andre vorbereitet, bestimmt oder fortsetzt. Das Wollen des Guten ist freylich Werk Eines Augenblickes; aber daß dieses Wollen sich behaupte, daß es über jede Lust siege, und jede Begierde sich unterthan mache, dazu gehört viel. Anhaltende Bemühungen in Bearbeitung der Sinnlichkeit, in Belebung und Befestigung guter Maximen können nur dahin führen. Viele Betrachtungen sind hier anzustellen, die man selten gerne anstellt, viele Maßregeln zu treffen, die nicht wenig beschwerlich fallen. In der innern Natur steht alles in Verbindung, wie in der äussern; dort läßt sich eben so wenig, wie hier etwas überspringen.

Daß wir nun jene Bemühungen anwenden und die nöthigen Mittel ergreifen, wird schon eine gewisse Stimmung für das Gute vorausgesetzt, welche nichts anders seyn kann, als die gute Gesinnung.

Um das Gemüth zur Tugend zu bilden, wird vor allem erfordert, daß man sich selbst genau kenne, und richtig schätze. Dazu gelangt aber, bey den zahlreichen Schwierigkeiten der Selbsterforschung und Selbstwürdigung, und bey den mancherley Blendungen der Eigenliebe, nur derjenige, der schon den ernstlichen Willen besitzt, unparteyisch in sein Inneres zu schauen, und sich gerade so zu nehmen, wie er sich findet, der mithin schon in der Gesinnung die Tugend ergriffen hat.

Nicht anders verhält er sich mit der Verbesserung fehlerhafter Maximen; ihr muß eine Entschließung vorher gehen, die nur dann recht wirksam seyn kann, wenn sie sich auf eine echt moralisch religiöse Gesinnung gründet.

Wo Lust und Vortheil es anrathen, da geschieht freylich, auch ohne veredelte Gesinnung, manches, was die Bildung zur Tugend erleichtert. Aber immer wird es hier an Lauterkeit, Festigkeit und durchgreifender Kraft fehlen. Diese finden sich allein da, wo der gute Wille aus sich selbst den Trieb hernimmt, sich zu unterhalten, zu erweitern und auszuführen, und alle Veranstaltungen zu treffen, die seine Erweisung im Leben angenehmer, nachdrücklicher und standhafter machen.

Das Erste in der Charakterbildung ist die freye Richtung des Willens auf das Sittliche und Religiöse in unsrer Natur, worin man, überzeugt daß hier allein das Würdige und Herrliche der Menschheit sey, sich allen andern Rücksichten und Antrieben entreißt, um sich jenem ganz hinzugeben, und es zum einzigen Bestimmungsgrunde seines Denkens und Handelns zu machen.

Diese Richtung des Willens, welche gleichmäßig das Gute und Heilige umfaßt, und sich der Pflicht wie der Gottheit weiht, ist der Anfang des höhern Lebens; von ihrer Beschaffenheit hängt die Beschaffenheit alles Uebrigen ab, was weiterhin für die sittliche Bildung geschieht. Fehlt es ihr an der nöthigen Stärke und Besonnenheit: so werden daraus nie fruchtbare und anhaltende Bemühungen in der Selbstveredlung hervor gehen.

Sie kann der Wille nur aus und durch sich selbst nehmen. Aeußere Umstände und eigne Gefühle mögen den Menschen wohl zur Besonnenheit wecken, ihm seine moralischen und religiösen Angelegenheiten nahe legen, oder ihn in Stimmungen versetzen, welche dieselbe begünstigen. Aber daß er hierbey verweile, daß er mit Ernst jene Angelegenheiten ins Auge fasse, daß er sie wirklich in seine Maxime aufnehme: das kann allein durch eine That der Freyheit bewirkt werden.

Im Innersten der Menschheit, und das ist der Wille in seiner Freyheit, ist der Grund des sittlichen

Charakters. Dahin dringen aber fremde Anpreisungen nicht. Hier herrscht nur eigne Gewalt und unbedingte Selbstbestimmung. Nie wird Einer ein wahrhaft edler und religiöser Mensch, ohne einmal angelegentlich auf sich selbst zu achten, sich des höchsten Zweckes seines Daseyns durch freye Reflexion bewußt zu werden, und alle Stärke seines Wollens auf denselben zu richten.

Zwar ist es ein eingebornes Gefühl der Achtung, was uns zunächst für die Tugend interessirt. Aber dieses Gefühl bestimmt den Willen nicht; in den meisten Fällen ist es auch viel zu schwach, um es mit den sinnlichen Neigungen aufzunehmen. Der Wille selbst muß sich bestimmen, dieses Gefühl zum herrschenden zu erheben.

Zwar ist es eine unwillkührliche und oft unwiderstehliche Gewalt, womit uns, bey den Offenbarungen des Ewigen in der Natur oder in unserm Gemüthe, die religiöse Stimmung, als Anbetung, oder als Liebe, oder als Vertrauen ergreift. Aber soll diese Stimmung thätige Religiosität werden: so muß der Wille über sie Gewalt bekommen und fest halten; ohne das wird nicht mehr als eine flüchtige Bewegung des Gemüthes bewirkt.

Ein wesentliches Erforderniß der Richtung des Willens auf das Sittliche und Religiöse ist Lauterkeit, welche sich darin zeigt, daß allein Achtung für das Gute und Verehrung des Heiligen sie beseelt. Sinnliche Antriebe und Bewegungsgründe

mögen wohl von dem schon guten Willen angewendet werden, um die sinnliche Natur mit Erfolg zu bearbeiten; aber diesen Willen selbst können sie nicht hervor bringen; er hört eben dadurch auf, ein sittlicher zu seyn, daß er das Sinnliche in seine Maxime aufnimmt.

Das Sittliche hat sein eigenthümliches, abgesondertes Wesen, und dieses kann nicht anders als in dieser Eigenthümlichkeit und Absonderung aufgefaßt werden. Das Sinnliche ist für die Gesinnung unsittlich. Rohen Gemüthern mag man, neben dem Elende des Lasters, die Vortheile der Tugend schildern, um sie zur Empfänglichkeit für das Sittliche zu wecken, und das eingeschlafene sittliche Gefühl wieder anzuregen, aber man erwarte nicht, daß man ihnen damit die gute Gesinnung selbst empfehle oder näher bringe.

Das ist eben die Reinheit und der Adel der Tugend, daß ihr Prinzip, in der Gesinnung, von keinem Eigennutze befleckt wurde.

Der religiöse Mensch mag die Ideen, welche sich auf das Ewige beziehen, seinem Gemüthe oft im sinnlichen Gewande vorhalten, damit sie sich mit demselben mehr befreunden, und es inniger durchdringen. Aber da, wo die religiöse Gesinnung zuerst in ihm Wurzel faßte, muß allein die Majestät des Heiligen, unberührt von irdischem Glanze, dasselbe erfüllt haben, damit echte Religiosität in ihm entstände.

Soll die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige eine wahrhaft sittliche und religiöse Gesinnung und Handlungsweise hervorbringen: so muß sie auch gleich Anfangs Kraft und Nachdruck haben. Man muß sich darin des ganzen Interesses der religiösen Tugend, so wie der Schwierigkeiten, die mit der Ausübung derselben verbunden sind, bewußt seyn. Alle Kräfte der Seele müssen an derselben Antheil nehmen, und die Verehrung ihrer Würde muß frohe Bereitwilligkeit erzeugen, ihr jedes andre Streben unterzuordnen.

In dieser Hinsicht hält sie die Mitte zwischen dem bloßen Wunsche und dem frommen Enthusiasmus. Im Wunsche kann man nicht zur That kommen. Man findet die Tugend annehmlich, ihre Belohnungen und Freuden reitzend; man vermag nicht ihr seine Achtung zu versagen. Aber das Gefühl von dem allem ist nicht stark genug, um zu den Anstrengungen und Aufopferungen zu bewegen, welche sie fordert. Man möchte gerne tugendhaft seyn, wenn man es, ohne eignes Zuthun, durch eine Gunst des Glückes werden könnte. Aber dabey bleibt es.

Nicht der Wille — bloß Phantasie und Neigung sind im Wunsche beschäftigt. Darum kann er allein, wenn er auch noch so lebhaft würde, keine Bildung des Charakters begründen. Unter allen gemeinen und schlecht denkenden Menschen ist vielleicht nicht Einer, der nicht oft diesen Wunsch

hägte; das sittliche Gefühl müßte dann ganz in ihm erstorben seyn.

Der moralische Enthusiasmus ergreift in einzelnen Momenten das Gemüth mit großer Gewalt. Man wähnt sich über alles erhaben, und stark zu jeder That, wie zu jeder Verläugnung. Glänzend sind für diesen Moment seine Erweisungen. Aber so schnell er aufbraust, so schnell verfliegt er wieder. Das ungestüme Treiben und die unnatürliche Spannung sind von keiner Dauer.

Auch er ist ein Product der Sinnlichkeit, die moralische und religiöse Gefühle, wie die Phantasie sie mischte, in sich aufgenommen hat. Auch in ihm ist kein entschlossenes Wollen. Es gibt Veranlassungen genug, die das Gemüth in eine solche Begeisterung versetzen, aber auch Erfahrungen genug, daß sie keine bleibenden Folgen zurück lassen.

Die sittliche und religiöse Richtung des Willens ist allerdings voll Wärme; aber diese Wärme ist eine besonnene. Sie ist das Werk weiser Ueberlegung und ruhiger Würdigung — die Frucht der Einsicht, daß alles andre gegen die Majestät der Tugend klein sey, und mit ihr nicht verglichen werden könne; darum bleibt sie sich immer gleich.

Ohne eine gewisse Entwickelung des moralischen und religiösen Sinnes, ohne Kenntniß der moralischen und religiösen Angelegenheiten, ohne Tiefe und Innigkeit des Gemüthes und ohne Be-

wußtseyn der Freyheit ist es nicht möglich, daß sich der Wille entschlossen und ernstlich auf das Gute und Heilige richte.

Vom moralischen und religiösen Sinne geht alle Bildung des Charakters aus. So lange dieser Sinn noch nicht erwacht ist, ist auch die Aufgabe einer solchen Bildung noch nicht vorhanden. Das sittliche Gefühl muß uns darüber belehren, daß eine gewisse Art zu denken und zu leben die würdige sey, und uns antreiben; sie uns zu eigen zu machen. Menschen, bey denen sich das sittliche Gefühl bloß in schwachen und dunkeln Regungen zeigt, ahnden es kaum, daß sich etwas Beßres und Vernünftigeres denken lasse als das, was Lust und Vortheil sie immer gelehrt haben, und wobey sie sich erträglich wohl befinden. Es kann ihnen nie Bedürfniß seyn, ihr Gemüth auf etwas Anderes zu richten.

Vergebens sind alle Anpreisungen des Guten, wenn ihnen nicht das eigne Gefühl den Stempel der Gültigkeit aufdrückt. Und wie soll der Geist sich zum Unsichtbaren erheben, wenn nichts ihn über das Sichtbare, das Sinn und Gedanken fesselt, hinaustreibt? wie soll er sich dem Ewigen weihen, wo nichts in seinem Innern für dasselbe spricht?

Wer noch nicht gelernt hat, in den Wundern der Natur den Unendlichen mit Bewunderung zu erkennen, in der Schönheit den Geist der Liebe zu verehren, und in den ernsten Gerichten der Welt

die Wege der Weisheit anzubeten, wer sich noch nie nach etwas Besserm sehnte, als was die Wirklichkeit gewähren kann: der ist auch nicht im Stande, durch Religion sein Gemüth zu bilden.

Je lebhafter der Unterschied des Guten und Bösen empfunden wird; je leichter die Gefühle der Anbetung, der Liebe und des Vertrauens sich unsrer bemächtigen; je stärker die Ideen der Tugend, der Gottheit und des ewigen Daseyns das Gemüth ergreifen: desto mehr ist die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige in uns vorbereitet.

Darf es uns wundern, daß wir diese Richtung selten finden, wenn wir überall so viel geistige Rohheit, so viel moralischen Stumpfsinn und eine so große Verwahrlosung alles dessen antreffen, was den Menschen der Indolenz eines thierischen Lebens entreißen kann? Wenn das sittliche Gefühl noch häufige Pflege findet: so ist doch nichts gewöhnlicher, als daß die religiösen Anlagen entweder in der Kälte des Weltlebens oder in der Dürre leerer Schulformen gänzlich erstickt werden.

Uns allen wohnt das Verlangen bey, das über die Welt hinausgeht; aber es wird uns entweder als eine Thorheit ausgeredet, oder man gibt uns etwas andres, worüber wir es vergessen sollen, und gewöhnlich schnell genug vergessen.

Die Entwickelung des religiösen und moralischen Sinnes muß in Kenntniß der religiösen und moralischen Angelegenheiten übergehen,

wenn sie der Charakterbildung zu einer sichern Grundlage dienen soll. Wir müssen mit dem Wesen und den Forderungen der Tugend, in ihrem ganzen Umfange, mit ihrem Verhältnisse zu unsrer sinnlichen und geistigen Natur, mit den Bedingungen ihrer Reinheit und Würde, und mit ihrem Einflusse auf alle Bestimmungen des Lebens, wenigstens einiger Maßen, bekannt seyn; wir müssen wissen, woher sie stamme, und mit welchem Ansehen sie gebiethe: wenn wir uns im Stande sehen wollen, sie, dem Geiste nach, in uns aufzunehmen, und ihr unser Daseyn zu unterwerfen.

Wenn es gleich nicht möglich ist, die Ideen der Religion, ihrer Natur nach, zu begreifen: so ist doch erforderlich, daß uns ihre Beziehung zu unsern Anlagen und Bedürfnissen klar werde, daß wir uns in unsern religiösen Gefühlen, Stimmungen und Erwartungen selbst verstehen, daß wir die Verbindung der Moralität und Religiosität einsehen, daß sich uns in der letztern der heiligende, stärkende und erfreuende Geist des Lebens offenbare, und daß wir im Stande seyen, sie von den Entstellungen der Grübeley und der Schwärmerey zu scheiden, damit sie das Prinzip einer frommen Gesinnung in uns werde.

Bey aller Entwickelung des sittlichen und religiösen Gefühles, und bey aller Kenntniß der moralischen und religiösen Angelegenheiten, wird es doch nie zu der Richtung des Willens auf das Höhere

kommen, wenn das Gemüth oberflächlich ist, zu wenig auf das achtet, was in ihm selbst vorgeht, von allem nur flüchtige Eindrücke empfängt, ohne etwas zu verarbeiten und in ein Eignes zu verwandeln.

Oberflächlichen Gemüthern erscheint alles als etwas Fremdes. Selbst die sittlichen und religiösen Regungen, die sie in sich finden, ziehen sie nicht weiter an, und beschäftigen ihr Nachdenken nicht weiter. Das Wollen kann in ihnen nicht reif werden, weil sie nichts lange genug fest halten, und weil nichts stark genug bey ihnen eindringt.

Vernünftige Selbstbesinnung und Erhöhung des moralischen Bewußtseyns ist das Wesentliche in der Richtung auf das Gute und Heilige. Dazu sind aber nur solche Gemüther disponirt, die Tiefe und Innigkeit haben, in denen das Bewußtseyn ihrer höhern Angelegenheiten lebendig geworden ist, die oft bey sich selbst einkehren, die alles mit Umsicht, mit Erwägung ihres wichtigsten Interesses, mit deutlichem und entwickeltem Selbstgefühle denken und thun, und alles auf ihre Bedürfnisse beziehen.

Endlich setzt die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige auch noch voraus, daß man seiner Freyheit inne geworden sey, daß man wisse, man könne sich für das Sittliche und Religiöse entschließen, und es komme hierbey nur auf ernstliches Wollen an. Die meisten haben hier

von keine Ahndung. Verloren in das Treiben der sinnlichen Welt, einzig damit beschäftigt, Lust zu erwerben und genießen, beherrscht und bestimmt von der jedesmaligen stärkern Begierde, haben sie nie daran gedacht, ein eignes Leben in sich zu gründen, und sich aus eigner Kraft zu etwas Höherm zu erheben. Wenn es ihnen auch nicht an moralischem Gefühle und religiösem Sinne gebricht: so wirken doch beyde in ihnen, wie jedes andre Naturgefühl, ohne daß dabey ein reines Selbstvermögen in Anspruch genommen wird.

Das moralische Gefühl geht erst dann in Bewußtseyn der Freyheit über, wenn wir es in seinem Zusammenhange mit der ganzen Natur des Menschen und besonders in seiner Entgegensetzung gegen die Triebe der Sinnlichkeit, nicht bloß denkend erkennen, sondern selbst finden; wenn es sich in uns so entwickelte, daß es uns einen Widerspruch mit uns selbst offenbart, der nicht anders zu lösen ist, als durch entschlossenes Aufbiethen eigner Kraft.

Die volle Ueberzeugung der Freyheit entsteht nur aus eigner Erfahrung im freyen Richten des Willens auf das Höchste. Aber ohne ein gewisses Gefühl derselben ist es nicht möglich, diese Erfahrung zu machen. Nichts wirkt darauf mehr hin, als Uebung in selbstthätigen Aeußerungen des Geistes, wie im Aufmerken, im Nachdenken, und im Handeln wider das, wozu gerade jetzt der Lustsinn antreibt, so wie nichts mehr von

der Freyheit entfremdet, als das leidende Hingeben an Empfindungen und Triebe.

Freyheit ist der höchste Grad von Selbstthätigkeit, und obgleich nicht jede selbstthätige Aeußerung eine freye ist: so bereitet doch jede auf sie vor. Menschen, in welchen große Kräfte sich regen, oder welche frühe an Anstrengung und Resignation gewöhnt wurden, gelangen leicht zu einem entschiedenen Bewußtseyn der Freyheit.

Sehr begünstigt wird überdem die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige durch eine ernsthafte Stimmung. Ich meyne damit nicht jenen finstern Ernst, der ein Feind alles Frohsinnes ist, und dem das Leben immer in trübem Lichte erscheint — ich meyne jenen weisen, der sich in der Lust des Lebens nicht vergißt, der der Freude gerne das Herz öffnet, aber nie an sie die Besinnung verliert, der alles Beherzigenswehrte wirklich beherzigt, der der Einladung zum Nachdenken gerne folgt, und sich auch solcher Betrachtungen nicht entschlägt, welche unangenehm sind.

Der Ernsthafte vernimmt die Aussprüche des sittlichen Gefühles lauter und unzweydeutig. Er achtet auf die Regungen des Gewissens. Er gibt sich den Ansichten und Eindrücken hin, welche den religiösen Sinn nähren und beschäftigen. Er fühlt tief die Bedürfnisse, welche allein durch Tugend, Glauben und Verehrung befriedigt werden können. Dem Ernsthaften ist es recht klar, wie wenig das

Leben sey ohne sittliche Würde und ohne die Hoffnung des Bessern. Der Ernsthafte beschäftigt sich oft mit seinen ewigen Angelegenheiten, und befreundet sie dadurch seinem Gemüthe inniger. Der Ernsthafte ist vorzüglich geschickt, sich zum freyen Wollen zu erheben, und sich der Gedankenlosigkeit und Trägheit zu entreißen, welche die wichtigsten Hindernisse dieses Wollens sind.

Der Charakter des Sittlichen ist Ernst, den die Religion durch Ruhe und Liebe mildert; darum ist Ernst im Gemüthe wohlthätig für beyde.

Sie sehen, wie viel die Erziehung zur Bildung des moralisch-religiösen Charakters beytragen könne und müsse. Alles, was die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige voraussetzt, muß, so weit es durch menschliche Bemühungen zu erreichen ist, aus ihrer leitenden und pflegenden Hand kommen. Denn wie ist zu erwarten, daß man selbst für seine Veredlung etwas thue, ehe man den Willen dazu hat?

Sie sehen aber auch, was die Erziehung leisten muß, damit sie zur Tugend und Religiosität führe. Sie muß das sittliche und religiöse Gefühl schärfen und beleben, indem sie ihm Gegenstände vorhält, welche beyde anregen, und ihn zu denjenigen Thätigkeiten der Seele reizt, aus welchen diese Gefühle entstehen. Sie muß ihm behülflich seyn, die Kenntniß seiner sittlichen und religiösen Angelegenheiten aus sich selbst zu erzeugen: denn hier hat nur das

Leben, was sich im eignen Gemüthe entwickelte. Sie muß das Gemüth bewahren vor der Oberflächlichkeit und dem flüchtigen Geiste der Zeit, der alles in Spiel zu verwandeln strebt. Sie muß ihm Tiefe und Innigkeit geben, indem sie es gewöhnt, jeden Eindruck rein aufzufassen und zu verarbeiten, sich überall selbst zu beachten und zu verstehen, und mehr in sich als außer sich zu leben. Sie muß ihn zur Selbstthätigkeit wecken, in der Anstrengung üben, und ihn dahin bringen, daß ihm der Widerspruch seiner sinnlichen und moralischen Natur fühlbar werde. Sie muß ihn endlich zu jenem Ernste stimmen, der alles mit klarem Blicke durchschaut, nach richtigen Grundsätzen würdigt, und auf wesentliche Bedürfnisse bezieht.

Zur Sittlichkeit und Religiosität kann man den Menschen nicht abrichten; weil hier alles im freyen Wollen gegründet ist. Aber wohl kann man dem Gemüthe Fertigkeiten verschaffen, die dieses freye Wollen unterstützen.

Trefflich ist auch der sittlich religiöse Verein, den das Christenthum beabsichtigte, darauf berechnet, dem Menschen wohlthätige Antriebe zu jener Richtung des Willens auf das Gute und Heilige zu geben. Hier sollte das sittliche Gefühl geweckt — hier der religiöse Sinn genährt werden. Alles sollte hier dem Menschen das Unendliche und Ewige näher bringen; alles sollte ihm seine ewigen Angelegenheiten in ihrer Größe und Richtigkeit dar-

stellen; alles sollte ihn an seine Bestimmung erinnern, und zum freudigen Streben einladen; alles sollte ihn dahin stimmen, daß es ihm leicht werde, sich der Erde zu entreißen, und sich dem Göttlichen hinzugeben.

Endlich findet die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige auch in mancherley Ereignissen und Erfahrungen des Lebens nicht geringe Unterstützung. Wenn uns plötzliche Glücksumwälzungen die Eitelkeit — wenn uns der Anblick oder das eigne Gefühl mannichfaltiger Noth das Elend — wenn uns unerfüllte Wünsche und unbefriedigte Bedürfnisse die Armuth alles Irdischen lebhaft darstellen; wenn uns erschütternde Beyspiele über das Verderben des Lasters belehren, wenn in traurender Schwermuth die Sehnsucht nach etwas Höherm und Besserm sich des Herzens bemächtigt; wenn Reue über ein Vergehen uns beugt; wenn das Gewissen seine Stimme lauter und nachdrücklicher erhebt; wenn ein ungewöhnlicher Ernst uns aus dem gewöhnlichen Leichtsinne weckt; wenn große Wahrheiten unerwartet ins Licht treten; wenn ein kraftvoller Ausspruch das Gemüth ergreift; wenn der Geist der Welt sich uns in herrlichen Wundern offenbart: dann ist Einer der geweihten Momente da, in welchen das höhere Leben gerne beginnt; dann wird nur ein geringer Grad von Selbstthätigkeit erfordert, damit der Wille sich ernstlich auf das Gute und Heilige richte.

Vierter Brief.

Wie die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige zu bewahren sey.

Die Richtung auf das Gute und Heilige muß in der Seele herrschend werden; erst dann bildet sie sich zu der edeln Gesinnung aus.

Dazu gehört vor allen andern, daß sie sich behaupte. Dies ist aber keine geringe Aufgabe. Jene Richtung ist an sich dem Willen fremd. Er war schon lange, ehe man sich des Guten und Heiligen bewußt ward, in mancherley Begierden, wie das Gefühl der Lust ihn leitete, auf das Sinnliche gerichtet. Die Richtung auf etwas, woran keine sinnliche Lust reicht, das vielmehr aller sinnlichen Lust entgegen steht, kann nur das Werk einer freyen Anstrengung, eines entschlossenen Selbstzwanges seyn.

Man muß sich dem gegenwärtigen Zustande entreißen, um das Höhere zu fassen. Leicht läßt man

daher dasselbe wieder fahren! Nicht von selbst dringt es sich dem Menschen auf, während tausend andre Dinge sich ihm von selbst aufdringen, die ihm bekannter und geläufiger sind, die mit größerer Stärke auf ihn wirken, und, wenn nicht ernstliche Bemühungen dagegen schützen, jenes bald in Vergessenheit bringen. Ihnen darf man sich nur hingeben, und darin einer süßen Lockung folgen. Jenes erfordert Ernst, Besinnung und Thätigkeit.

Unaufhörlich ist der Geist beschäftigt. Ein Gedanke zieht den andern — eine Empfindung die andre hin. Die sinnlichen Vorstellungen ketten sich durch natürliche Verwandtschaft an einander; sie erwecken einander, und verdunkeln alles, was nicht in ihre Reihe gehört.

Die angewöhnte sinnliche Stimmung lenkt die Aufmerksamkeit von allem ab, was nicht sinnlich ist. Tief eingewurzelte Begierden widerstreben dem Zwange der Sittlichkeit und der Religion; sie ziehen das Gemüth fast unwiderstehlich an, und gewinnen seine Kräfte und Bestrebungen. Ueberall sind wir von sinnlichen Gegenständen umgeben; überall fesseln uns sinnliche Reitze; überall laden sinnliche Genüsse uns ein — und dabey fehlt es nicht an Situationen und Beschäftigungen, welche diese Gewalt verstärken.

Darf es uns da wohl wundern, wenn so manche schöne Blüthe herrlicher Gesinnung nie aufgeht?

Sie sehen, daß schon die Bewahrung jener Richtung des Willens, nicht geringe Schwierigkeiten hat.

Laßen Sie mich die vornehmsten Regeln, die sich hierauf beziehen, anführen.

Die erste ist: verliere dich nicht zu weit in die Welt.

Unter der Welt verstehe ich hier alles, was, außer uns, die Sinne reitzt, die sinnliche Aufmerksamkeit beschäftigt, und die Phantasie mit angenehmen Bildern erfüllt; leblose Gegenstände und Menschen, Arbeiten, die wir verrichten, Genüsse, denen wir uns hingeben, und Zwecke, die wir uns vorsetzen.

Der Geist, der in der sittlich religiösen Gesinnung lebt, ist ein andrer, als der Geist der Welt. Zwar weiß er sich auch mit der Welt zu befreunden, aus derselben Nahrung zu ziehen, und sie für seine Bildungen zu benutzen. Aber dies gelingt ihm nur dann, wenn er sich über sie erhebt.

In der Welt wird Tugend geübt; im Genießen und Entsagen, im Lieben und Geringschätzen, in der Behandlung von Gütern und Menschen gibt sich das edle Gemüth zu erkennen. In den mannichfaltigen Formen der Welt offenbart sich das Ewige. Soll uns aber die Welt so erscheinen: dann müssen wir sie mit heiligem Sinne betrachten; dann darf sie nicht über uns herrschen, und für ihr eigenthümliches Interesse unser Herz einnehmen.

Dieses letztere ist ein sinnliches, und in so fern der edeln Gesinnung, als ein unheiliges, entgegen.

Wir verlieren uns zu weit in die Welt: wenn wir uns an gewisse Verrichtungen, Unterhaltungen, Gegenstände und Menschen so gewöhnen, daß wir ohne sie nicht glauben leben zu können; wenn sie unsre ganze Aufmerksamkeit fesseln; wenn wir auf sie alles beziehen, und nach ihnen alles berechnen; wenn wir ihnen allein unser Nachdenken und unsre Kräfte widmen; wenn wir um sie immer beschäftigt seyn müssen; wenn wir keinen andern Genuß des Lebens kennen, als den, welchen sie uns gewähren; wenn wir um ihretwillen die größte Sorge tragen, alles thun, und alles aufopfern.

Damit kann keine ernstliche Richtung des Willens auf das Gute und Heilige bestehen. Wenn wir uns so in die Welt verlieren: dann wird der sinnliche Theil unsrer Natur, zum Nachtheil des edlern, zu sehr verstärkt; wir werden uns selbst fremd; unsere höhern Angelegenheiten werden uns unwichtiger; die Erinnerung an sie wird seltener und schwächer; das Gemüth wird vereitelt, und für das Große immer mehr seiner Empfänglichkeit beraubt, dem Kleinen immer mehr geöffnet; seine Gedanken bewegen sich in einem engen Kreise, da doch die Würde der Gesinnung Weite verlangt. Die Gefühle für Gott und die Tugend, woraus die Gesinnung ihre Nahrung zieht, büßen immer mehr von ihrer Wärme ein. Der Sinn für das Ernste im Leben stumpft sich ab; und dieses Leben wird nur in seinen Er-

scheinungen, nie in seinen Fähigkeiten und in seiner Aufgabe gefaßt.

Die beständige Richtung des Willens auf das Gute und Heilige fordert, daß man an sich halte, sich gleich bleibe, und eine gewisse Einheit und Festigkeit des Charakters behaupte. Menschen, die sich in der Welt verlieren, sind gewöhnlich einem flüchtigen Wechsel aller Gedanken, Empfindungen und Wünsche unterworfen. Gewohnt, vom Einen zum andern zu eilen, und immer nach etwas Neuem und Interessanterm zu haschen, können sie nie recht zu sich selbst kommen und nirgends ausdauern; sie sind zu nichts weniger geeignet, als dazu, etwas ernstlich und standhaft zu wollen.

Die anhaltende Richtung auf das Gute und Heilige fordert ruhige Besinnung und rüstige Kraft. Wer sich in der Welt verliert, den betäuben und verwirren ihre mannichfaltigen Angelegenheiten, Geschäfte und Auftritte, der wird von ihr verzärtelt und verweichlicht, und zu einem Geschöpfe gebildet, das sich ganz von Eindrücken regieren läßt, nirgends widerstehen, und sich selbst bestimmen kann.

Die anhaltende Richtung auf das Gute und Heilige fordert ein freyes Gemüth. Wer sich in der Welt verliert, der wird immer abhängiger, seine Bedürfnisse vermehren sich, und seine Leidenschaften bekommen größere Gewalt über ihn.

Eine eigne Aufmerksamkeit verdienen in dieser Hinsicht Zerstreuungen und Lustbarkeiten,

Arbeiten und das Verhältniß zu Menschen.

Zerstreuungen sind ein wohlthätiges Mittel der Stärkung und der Erheiterung für den Geist. Er erträgt es nicht, sich unaufhörlich mit Einer oder mit wenigen Ideen zu beschäftigen, und dieselbe anspannende Thätigkeit für Einen oder für wenige Zwecke anhaltend fortzusetzen; vorzüglich, wenn jene Ideen und diese Thätigkeit ernsthafter Art sind, und wenig sinnliches Interesse haben.

Nichts ermüdet schneller, als das Einförmige, welches mit Anstrengung verbunden ist. Nichts erfrischt die müde Kraft aber auch mehr und schneller, als das abwechselnde Spiel mannichfaltiger Gedanken und Empfindungen; besonders, wenn diese selbst angenehm sind, ohne tief einzugreifen, die Sinne, die sie ergötzen, nur flüchtig fesseln, und das Leben in lachenden Gestalten vor uns vorüberführen.

Aber leicht reißt auch die Zerstreuung das Gemüth hin; leicht geht sie, wenn wir sie uns oft gestatten, in Zerstreuungssucht über. Und dann ist es fast immer um die Sittlichkeit und Religiosität des Gemüthes geschehen. Alles wird uns zum Spiele; und was wir nur erträglich finden sollen, muß Spiel seyn. Wir fliehen nichts mehr als den Ernst und das Nachdenken. Das bunte Gemische des Fröhlichen, was uns überall umgibt, läßt uns weder Zeit noch Kraft, auf die Stimme im Innern zu hören, die nun auch immer leiser spricht. Die

Gefühle, welche sich auf Gott und die Tugend beziehen, werden dem Gemüthe immer fremder, das des Eiteln so voll ist.

Der Weltsinn tödtet den Sinn für das Ewige. Wir werden immer mehr in die Welt verwickelt; durch immer neue Erscheinungen, die sie uns vorführt, Einrichtungen, die zu treffen, Hindernisse die zu entfernen, Absichten die zu erreichen sind, stiftet sie immer neue Bündnisse zwischen sich und dem Herzen, das zuletzt alle Kraft verliert, sich loszureißen. Man sucht wieder andre Zerstreuungen auf; entweder um die Leere auszufüllen, welche die frühern übrig ließen, oder um das peinliche Bewußtseyn, daß man verwildere zu unterdrücken.

Noch gefährlicher werden diese Zerstreuungen, wenn sie von der lauten, rauschenden Art sind, die man gewöhnlich Lustbarkeiten nennt. Wie ein Schwindel ergreift hier oft das Laster das Herz, und zieht es in sein Verderben hinab. Hier ist es oft das Werk Eines Augenblickes, unordentliche Leidenschaften anzuregen, denen man nicht widerstehen kann, und alle Stärke edler Gefühle und fester Grundsätze zu vernichten.

Nur mit großer Vorsicht sollte man sich deswegen Zerstreuungen erlauben; um so mehr, je mehr man seine Schwäche kennt, und je leichter man dem sanften und doch so mächtigen Zuge der Freude folgt.

Dem weiblichen Leben sind sie vorzüglich verderblich. Ja so manchem ward schon auf den Sammelplätzen der wechselnden Lust, die Tugend mit der Wurzel ausgerissen, und so manches, dessen Unschuld treu bewahrt wurde, ward hier unheilbar verletzt.

Zerstreuungen muß man sich sparsam hingeben; nicht wenn üble Laune, die sich auch durch andre Mittel verscheuchen läßt, oder Neigung uns dazu einladen, sondern, wenn es uns wirklich Bedürfniß ist, uns bey ihnen zu erhohlen.

Je mehr wir zu derselben Hang bey uns antreffen; desto mehr müssen wir dieselben einschränken.

Nie dürfen wir es bis dahin treiben, daß das, was uns stärken soll, uns nachher mißmuthig und verdrossen macht.

Nie darf uns die Zerstreuung aus dem stillen und friedlichen Kreise führen, den uns das Schicksal dazu angewiesen hat, daß wir ihn mit unserm Leben ausfüllen sollen. Nie darf sie uns in Verhältnisse treiben, die nicht für uns gehören. Nie darf sie uns berauschen und betäuben; nie mit den Empfindungen streiten, die die Quelle unsers bessern Daseyns sind; nie das Bewußtseyn der Angelegenheiten verdrängen, an denen die Würde und das Heil unsers Lebens hängt.

Arbeitsamkeit ist an sich für die edle Gesinnung des Gemüthes sehr vortheilhaft. Sie wehrt manchen Eindrücken, die dasselbe verderben würden. In müßigen Stunden werden sehr oft die Keime

des Bösen von einer üppigen Leidenschaft befruchtet. Zum stillen Fleiße gesellt sich gerne der Gedanke an Gott; im stillen Fleiße wird das Gute am schönsten geübt.

Sind unsre Geschäfte von der Art, daß wir in der Führung derselben nie weit aus uns heraustreten dürfen, daß sie uns nur durch die bessern Neigungen mit der Welt verbinden, und daß durch sie keine starken Leidenschaften geweckt, keine heftigen Gemüthserschütterungen hervorgebracht werden: dann bedarf es in Ansehung ihrer kaum einer Vorsichtsregel.

Desto mehr bedarf es derselben da; wo das, was wir zu verrichten haben, uns in eine unruhige Thätigkeit stürzt, den Geist stark anspannt, und in vieler Hinsicht beschäftigt; wo der Erweiterungstrieb gereizt, die Eitelkeit genährt, die Liebe zu Geld und Ansehen beträchtlich erhöht wird, und wir oft zu andern Menschen in ein feindseliges Verhältniß gesetzt werden.

Hier haben wir sehr darauf zu sehen, daß unsre Arbeiten uns nicht zu weit aus uns selbst hinaus führen, daß sie nicht einzig Geist und Herz gefangen nehmen, daß sie nicht alle höhern Gedanken und Bewegungen des Herzens verdrängen, und uns unsern letzten Zweck in dem finden lassen, was durch sie zu erreichen steht.

Nie sollen wir uns auf mehr einlassen, als wir verrichten können, ohne unsre Kräfte zu erschöpfen,

und unsern Geist zu versäumen. Nie sollen wir dem sinnlichen Interesse unserer Arbeiten zu viel Gewalt einräumen. Nie soll unser Eifer bey denselben ein leidenschaftlicher werden.

Stets sollen wir sie aus einem höhern Gesichtspuncte betrachten, und mit unsern religiösen und sittlichen Angelegenheiten in Verbindung bringen. Nie sollen sie uns gegen unsern sittlichen und religiösen Zustand verblenden.

Auch unser Verhältniß zu Menschen kann uns zu stark an die Welt fesseln, und dadurch der Gesinnung schaden. Dies wird da der Fall seyn: wo sie uns, als sinnliche Geschöpfe, zu sehr interessiren; wo ihre Gunst und die Vortheile, welche sie uns verschaffen können, für uns zu viel Wehrt haben; und wo wir uns in zu weitläufige Verbindungen mit ihnen einlassen.

Leicht steckt uns das Irreligiöse und Unsittliche in ihrer Weise zu leben an. Leicht theilt sich uns die leichtsinnige Stimmung, welche sie, in Ansehung wichtiger Angelegenheiten, äußern, mit. Leicht wird, über dem Verkehr mit ihnen, dasjenige vergessen, was uns am meisten beschäftigen sollte. Leicht wird Furcht oder Gefälligkeit uns bewegen, das zu verläugnen, oder dem entgegen zu handeln, was uns heilig ist. Leicht werden wir durch sie mit Thorheiten ausgesöhnt, oder für Thorheiten gewonnen, die uns an sich zuwider sind.

Das alles ist nicht zu besorgen: wenn wir, in unserm Verhältnisse zu Menschen, das sinnliche Interesse dem moralischen und religiösen unterordnen, und durch dieses Interesse unsre Bündnisse mit ihnen schließen; wenn wir sie als moralische Geschöpfe betrachten und schätzen, und uns ihnen in dem Maße hingeben, als sie, mit unsrer Liebe, auch unsre Achtung verdienen. Dann kann die Verbindung mit ihnen ein heilsames Mittel der Beförderung einer sittlich religiösen Gesinnung werden.

Fünfter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Aus der, in meinem letzten Briefe, entwickelten Regel, folgt gewisser Maßen von selbst die andre: suche oft die Einsamkeit. Wer häufig in der Welt lebt, kann kaum verhindern, daß die Welt für ihn ein zu starkes Interesse erhalte. Ueberall umgeben ihn ihre Güter, Beschäftigungen, Sitten und Einladungen; und leicht gewinnt das unser Herz, was sich unsern Blicken unaufhörlich darstellt, woran sich unser Auge gewöhnt hat, und was uns durch das allgemeine Beyspiel empfohlen wird.

Wenn wir häufig unter Menschen sind: so nehmen wir nicht allein unwillkührlich von ihnen an, sondern wir betrachten es auch als nothwendig, daß man sich ihnen gleichstelle. Wir müssen uns mit ihnen zerstreuen, mit ihnen leichtsinnig und für sinn-

liche Zwecke ängstlich besorgt seyn, um uns nicht zu sehr von ihnen zu unterscheiden, und um von ihnen geduldet zu werden.

Wer häufig in der Welt lebt, beurtheilt die Dinge selten nach richtigen Grundsätzen, nach ihrem wahren Wehrte, und nach seiner Einsicht von ihrem Einflusse auf sein wahres Wohl — aber fast immer nach den Vorurtheilen der Menge, nach den Grundsätzen, die sich zufällig allgemein geltend gemacht haben, ob ihnen gleich nichts weniger als Gültigkeit zukommt.

Wirklich bekommen hier, durch die Rücksicht, welche der Eine auf den andern zu nehmen hat, und durch das vielfältige Gegeneinanderstreben manche Dinge einen hohen Wehrt, die an sich entweder gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen haben.

Für das alles ist öfteres Einsamseyn ein treffliches Schutz- und Heilmittel.

In der Einsamkeit leben wir uns selbst. Hier verschwinden die Gaukeleien, die in der Welt stets auf uns eindringen, und uns für das Aeußere und Fremde einnehmen.

Hier haben wir Gelegenheit, uns zu sammeln, und uns an unser höchstes Interesse zu erinnern, die Eindrücke, die die Welt auf uns machte, zu prüfen und das Schädliche darin zu vertilgen.

Hier hören wir wieder die Stimme des eigenen Bedürfnisses, die in der Welt so oft, unter den lauten Anpreisungen der Menge, verstummen muß.

Hier verschwindet der Zauber, den das Vorurtheil geringfügigen Dingen leiht; und sie treten zurück in ihr wahres Verhältniß zu unserm Leben.

Die Einsamkeit stellt überdem die Eintracht wieder her, die in der Welt so oft zerrissen wird, und die doch ein so wesentliches Erforderniß zur Erhaltung einer edlen Gesinnung ist. Die Einsamkeit rettet uns aus der Betäubung, in welche uns das Geräusch und Gedränge der Welt so oft versetzt, und bringt eine Stille in unser Gemüth, die dasselbe allen großen und ernsten Gedanken öffnet.

In der Einsamkeit werden die Aussprüche des Gewissens wieder vernommen, die man in der Welt so oft überhört. Die Einsamkeit gibt dem moralischen und religiösen Gefühle die Nahrung wieder, welche ihm in der Welt so oft entzogen wird.

In der Einsamkeit sammelt das Gemüth neue Kraft zum ernstlichen Selbstwollen; während uns das Treiben in der Welt so oft der ganzen Gewalt der Begierde Preis gibt. In der Einsamkeit müssen sich die Grundsätze bilden, nach welchem wir in der Welt zu urtheilen und zu handeln haben, um uns selbst getreu zu bleiben.

In der Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt fühlen wir uns der übersinnlichen näher, und mächtig zu ihr empor gezogen. Erhaben über das Sichtbare stärkt sich da das Herz, den Streit mit diesem zu bestehen.

Alle, die ihren Geist unverrückt auf das Gute und Heilige gerichtet hielten, sind oft einsam gewesen. In der Stille des Zimmers und im Schooße der Natur haben sie die Stunden verlebt, die die Rettung ihrer bessern Menschheit waren, und ihren Geist zu dem Ernste reiften, worin ihre Tugend fest stand.

Aber nicht Hang zum Trübsinn, nicht Welt- und Menschenhaß, nicht der Reitz eines schwelgenden Phantasiegenusses — sondern freyer Entschluß, sittlich religiöses Bedürfniß muß uns in die Einsamkeit führen, und uns da unsre Beschäftigung anweisen, wenn diese für unsre Gesinnung wohlthätig werden soll.

Die dritte Regel zur Bewahrung der Richtung auf das Gute und Heilige ist die: laß deine sinnlichen Gefühle und Neigungen nicht zu stark werden: Sinnliche Gefühle und Neigungen sind es ja, welche sich nicht bloß in einzelnen Fällen gegen die Herrschaft der Sittlichkeit und Religiosität im Gemüthe auflehnen, sondern auch im Ganzen den Sinn für diese schwächen, und die Stimmungen nicht aufkommen laßen, aus welcher sie ihr Leben empfangen.

Der sinnliche Mensch dürstet immer nach gröbern oder feinern Genüssen; die edle Gesinnung fordert aber, in ihren Anfängen, mehr zur Anstrengung auf, als sie Genuß gibt. Der sinnliche Mensch verlangt immer nach dem, was die körperlichen Orga-

ne erschüttert; das Göttliche aber, wovon die edle Gesinnung erfüllt ist, ist dem körperlichen Organe fremd, es fordert freye Thätigkeit des Geistes. Der sinnliche Mensch würdigt alles nach den Freuden oder dem Nutzen, welche es ihm verschaffen soll; mit Freuden und Nutzen hat aber das höhere Leben nichts gemein.

Je sinnlicher man wird; je stärker sinnliche Empfindungen uns ergreifen; und je heftiger die sinnliche Begierde in uns entbrennt: desto weniger wird die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige von langer Dauer seyn.

Sinnliche Empfindungen und Begierden sind aber schon von Natur stark. Sie hangen mit dem Lebensgefühle innigst zusammen. Es ist die Stärkung und Erhöhung des Lebens; was uns an ihnen interessirt.

Alles, was uns umgibt, wirkt zunächst auf uns durch Sinnlichkeit. Die Erziehung und das Verhältniß zu Menschen sind gewöhnlich auch mehr dazu geeignet, die Sinnlichkeit zu begünstigen, als ihre Gewalt zu vermindern. Ueberdem fehlt es auch nicht, in Umständen, Verbindungen und Handlungen, an besondern Reitzmitteln derselben.

Eine wichtige Angelegenheit bleibt es daher für jeden, dem es mit der Bildung seines Charakters Ernst ist, sorgfältig zu erforschen, was ihm, von Seiten der Sinnlichkeit, am meisten gefährlich wird; um dasselbe, wo er kann, zu vermeiden, und sich,

wo er nicht kann, strenger zu bewachen; um sich das vorzüglich zu versagen, wovon die Sinnlichkeit Nahrung erhält, und das zu thun, was die Stärke derselben vermindern kann.

Sehr oft wird die Sinnlichkeit verstärkt durch den Umgang mit Menschen, die uns bald durch ein sinnliches Interesse anziehen, bald uns ihren Hang zu einem sinnlichen Leben mittheilen, bald absichtlich sinnliche Begierden in uns erregen, bald uns in Beschäftigungen verwickeln, die ihren vorzüglichsten Reitz durch ihr Verhältniß zur Sinnlichkeit erlangen.

Hierauf müssen wir aufmerksam seyn, die Gefahren, welche uns daher kommen, kennen lernen, diesen Umgang einschränken, wo das zu besorgen ist, den Einfluß desselben auf alle mögliche Weise von uns abzuhalten, ihm eine eine edlere Tendenz zu geben suchen, und den sinnlichen Begierden, welche er aufregt, gleich Anfangs widerstehen.

Sehr oft wird die Sinnlichkeit verstärkt durch die Befriedigung unsrer sinnlichen Bedürfnisse: wenn wir uns dem angenehmen Gefühle, welches mit derselben verbunden ist, zu sehr überlassen; wenn wir diese Befriedigung als eine wichtige Angelegenheit betreiben, dazu weitläufige Anstalten treffen, immer neue und reitzende Mittel erkünsteln, und in derselben eine eigne Unterhaltung suchen.

Wer sich die Herrschaft über sich selbst erleichtern will, der hat darauf zu denken, die Zahl seiner Bedürfnisse möglichst herabzusetzen, ihre Befriedigung einfach und kunstlos einzurichten, den wahren Genuß des Lebens, mehr als von ihnen, von der Thätigkeit und von den Eigenschaften des Geistes zu erwarten, und sich auch in der Entbehrung dessen zu üben, was die Natur dringend zu fordern scheint.

Strenge gegen sich selbst wirkt am wohlthätigsten zur Einschränkung der Sinnlichkeit. Wer das, wornach der Sinnlichkeit immer gelüstet, ansehen, und ihm doch entsagen kann, der hat von ihr nicht viel zu fürchten.

Noch häufiger wird die Sinnlichkeit verstärkt durch den Genuß des Vergnügens. Nicht bloß der öftere, sondern auch der ganz hingegebene Genuß desselben führt dahin. Das Vergnügen setzt uns nicht allein in eine sinnliche Stimmung, wodurch uns das angenehme Gefühl, das es verschafft, zum Bedürfnisse wird, und uns jede Art der Anstrengung erschwert; sondern er erweckt auch mancherley unsittliche Begierden, die sich in den Stunden des Rausches die Leitung der Vernunft nicht wollen gefallen lassen, und nachher mit größerer Stärke wieder erwachen. Er macht uns das Alleinseyn zur Last, und läßt es selten oder nie zu einer ernstlichen Besinnung kommen.

Wollen wir dieser unglücklichen Wirkung entgehen: dann darf uns das Vergnügen nie Zweck; es

muß uns immer nur Erhohlung seyn. Wir dürfen uns ihm nur dann überlassen, wenn wir uns durch Thätigkeit gerechte Ansprüche auf dasselbe erworben haben; und auch dann nur mit weiser Mäßigung, mit steter Besonnenheit, mit anhaltender Wachsamkeit über unser Herz, und über die darin aufsteigenden Bewegungen.

Nie darf dieser Genuß bis zum Selbstvergessen steigen. Nie sollen wir durch denselben den heilsamen Ernst zu verdrängen suchen, der sich unsrer oft unwillkührlich bemächtigt. Immer sollen wir uns desjenigen Vergnügens enthalten, das unser Blut in heftige Wallung bringt, und unser Herz am leichtesten hinreißt.

Nicht wenig trägt auch die Fantasie zur Verstärkung der Sinnlichkeit bey, indem sie die Bilder sinnlicher Genüsse unterhält und ausmalt, und dadurch oft die Begierde noch mehr entflammt, als der blendendste Reitz der Wirklichkeit es vermöchte.

Alle die üppigen Spiele, womit die Fantasie leere Stunden auszufüllen, und dem im Weltleben erkalteten Herzen wieder neue Wärme zu geben sucht, sind in dieser Hinsicht gefährlich; da sie doch immer sinnliche Lust bezwecken, und das Gemüth verweichlichen. Sie werden es aber noch mehr, wenn sie den Gedanken der Sünde beleben, und diese mit ihrem reichen Zauber schmücken.

Dem vorzubeugen, ist es nothwendig, daß man immer eine strenge Gewalt an ihr übe, daß man sie

der Zucht eines nüchternen Verstandes unterwerfe, daß man sich nöthige, seine Aufmerksamkeit von dem abzulenken, was sie uns aufdringen will, und ihr ein festes Nachdenken und eine absichtliche Belebung des Pflichtgefühles entgegen setze.

Mit derselben Sorgfalt haben wir unsre Lectüre zu wählen und anzuordnen. Aus ihr kommen nicht selten die gefährlichsten Reitze der Sinnlichkeit. Sie greift oft das Herz da an, wo wir es am meisten gesichert glauben. Unter dem Scheine edler Empfindsamkeit bereitet sie oft die unreinsten Gefühle vor. Oft empfiehlt sie, mit dem Herzen im Bunde, das Laster, indem sie vor demselben warnen wollte. Sie gibt oft der Fantasie verderbliche Richtungen, die sie aus sich selbst nie würde genommen — sie führt oft der Sinnlichkeit nährende Stoffe zu, die sie aus sich selbst nie würde gefunden haben.

Ich will hier das Heer von Büchern nicht anführen, die dazu geschrieben zu seyn scheinen, um menschliche Gemüther zu vergiften, den thierischen Genuß als das Vorzüglichste im Leben anzupreisen, und das Laster mit allen Reitzen der Verführung zu schmücken. Wie viele Bücher gibt es nicht, die die herrschende Tendenz zu einer üppigen Sinnenschwelgerey unter hohe Kunst und Genialität verstecken, die in süßer Schwärmerey dem Herzen eine Lust verschaffen, welche bald in die gröbsten Begierden ausbricht?

Nicht bloß eine bedächtliche Auswahl deſſen, was wir leſen, auch ein prüfender Geiſt, der nichts ohne unpartheyiſche Unterſuchung annimmt, auch eine anhaltende Achtſamkeit auf ſich ſelbſt, die in jeder Stimmung und in jedem einzelnen Gefühle bald das Bedenkliche bemerkt, und uns nie bey den Unreinen oder Gefährlichen lange verweilen läßt, gehören dazu, um durch Lectüre nicht verdorben zu werden.

Endlich werden auch einzelne Begierden verſtärkt; indem man ſich oft dem ausſetzt, was ſie reitzt; indem man ihnen oft folgt, ſich die Gegenſtände derſelben lebhaft vergegenwärtigt, und immer auf Mittel ihrer Befriedigung denkt. Hier iſt es rathſam, die Gelegenheit zu vermeiden, der Einladung zu widerſtehen, wo man ihr wohl folgen könnte, ohne ſeiner Pflicht zu nahe zu treten, und ſein Intereſſe zwiſchen mehrere Dinge zu vertheilen.

Sechster Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

So wichtig, als Eine der vorhergehenden ist die vierte Regel: überlasse dich nicht dem Leichtsinne.

Der Leichtsinn ist die bleibende Stimmung des Gemüthes, worin man alles leicht nimmt, über alles flüchtig wegeilt, auf nichts ein bedeutendes Gewicht legt, und gewissermaßen allein in den Eindrücken und Empfindungen des Augenblickes lebt.

Der Leichtsinnige ist ein sehr sinnlicher Mensch. Er will immer nur Lust haben; und diese so wohlfeil, mit so weniger Anstrengung und mit so vielfacher Abwechselung, als möglich.

Was ihn beschäftigt, berührt gewöhnlich nur die Oberfläche der Seele. Nichts kann oder darf ihn lange hinhalten — nichts tief bey ihm eingreifen. Wenn er nicht schon vermöge seines Naturells un-

fähig ist, etwas genau zu bemerken, von mehrern Seiten zu betrachten, und lebhaft zu fühlen: so sucht er sich absichtlich dagegen zu verwahren. Wenn ihn wider seinen Willen etwas stark anzieht: so biethet er künstliche Mittel auf, um sich dasselbe aus dem Sinne zu schlagen.

Dem Leichtsinnigen fehlt es nicht an Fantasie; aber sie erhebt sich nie kühn; sie bewegt ihn nie mächtig; sie ergötzt ihn nur in fröhlichen, und schnell vom Einen zum andern übergehenden Spielen.

Ueber vieles freut sich der Leichtsinnige; aber selten wird er warm. Was ihn rühren soll, muß ihm von außen her zugeführt werden. Gefühle, die in der Thätigkeit des Geistes ihren Ursprung haben, sind ihm am meisten fremd.

Nichts meidet er mehr, als was ihn traurig oder ernsthaft machen könnte; weil es ihn aus den süßen Träumen, in welchen das Leben an ihm vorüber geht, wecken würde.

Bald hat der Leichtsinnige das Vergangene vergessen; kommt es ihm nicht ein, davon etwas in seinem Verhalten anzuwenden. Selbst schmerzhafte Erfahrungen, die er von den Folgen seiner Thorheit hatte, sind gewöhnlich an ihm verloren. Wo sich die Erinnerung an dieselben ihm aufdringt; da weiß er dieselbe bald durch mancherley Zerstreuungen zu unterdrücken. Vergangenheit und Zukunft versinken ihm in dem Momente, der sein ganzes Bewußtseyn ausfüllt.

Selten oder nie kommt es bey ihm zum Nachdenken; nicht bloß weil er die Mühe scheut, sondern auch weil er unangenehme Entdeckungen fürchtet. Grundsätze kennt er nicht. Auf Warnungen achtet er nicht; weil sie ihm unbedeutend scheinen, oder weil er sich den Frohsinn nicht verderben will. Er handelt, wie Temperament, Neigung, Beyspiel oder Verhältnisse es ihm eingeben.

Daß es bey einer solchen Stimmung um die Bildung des tugendhaften und religiösen Charakters schlimm stehe, ist leicht zu erkennen. Kaum kann man von dem Leichtsinnigen Richtung des Willens auf das Gute und Heilige erwarten. Er ist der Welt und dem Aeußern ganz hingegeben, und lebt in einem beständigen Rausche, worin die beßre Stimme des Innern ihm unvernehmbar wird. Er hat an dem, was das Glück ihm beut, genug, und weiß sich für das, was es ihm versagt, schadlos zu halten, daß nie die Bedürfnisse in ihm erwachen können, die dem Menschen, zur Veredlung seines Herzens und Lebens, einen wohlthätigen Anstoß geben.

Das sittliche Gefühl regt sich in ihm selten und schwach; an tausend Fesseln gebunden, erfährt er nicht, daß der Mensch frey ist. Am allerwenigsten kommt es bey ihm zu derjenigen Besinnung, von welcher die Erhebung des Willens ausgeht; und zu dieser Erhebung gebricht es ihm an Kraft.

Wenn indeß die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige dem Leichtsinnigen noch möglich wäre: so kann sie sich doch nicht bey ihm erhalten; weil sich nichts bey ihm erhält. Derselbe Strudel des Weltlebens, der alles hinabzieht, zieht auch das ernstliche Wollen hinab. Die Veränderlichkeit seines Sinnes läßt ihn bey nichts ausdauern Die immer neuen Eindrücke, denen sein Herz offen steht, löschen alles wieder aus, was sich je in derselben hervorthat.

Seine Abneigung gegen den Ernst verhärtet ihn auch gegen die fortdauernden Anmahnungen des Gewissens. Er wird immer mehr von sich selbst entfremdet, aus sich selbst herausgerissen, und der Gewalt seiner Sinnlichkeit unterworfen. Er ist zu nichts weniger aufgelegt, als zu der wiederhohlten Betrachtung seiner ewigen Angelegenheiten, die diesen ihre Heiligkeit und Kraft im Gemüthe bewahren muß.

Jeden Augenblick werden Bewegungen in ihm angeregt, die nicht allein sein Herz verunreinigen, sondern auch die Macht beßrer Empfindungen schwächen.

Gewiß ist die Zahl derer, die Opfer ihres Leichtsinnes wurden, größer, als die Zahl derer, die ihre Leidenschaften zu Grunde richteten.

Der Leichtsinn führt zwar nicht zu dem Verderben wie die Leidenschaft; aber er hindert das Aufkommen des Guten gewiß eben so sehr, und läßt

in den meisten Fällen noch weniger Hoffnung der Rettung übrig.

Vor diesem Leichtsinn muß man daher sein Gemüth bewahren, ihm muß man dasselbe entreißen, wo er schon Wurzel gefaßt hat. Vorzüglich hat das Geschlecht, dem die Natur die sonst glückliche Disposition gab, alles flüchtiger anzusehen, dem Erziehung und Wirkungskreis so mancherley Versuchungen zum Leichtsinn darbieten, Ursache, gegen denselben auf seiner Huth zu seyn.

Oft ist der Leichtsinn eine Folge des Naturells: dann muß ihm die Erziehung entgegen arbeiten, und die jugendliche Aufmerksamkeit nöthigen, bey dem am meisten auszuhalten, worüber sie am flüchtigsten wegeilt. Aber wenn das auch nicht geschehen wäre: kann man selbst viel zur Verbesserung dieses Fehlers thun.

Zuweilen fühlt doch auch der Leichtsinnige etwas tiefer; diese Gefühle halte man fest, und betrachte die Gegenstände genauer, die sie hervorbringen. Zuweilen steigt doch auch im Leichtsinnigen ein ernster Gedanke, oder eine ernste Erinnerung auf; diesen denke man weiter nach, und entwickle sich ihren Einfluß auf das Leben. Zuweilen wird es doch auch dem Leichtsinnigen klar, daß das Leben mehr als Spiel sey; diese fruchtbaren Augenblicke lasse man nicht ungenutzt vorüber gehen.

Es gibt Erscheinungen, Begebenheiten und Vorstellungen, die, wenn sie recht erwogen werden, auch auf das leichtsinnigste Gemüth tiefe Eindrücke machen. Wollen wir uns zu dieser Erwägung entschließen: dann wird bald alles mehr Gewicht für uns erlangen. Wenn wir es auch nicht immer zum lebhaftern Empfinden bringen könnten: so steht es doch immer bey uns, ernsthafter zu denken.

Oft besteht der Leichtsinn eben darin, daß wir dieses zu sehr scheuen. Dann ist er Fehler des Willens, und es kommt dann auch vorzüglich aufs ernstliche Wollen an. Durch öftere Ausführung desselben, verbunden mit Nachdenken über die erhabene Bedeutung des Lebens, gelangt man auch hierin zur Fertigkeit.

Endlich ist auch noch eine fünfte Regel zur Erhaltung der moralisch-religiösen Gesinnung zu merken: gewöhne dich, alles auf das Sittliche und Religiöse zu beziehen, und damit in Verbindung zu bringen. Diese Regel ist in so fern wohl die wichtigste, als ohne die Beobachtung derselben unsre anderweitigen Bemühungen vergebens seyn würden. Auch ohne daß wir uns in der Welt verlieren, ohne daß unsre sinnlichen Gefühle und Begierden zu stark werden, oder Leichtsinn sich unsrer bemächtigt, kann das Sittliche und Religiöse in unserm Gemüthe wieder erlöschen; wenn wir nicht oft daran erinnert werden.

Wir vergessen das leicht, was weit aus dem Kreise unsrer gewöhnlichen Gedanken liegt, oder mit denselben nur in geringer Berührung steht. Nichts dient, auf der andern Seite, mehr, uns eine Sache immer gegenwärtig zu halten, als daß wir sie in möglichst vielen Puncten an das knüpfen, was wir täglich beobachten, fühlen, denken und vornehmen, daß uns alles gleichsam eine lebendige Sprache für sie wird.

Unsre täglichen Lebensangelegenheiten beziehen sich auf den Lustsinn und die Selbstliebe. Diese geben uns den Gesichtspunct an, aus welchem wir sie beurtheilen und würdigen. Von allem möglichst viel Vergnügen und möglichst wenig Schmerz zu haben, von allem möglichst großen Nutzen zu ziehen, und alles möglichst geschickt zur Bestreitung und Entfernung des Unangenehmen anzuwenden: das ist unser natürlichstes Bestreben. Aber dadurch geht die sittliche und religiöse Tendenz dieser Angelegenheiten verloren.

Unser moralisches Bestreben muß es daher seyn: alle eignen und fremden Handlungen als solche anzusehen, die unter das Gesetz der Pflicht gehören, und ihnen darnach ihren Wehrt zu bestimmen; bey allem, was wir thun einen moralischen Befehl anzuerkennen, nach welchem es geschehen; alle unsre Verhältnisse als solche zu betrachten, in welchen sich das sittliche und religiöse Gemüth auf eine eigne Weise ausdrücken soll; bey allen Erschei-

nungen der Welt nach ihrem sittlichen und religiösen Einflusse zu fragen; in allem, was uns umgibt, den sittlichen und religiösen Geist, der darin lebt, wieder zu finden; und durch alles in eine sittliche und religiöse Stimmung versetzt zu werden.

Auf diese Weise treibt uns die Welt aus ihren irdischen Beziehungen hervor, um sich mit dem, was in uns göttlich ist, zu vereinigen, und das Andenken daran nie untergehen zu lassen.

Siebenter Brief.

Wie die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige verstärkt werde. Betrachtung unsrer ewigen Angelegenheiten. Gebeth.

Die Richtung des Willens auf das Gute und Heilige soll nicht allein erhalten, sondern auch verstärkt werden, damit sie sich dem sinnlichen Princip immer nachdrücklicher widersetze, und über jede entgegenstrebende Neigung immer glorreicher siege.

So kräftig und entschieden sie auch genommen seyn mag: sie wird doch Anfangs mancherley Ueberwältigungen erfahren; oft werden auch gute Menschen hingerissen, zu denken und zu thun, was gegen ihren bessern Willen ist. Es erfordert eigne Uebungen, um diesem das Leben zu geben, welches ihm überall einen glücklichen Einfluß sichert. Er muß sich mit dem Leben vereinigen, und in das Interesse desselben eingreifen; er muß sich dem ganzen Ge-

müthe mittheilen, und sich aller Kräfte desselben bemächtigen, daß der ganze Mensch von ihm durchdrungen werde.

Unter den Mitteln, welche uns hierzu behülflich seyn können, verdient vor allen andern angeführt zu werden die öftere Betrachtung unsrer ewigen Angelegenheiten. Dadurch gewinnen diese mehr Klarheit. Sie drücken sich dem Gemüthe tiefer ein. Sie stellen sich uns lebhafter dar. Ihre Wichtigkeit wird uns einleuchtender, ihre Größe und Heiligkeit fühlbarer. Und alles das trägt dazu bey, die Gesinnung, die sie umfaßt, zu verstärken.

Jene Angelegenheiten sind aber Tugend und Religiosität in Verbindung mit der Vollkommenheit und Seligkeit, zu welchen sie die menschliche Natur erheben.

Hier kommt es nun darauf an, daß wir uns der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einer edeln Denkart, und ihres weit verbreiteten Einflusses in alle unsre übrigen Angelegenheiten recht bewußt werden.

„Eine würdevolle Gesinnung, die sich in edeln Thaten zu erkennen gibt, ist der höchste Adel meiner Natur, das Beste, das Genügendste und Erhabenste, was ich zu erreichen im Stande bin. Alle Kräfte, Anlagen und Verhältnisse meines Wesens deuten auf sie, als auf meine wichtigste Aufgabe, hin. Indem ich sie in mich aufnehme, reiße ich mich los von den schimpflichen Banden, die meine

Freyheit beschränken, von den sinnlichen Trieben, die mich entehren, — erhebe ich mich über alles Sichtbare und Vergängliche und beurkunde es mir selbst und andern, daß ich einer übersinnlichen Welt angehöre, daß ein höheres Leben in mir strömt.“

„Wohin ich im sinnlichen Leben blicke: überall finde ich Unvollkommenheit — Unbefriedigendes, Armuth, Verwirrung und Elend — überall mein Loos traurig. Nur die Ahndung eines bessern Zustandes kann mich trösten. Dieser beßre Zustand muß aber von mir selbst ausgehen. Die Tugend allein kann mich auf die Höhe stellen, auf welcher mir Licht und herrlicher Friede in diesem Leben aufgeht. Jede Sehnsucht, die mich vom Gegenwärtigen weg treibt, und mich nach dem Künftigen schauen läßt, findet in der würdevollen Gesinnung — und nur hier Befriedigung.“

„Diese Gesinnung veredelt mein ganzes Wesen. Durch sie kommt Klarheit und Ruhe in mein Empfinden, Ordnung und Wahrheit in mein Denken, Weisheit und Mäßigung in mein Streben, Harmonie und Hoheit in mein Thun, Friede und Seligkeit in mein Herz; ich werde durchaus einstimmig mit mir selbst; vollständig und rein entwickelt sich in mir die Menschheit.“

„Die Tugend gibt dem Daseyn überall eine beßre Gestalt. Sie befriedigt seine wahren Bedürfnisse; sie befördert seine wesentlichen Zwecke; sie mildert seine Eindrücke; sie erhöht seine Genüsse; sie erleich-

tert seine Schmerzen; sie verschönert seine Ansicht; sie macht alles erfreulicher; sie verbessert alles Fehlerhafte; sie versöhnt alles Feindselige."

„Ist sie noch dazu von einer religiösen Stimmung beseelt: dann verklärt sich in ihrem Lichte alles Dunkle; dann lösen alle Räthsel sich auf; dann verwandelt sich das Ernste in ein Fröhliches; dann gestaltet sich alles Verworrene; dann wird alles Schlechte Keim und Bedingung des Bessern."

„Es gibt keine Art zu denken, wodurch alles, was im Leben zu besorgen ist, so glücklich besorgt würde, als die moralisch religiöse. Nie führt selbstsüchtige Klugheit so sicher, so schnell, und auf so einfachem Wege zum Ziele, als sie. Nichts erhält die Blüthe des Vergnügens so frisch, nichts schützt so kräftig gegen den Eckel der Uebersättigung und gegen die Nachwehen der Reue, als die Nüchternheit und Mäßigung, welche sie uns einflößt; nichts begünstigt so sehr die heitre Stimmung der Seele, in der man für wahren Genuß allein Empfänglichkeit hat; nichts lehrt und gewöhnt uns so, das Unglück mit Gelassenheit zu tragen, im Leiden Fassung und Muth zu behaupten, und unsre Zufriedenheit von unsrer äußern Lage unabhängig zu halten."

„Ich bin ein unsterbliches Wesen — auf eine große Bahn gestellt, die von Einer Höhe zur andern führt. Ich werde ewig fortdauern, und soll nie aufhören, vollkommner und seliger zu werden. Schon jetzt gehöre ich der höhern Welt an, die mich

einst unter ihre Bürger aufnimmt. Durch Sittlichkeit und Religiosität allein kann ich meine Würde in derselben behaupten.“

„Das Gesetz, dem ich meine Gesinnung unterwerfen soll, ist Gesetz des Universums; nach ihm wird die Welt regiert und gerichtet. Es ist das Gesetz eines höchsten, allmächtigen und heiligen Willens. Nach der Treue, die ich diesem Gesetze bewies, wird einst mein Schicksal entschieden. Gottes Nähe umgibt mich allenthalben, er ist der unbemerkte aber ernste Zeuge meiner Gedanken, Gesinnungen und Thaten. Er durchschaut mein Innerstes. Er bemerkt mit Beyfall mein frommes Streben. Ihm werde ich um so ähnlicher, seiner Liebe um so würdiger, je tugendhafter — mit ihm vereinige ich mich um so genauer, je religiöser ich werde.“

Diese und ähnliche Betrachtungen sind es, denen wir uns nicht überlassen können, ohne dadurch in der guten Gesinnung gestärkt zu werden. Schon als in sich gehen des Geistes, als Uebung im sittlichen und religiösen Denken, das vom Wollen nie fern ist, müssen sie wohlthätig wirken; noch mehr aber durch die mannichfaltigen Ansichten und Bewegungsgründe, mittelst welcher sie den Widerstand gegen den sinnlichen Trieb erleichtern.

Ich verehre nicht allein die Tugend; ich fühle mich auch stark und muthvoll für sie, ihre Wärme durchglüht mein Herz: wenn ich weiß, daß sie mir alles gewährt, was ich mir Großes, Herrliches und

und Beglückendes wünschen kann. Im lautesten Geräusche der Welt, im heftigsten Tumulte der Leidenschaft, muß mir das heilig bleiben, was mir die erhabensten Ansprüche an die Ewigkeit gibt.

Hiermit nahe verwandt ist ein zweytes Mittel, die moralisch religiöse Gesinnung in uns zu stärken: das Gebeth. Das Gebeth ist moralisch-religiöse Betrachtung, an Gott gerichtet und vor Gott geäußert, wodurch sie unstreitig an Lauterkeit, Kraft und belebendem Einflusse viel gewinnt.

Im Gebethe wird die Betrachtung stille Unterhaltung des Herzens mit Gott, und als solche ernstlicher, gesammelter, besonnener und wärmer. Im Nachdenken ist es oft schwer Zerstreuung zu verhindern. Leichter vereinigen sich unsre Gedanken und Empfindungen, indem wir bethen, in dem Einen Gegenstande, der nicht allein der erhabenste ist, den wir uns denken können, sondern der auch zu uns im genauesten Verhältnisse steht.

Wer bethet, der enthüllt vor Gott sein Innerstes; er läßt seine Erfahrungen, Besorgnisse und Wünsche in seiner Nähe laut werden. Es ist unmöglich, daß er hier nicht dieses alles der strengsten Prüfung unterwerfe, und alles unterdrücke, was mit der Erinnerung an das heiligste Wesen nicht bestehen kann, daß er nicht wenigstens für diese Zeit jede heftigere Begierde und unordentliche Leidenschaft zum Schweigen bringe, daß sich nicht hier seine Seele zum höhern Ernste stimme —; und sollte

das nicht wohlthätige Folgen für die gesammte Denkungsart des Menschen haben?

Wer ernstlich bethet, der muß sein Herz reden lassen; was er immerhin dem Unendlichen vortrage, er muß sich dabey seiner Bedürfnisse und seiner Angelegenheiten in ihrem Zusammenhange bewußt werden; er muß sich als ein, zwar sinnliches, aber doch auch geistiges und vernünftiges Geschöpf erkennen; es kann ihm nicht verborgen bleiben, was ihm als Mensch das Wichtigste und Höchste ist.

Wer ernstlich bethet, der erinnert sich seiner Abhängigkeit von Gott, die sich nicht bloß in seinen Schicksalen, sondern auch in seinen Thaten zeigt, er erinnert sich, daß er von ihm alles empfange, aber auch ihm für alles verantwortlich sey, und daß er sich seines Wohlgefallens nie anders rühmen dürfe, als wenn er sich desselben durch Rechtschaffenheit würdig macht; und sollte das nicht die Richtung des Gemüthes nach Gott hin erleichtern, und sein Streben nach Rechtschaffenheit befeuern?

Indem wir an Gott denken, stellt sich uns die Tugend nicht mehr in todten Begriffen und in Bildern der Fantasie, sie stellt sich uns dar im höchsten Leben — verwirklicht als Heiligkeit in ihm, der Eins in Allem ist. Herrlicher strahlt uns von dorther ihr Glanz entgegen; immer steht sie vor uns im Lichte der übersinnlichen Welt; kräftiger zieht sie uns empor; inniger durchdringt sie unser Herz; freu-

diger geben wir uns ihr hin — sie ist das Wesen dessen, dem unsere ganze Liebe gebührt.

Das Gebeth ist eine That der Religiosität; ohne Religiosität ist es nicht möglich zu bethen. Wenn der Eigennutz um Gaben, die Furcht um Abwendung des Uebels, die Trägheit um Unterstützung fleht: wer wollte das bethen nennen? Worin aber Religiosität sich thätig zeigt, das muß auch zur Verstärkung derselben beitragen.

Im Gebethe erweist sich kräftig das übersinnliche Leben des Menschen; dieses Leben muß darum auch tiefer in ihm wurzeln. Es ist Streben, Gott zu erreichen, und sich mit ihm sittlich zu vereinigen; darum muß es dem Ewigen uns näher bringen. Es ist Ausdruck der Verehrung, des Zutrauens, der Demuth und der Liebe; darum muß es diese Empfindungen dem Herzen immer mehr aneignen.

Ist das Gebeth noch dazu ein moralisches, sind es Betrachtungen über unser ewiges Heil, denen wir uns vor Gott überlassen, sind es Aeußerungen unsrer sittlichen Bedürfnisse, Geständnisse unsrer Unvollkommenheit, Vorsätze und Wünsche der größern sittlichen Kraft, was wir in demselben äußern: so muß seine Wirkung noch größer seyn. Unsre Bedürfnisse, unsre Mängel und unsre Vorsätze werden sich uns lebhafter darstellen; die angelegentliche Vergegenwärtigung wird sie uns dringender ans Herz legen, und alles, was der Gedanke an Gott Aufmunterndes und Stärkendes hat, wird sich mit ihnen verbinden.

Soll aber das Gebeth für uns diese Wirkung haben: dann muß es mehr seyn als mechanische Beschäftigung, gedankenloses Hersagen geläufiger Formeln, mehr als fromme Aufwallung der Sinnlichkeit, mehr als Erguß sinnlicher Wünsche, mehr als dankbare Freude über die vielfachen Beweise der göttlichen Güte, mehr als der Ausdruck eines redlichen Wohlmeinens, wobei man selbst wenig oder nichts thun will. Es muß aus dem Herzen kommen. Tiefes Gefühl für Gott und ein lauterer religiöser Sinn müssen sich darin aussprechen. Sittliches Bedürfniß muß sich auch dann in uns regen, wenn wir uns ihm über sinnliche Angelegenheiten eröffnen.

Wohl mögen wir seine Größe bewundern, und seiner Güte uns freuen; aber vor allem soll der Gedanke an seinen Ernst und an seine sittliche Majestät in unsrer Seele herrschen. Immer soll es gepaart gehen mit eigner Thätigkeit. Selbst das Flehen um Kraft zum Guten soll das eifrigste Aufbiethen dieser Kraft seyn.

Hüthen müssen wir uns auch, unsern Gebethen keinen magischen Einfluß auf Gott, in seinen Gesinnungen und Planen etwas umzuändern, zuzuschreiben: denn dadurch würde ein sehr großer Theil seiner Wirksamkeit verloren gehen.

Achter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Lectüre.

Auch das Lesen kann ein wohlthätiges Mittel zur Stärkung der moralisch religiösen Gesinnung werden.

Nicht immer ist unser Geist aufgelegt, das aus sich selbst hervor zu bringen, was zur Vermehrung seines moralischen und religiösen Lebens dient. Der Schriftsteller weckt in uns Gedanken, und führt uns zu Ansichten, auf die wir für uns selbst nicht würden gekommen seyn. Er gibt uns Aufschlüsse, die wir für uns selbst nicht würden erlangt haben.

Sein Werk sollte der treue Spiegel seines Lebens seyn; und immer ist es sehr lehrreich, sein eigenes Leben im fremden zu schauen, seine sittlichen Bedürfnisse, Gefühle und Gedanken mit den Bedürfnissen, Gefühlen und Gedanken andrer zu vergleichen.

Tausendfach gestaltet sich religiöse Sittlichkeit in den Gemüthern der Menschen aus. Mittheilung erhöht nicht allein in jedem die Wärme; sondern führt auch nährende Stoffe zu, und befördert eine vielseitige Entfaltung des sittlich religiösen Charakters.

Wenn ich den moralischen Schriftsteller so lese, wie ich ihn lesen soll: dann nehme ich sein höheres Daseyn in das meinige auf, und vermehre dadurch meine sittliche Stärke. Der Schriftsteller leitet meine Betrachtung; er erleichtert mir den zweckmäßigen Ideengang; er unterbricht die ermüdende Einförmigkeit des eignen Denkens; er fesselt meine Aufmerksamkeit stärker, und verhüthet die Zerstreuung sorgfältiger, als beydes im bloßen Nachdenken geschehen kann. Er zündet oft durch ein einziges Wort ein Licht in der Seele an, welches alle meine sittlichen Angelegenheiten vortheilhaft beleuchtet. Er gibt oft durch eine kräftige Darstellung, durch einen passenden Ausdruck, durch ein schönes oder rührendes Bild einer großen Wahrheit Nachdruck, die sich bisher vergebens an mein Herz wandte.

Soll aber das Lesen diesen Nutzen für uns haben: so müssen wir vorzüglich solche Schriften wählen, die dem moralischen und religiösen Sinne Nahrung geben, die uns über unsre ewigen Angelegenheiten belehren, und für dieselben gewinnen, in denen sich das Wahre, Schöne und Große mit dem Guten vereinigt, die, in der Schilderung vortrefflicher Charactere und in der Darstellung edler Hand-

lungen das Gemüth der Tugend befreunden, ihren Wehrt erheben, und ihre Wirkungen in verschiedenen Situationen zeigen, die uns unsre sittlichen Verhältnisse vergegenwärtigen, und uns auf unsre Pflichten in denselben aufmerksam machen.

Romane, die von einem echt sittlichen und religiösen Geiste erfüllt sind, darf man nicht hiervon ausschließen. Sie zeigen das Höhere im sinnlichen Leben, den Ernst im heitern Gewande, und versetzen in eine idealische Stimmung, die dem, den die Wirklichkeit immer in ihr Gemeines hinabzuziehen sucht, nicht anders als wohlthätig seyn kann.

Doch würde das Lesen selbst der besten Romane schädlich werden, wenn es nicht oft mit der Lectüre solcher Schriften wechselte, die zunächst und unmittelbar auf die Kultur des Sittlichen und Religiösen berechnet sind. Die Bildung eines edeln Charakters bleibt immer eine höchst ernsthafte Angelegenheit, und will mit Ernst behandelt seyn. Sie verlangt öftere Anregungen eines solchen Nachdenkens, das in die Tiefen des Gemüthes geht, und alles in seiner wahren Gestalt zu fassen sucht.

Soll das Lesen uns in der moralisch religiösen Gesinnung stärken: so muß uns eben diese Absicht zu demselben leiten, und uns immer dabey beseelen.

Das Lesen zur Unterhaltung und zur Erhohlung mag allerdings gestattet werden; aber es ist nicht dasjenige, wovon wir uns großen mora-

lischen Nutzen versprechen dürfen. Es bleibt hier gewöhnlich bey einem ergötzenden Gedankenspiele — wovon die Sinnlichkeit Nahrung genug bekommt, die höhern Bedürfniße des Herzens aber selten befriedigt werden. Es wird sogar nachtheilig, wenn wir uns daran gewöhnen. Wir verlieren den Zweck des Lesens immer mehr aus den Augen, und das Gemüth versinkt immer mehr in den leidenden Zustand, der zu den Anstrengungen, welche die Tugend fordert, zuletzt ganz unfähig macht.

Eben so wenig ist damit gewonnen, wenn wir bloß lesen, um sagen zu können, daß wir gelesen haben. Alles bleibt da Wort — nichts reift zur That. Ueberall herrschen Form und Buchstabe — nirgends dringen Geist und Sache ins Leben.

Den Verstand zu erleuchten, das Herz zu erwärmen, edle Vorsätze zu beleben, das sittliche Gefühl zu verfeinern und zu stärken, sich im Glauben, in der Verehrung und in der Liebe des Ewigen zu befestigen, sich die Erhebung des Geistes über das Irdische zu erleichtern: das sey der Zweck unsrer Lectüre, und dieser Zweck lehre uns ausfinden, was uns vorzüglich heilsam seyn kann, um dabei länger zu verweilen, und es uns tiefer einzuprägen.

Wir müssen lesen mit Nachdenken und mit prüfender Aufmerksamkeit. Unser Lesen sey eigne freye Geistesthätigkeit von aussen her geweckt und unterhalten. Der fremde Gedanke bringe den eignen — das fremde Gefühl das eigne hervor.

Was andre Menschen gedacht und empfunden haben, paßt, selbst wenn es an sich betrachtet vortrefflich wäre, nie so ganz auf uns, daß wir es ohne Bedenken und ohne nähere Einschränkung in das System unsrer Gedanken und Empfindungen aufnehmen könnten; es muß erst angewendet und nach unsern Bedürfnissen modificirt werden. Stäts sollte man daher beim Lesen in sich selbst hineinschauen, um nicht bloß das Wahre vom Falschen, sondern auch das zu unsrer Veredlung Dienliche von dem zu unterscheiden, was dazu nichts beitragen kann, oder derselben gar hinderlich ist.

Wer viel liest, der kann unmöglich was er liest recht verarbeiten. Der Gelehrte muß freilich viel lesen; weil er vieles kennen muß von Amtswegen, und vieles nur flüchtig aufzufassen braucht. Wer aber liest um seinen Geist zu bilden, der beschränke sich auf Weniges, wähle unter dem Guten das Beste, und suche sich das, was er gelesen hat, ganz zu eigen zu machen.

Noch mehr ist das dem zu rathen, der vom Lesen moralisch religiöse Erbauung erwartet. Liest er viel: so muß er schnell lesen, daher entweder mechanisch und gedankenlos, oder bloß mit flüchtiger Fantasiebeschäftigung. Selbst die moralischen und religiösen Gefühle, die auf diese Weise in seiner Seele geweckt werden, verschwinden schnell wieder. Sollen diese von Dauer seyn: dann ist es nöthig, daß wir eine Zeit lang bey ihnen verweilen, uns

ihr Wesen und ihren Gehalt entwickeln, den Selbstbetrachtungen Raum geben, wozu sie uns veranlassen, und uns von ihnen zu den ihnen angemessenen Stimmungen und Vorsätzen leiten lassen.

Ein guter Schriftsteller weiß oft in wenig Worten eine Welt voll Gedanken zusammen zu drängen, und gerade solche Stellen, worin dieses geschieht, sind zur moralisch religiösen Erbauung die nützlichsten. Wir können nicht oft genug zu ihnen zurückkehren. Bey jedem neuen Lesen kommen wir auf neue Ansichten, überraschen uns neue Gefühle, und gewinnen wir neue Nahrung für Geist und Herz.

Wer gute Bücher schnell und oberflächlich liest, lernt von ihnen nur das Aeußere kennen, was oft wenig Vorzügliches hat. Der köstliche Kern liegt hier in viele Schalen und Hülsen eingewickelt, und man erlangt ihn nur mit Mühe; der lebendige Geist wird vom verwandten Geiste nur aus der Tiefe hervor gehohlt.

Wenn man auch bey dem wiederhohlten Lesen eines solchen Buches keine neue Belehrung für den Verstand gewönne — und das ist doch fast immer der Fall —: so wird die wiederhohlte Betrachtung einer großen, wenn auch bekannten Wahrheit, mit Würde und Kraft dargestellt, das Herz immer von neuem ergreifen, und vielleicht um so stärker ergreifen, je öfter sie wiederhohlt wird.

Von einer Wahrheit ergriffen werden, das bedeutet weit mehr, als von derselben einen starken,

aber flüchtigen Eindruck empfangen, wobey gewöhnlich die Fantasie am meisten thut. Ergriffen wird nur der ganze Mensch in den Augenblicken der höchsten Besonnenheit, im vollen Bewußtseyn aller Kräfte, Beziehungen, Bedürfnisse und Bestrebungen seines Lebens.

Wenige Bücher, oft gelesen, bereichern den Geist mit mehr Schätzen der Weisheit und Religiosität, als ganze Bibliotheken, die man durchläuft. Jene reitzen ihn, aus sich selbst hervorzubringen, und was die Natur in ihn gelegt hat, vielfach und herrlich auszugestalten; während diese ihm nur das schauen lassen, was ihm ewig fremd bleiben muß.

Nichts verstärkt die Eindrücke guter Bücher mehr, als genaue Bekanntschaft und Befreundung mit ihrem Geiste, wodurch das Buch uns gleichsam ein unentbehrlicher Gesellschafter, der Vertraute unsers Herzens wird. Diese ist aber nur durch oft wiederhohltes Lesen zu erwerben.

Es gibt freylich Bücher, die man sehr schnell lesen kann. Aber diese sollte derjenige gar nicht lesen, dem es bey seiner Lectüre um sittliche und religiöse Bildung zu thun ist. Die Zahl der in jeder Hinsicht vortrefflichen Bücher ist auch so groß nicht, daß uns diese zum Viel- und Schnelllesen verleiten könnte. Wenig Vortreffliches ist aber besser, als viel Mittelmäßiges.

Neunter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Kirchliche Andacht.

Ein viertes Mittel, die moralisch religiöse Gesinnung zu stärken, sind die kirchlichen Andachten, deren Zweck ist, die Gemüther in gemeinschaftlicher Betrachtung und Verehrung des Ewigen zu erheben, sich seinen Glauben an die übersinnliche Welt und seine Stimmung für dieselbe gegenseitig mitzutheilen, sich gemeinschaftlich die höchsten Angelegenheiten des Menschen in ernsten Lehren und treffenden Symbolen zu vergegenwärtigen, und sich gemeinschaftlich zum unermüdeten Streben in der Veredlung des Lebens zu ermuntern.

So unvollkommen, so wenig entsprechend dem Geiste der Religion und der Absicht, die sie befördern sollen, so wenig berechnet auf den Geist der Zeit und die Bedürfnisse der Menschen die vorhan-

denen kirchlichen Anstalten auch immerhin seyn mögen: so läßt sich ihnen doch ein großer Einfluß auf die Erhöhung des sittlichen und religiösen Lebens nicht absprechen; besonders wenn wir uns ihrer mit dem ernstlichen Willen, von ihnen Nutzen zu ziehen, bedienen.

Es ist nicht die Stimme der prüfenden Weisheit, es ist nicht Ueberzeugung von ihrer Untauglichkeit, es ist nicht die Einsicht ihrer gegenwärtigen mangelhaften oder zweckwidrigen Gestalt — es ist vielmehr die Stimme des Weltsinnes, es ist die Gewalt der herrschenden Sinnlichkeit, die nicht aus ihrem Schlummer geweckt, nicht an das Höhere erinnert seyn will, was diese Anstalten jetzt für überflüssig erklärt.

Freylich man kann auch im Stillen Gott verehren — auch in der einsamen Betrachtung sich zum Ewigen erheben, und sich durchdringen lassen von den Schauern einer andern Welt. Aber der Mensch ist ein sinnliches Geschöpf. Es wird ihm schwer, aus den täglichen Zerstreuungen heraus zu treten, sich den gewohnten Gedanken zu entreißen, und seinen Geist auf etwas zu richten, wovon nichts in die Sinne fällt, das nur mit angestrengtem Aufbiethen des höhern Vermögens fest gehalten werden kann. Schon der Entschluß sich zu sammeln kostet ihm viel.

Leichter wird ihm das alles, wenn er in eine Versammlung tritt, wo der Gedanke an Gott und Ewigkeit die herrschenden sind, wo alles auf diese

Gedanken führt, wo der sinnliche Reitz des Lebens verschwindet, wo die Angelegenheiten der Welt sich von selbst verdunkeln, wo in der feyerlichen Stille, oder im begeisterten Gesange, oder im ernsten Worte sich die unsichtbare Welt gleichsam auf die Versammelten herab läßt. Hier ist die Erhebung des Gemüthes nicht mehr Nebenwerk, das der trägen Willkühr anheim gestellt bleibt; sie wird eigne und einzige Angelegenheit, zu welcher alles auffordert und einladet, was uns hier umgibt.

Das ist wohl zu begreifen, daß tausend Menschen im Gewühl des geschäftigen und vergnügungssüchtigen Lebens, selten eine Ahndung des Höheren empfinden — und nie absichtlich an Gott, Tugend und Unsterblichkeit denken. Aber der müßte ein ganz verwilderter, an Geist und Herz abgestumpfter, und aller edlern Kräfte beraubter Mensch seyn, den eine allgemeine andachtsvolle Stimmung nicht mit ergriffe, den die allgemeine Feyer nicht mit erhöbe, in dem, während alles auf das Ewige hindeutet, doch nie ein Gefühl für dasselbe aufgeregt würde.

Traurig wird man leicht unter Traurigen, fröhlich unter Fröhlichen — gewiß wird sich uns auch davon etwas mittheilen, wenn wir viele in religiöse Betrachtungen und Gefühle versunken sehen, besonders, wenn das Leben derselben schon in uns erwacht ist.

Sollte aber wohl die angelegentlichere Erhebung des Geistes und Herzens zu Gott für uns ohne

Nutzen bleiben; sollte sie nicht das Gute den Heiligen mehr mit uns befreunden, und mit unserm Leben inniger verbinden?

Die kirchlichen Andachten sind nicht bloß der Verehrung Gottes, sondern auch dem ermunterungsvollen Nachdenken über unsre ewigen Angelegenheiten geweiht. Und dieses Nachdenken ist wieder ein gemeinschaftliches. Es sind nicht die Angelegenheiten des Einzelnen, es sind die Angelegenheiten aller, welche uns hier beschäftigen — es ist das, was allen heilig ist, was alle als ihr herrlichstes Kleinod betrachten, was alle für das Unterpfand ihrer ewigen Würde halten — und worin alle nach Vollkommenheit trachten. Sollten uns da jene Angelegenheiten nicht wichtiger werden? Sollten wir, als Glieder einer Gemeine, die sich im Streben nach Heiligkeit der Gesinnung verbunden hat, nicht neue Aufmunterung fühlen, in diesem Streben unermüdet zu seyn?

Dieses Nachdenken wird von Einem geleitet, der sich darauf vorbereitet, der die ewigen Angelegenheiten der Menschen zum vorzüglichsten Gegenstande seiner Forschungen gemacht, der diesen Forschungen sein Leben gewidmet hat. Und dieser Eine spricht nicht in seinem Nahmen — er spricht im Nahmen der Menschheit, die sich durch ihn an ihre Individuen wendet — er spricht insbesondre im Nahmen der Gemeine, die ihn beauftragte, der Dollmetscher ihrer religiösen Gedanken und Gefühle

zu seyn, den religiösen Verkehr der Einzelnen zu vermitteln, in sittlichen und religiösen Betrachtungen ihre Herzen zu vereinigen, und dasjenige vorzubringen, was überall sittliches und religiöses Leben nähren und stärken kann.

Er spricht nicht zu Einzelnen, sondern zu allen, deren Bedürfnisse er kennt, und an deren Inneres er sich wendet. Er spricht zu ihnen, wie zu Menschen, die im frommen Bunde ringen mit der Welt zum ewigen Leben.

Er entwickelt jene Angelegenheiten, so weit sie entwickelt werden können, und erhebt das, was sonst dunkles Gefühl war, zum klaren Anschauen. Er verstärkt so das sittliche und religiöse Bewußtseyn. Er führt jene Angelegenheiten ins Leben ein, er wendet sie an auf die Verhältnisse und Stimmungen derer, die ihn hören. Er spricht zu ihrem Herzen, daß das, was der religiöse Sinn auffaßte, sich dem Gemüthe einpräge, und das Gemüth bilde — was der Verstand als Pflicht erkannte, auch geübt werde mit der That und geliebt in der Gesinnung.

Die kirchliche Andacht enthält auch gewisse Ceremonien, die dazu bestimmt sind, nicht allein den Glauben und die Gesinnungen der Religiösen auszudrücken, und andern darzustellen, sondern auch die Ideen des Unsichtbaren zu versinnlichen, die Fantasie für sie anzuregen, sie dem Verstande und Herzen näher zu bringen, das Band der Vereini-

gung zu verstärken, das Andenken religiöser Menschen zu erhalten, ihre Gesinnungen und ihren Wandel zu empfehlen, und zu einer treuen Nacheiferung zu ermuntern. Ich darf sie nur an das Abendmahl der Christen erinnern.

Sind solche Gebräuche nur einigermaßen zweckmäßig: dann werden sie nicht verfehlen, das Andachtsgefühl zu beleben, den Geist mit großen Gedanken zu nähren, und das Herz für die Tugend zu erwärmen.

Die kirchliche Andacht erinnert uns auf das stärkste an unsre genaue Verbrüderung mit der Menschheit, und ist deßwegen auch ein wohlthätiges Mittel gegen den Egoismus, den ärgsten Feind echter Religiosität und Sittlichkeit.

Im Weltleben wird dieser Egoismus überall befördert — die Menschheit uns fremd. Der Eine wird hier durch den andern in der Erreichung seiner Absichten gehindert; der Eine muß gegen den andern auf seiner Huth seyn; der Eine wird von dem andern vielfach erbittert und aufgebracht; der Eine von dem andern verdunkelt und gedemüthigt; der Eine erhebt sich in anmaßendem Stolze über den andern. Auch fehlt es hier nicht an traurigen Erfahrungen, die die Achtung gegen die Menschheit und den Glauben an sie vermindern, und an Mißverständnissen, die uns entzweyen.

Freylich gibt es, auf der andern Seite, auch wieder manches, was uns zu den Menschen hin-

zieht, und bald Theilnahme, bald Dankbarkeit, bald Achtung für sie erwecket. Aber das Alles ist nur ein geringes Gegengewicht.

Soll uns die Menschheit wehrt bleiben, sollen wir uns, in Tugend und Religiosität, freudig mit ihr vereinigen: dann muß es uns fühlbar werden, daß uns feste und heilige Bande an sie knüpfen. Und das wird uns nirgends fühlbarer, als in einer religiösen Versammlung; wo alle in dem zusammentreffen, was ihnen das Wichtigste ist; wo sich alle vor einem Geiste der Welt demüthigen; wo sich alle als moralische Wesen gleicher Rechte und gleicher Pflichten, gleicher Zwecke und gleicher Bedürfnisse bewußt sind; wo uns alle als Wesen, die nach Einem streben sollen, die in Einem ihr Heil finden — wo uns alle als Geweihte der Ewigkeit erscheinen, und wo die Verschiedenheiten des irdischen Lebens in den Schatten des letztern verschwinden.

Nachdrücklich wirkt die kirchliche Andacht auf die Liebe hin, die der Geist und das Erhabenste der Tugend ist.

Zehnter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Umgang mit der Natur und mit Menschen.

Die Natur war immer die Freundinn weiser und guter Menschen. Ihr verdankten sie ihre kostbarsten Freuden, in ihrem Schooße verlebten sie ihre glücklichsten Stunden. An ihrer Brust fanden sie Trost in den Widerwärtigkeiten, Ruhe in den Stürmen des Lebens. Sie gab ihnen, was ihnen die Welt versagte, Zuflucht, Schutz und reinen Selbstgenuß. Hier sammelte ihr Geist Muth und Kräfte zu neuer Thätigkeit. Hier ward in ihnen der heilige Sinn gebildet, der sich bey allen Reitzen und Versuchungen unbefleckt erhielt — hier das wohlwollende Herz, das alles mit Liebe umfaßte, und nie müde wurde, mit Liebe zu wirken.

Von dem Umgange mit der Natur dürfen wir auch Stärkung für die moralisch religiöse

Gesinnung erwarten. Mit sanfter Hand entzieht uns die Natur den verderblichen Eindrücken der Welt, um uns bessern hinzugeben. Wo vergessen wir so leicht und so gerne was uns hier blendete und betrog, was hier heftige Leidenschaften erregte, und uns in traurige Kämpfe mit uns selbst verwikkelte, als wo alles uns zur Ruhe und zu einer klaren Ansicht der Dinge stimmt? Wo entschwindet leichter der Betrug des Lebens, als da, wo uns überall die ungeschmückte Wahrheit umgibt? Wo reißen wir uns leichter los von dem, was den Geist betäubt und verwirrt, als da, wo die Stille so heiter ist, wo jeder freye Blick um uns her auf so viele Schönheiten, auf so viele anziehende Gegenstände einer besonnenen Aufmerksamkeit fällt? Wo fühlen wir uns so aufgelegt zur Selbstbetrachtung, zur Erwägung der höhern Bedürfnisse unsers Daseyns, als da, wo alles Aeussere uns auch in uns selbst hinein führt?

Alle Empfindungen, welche hier im Herzen erwachen, sind einfach und doch süß, wohlgeordnet, und doch entzückend, Befriedigung ohne groben Genuß, frohes Sinnengefühl ohne erhitzte Aufwallung; alles versetzt uns in diejenige Verfassung, in welcher die Tugend am besten gedeiht, und mit welcher sie sich am glücklichsten vereinigt.

Im Umgange mit der Natur lernt der Mensch noch etwas anders lieben, als was den Eigennutz befriedigt — an andern Gütern Geschmack finden,

als um welche sich der große Haufe in der Welt herum treibt, und um welcher Willen er das Köstlichste an sich verderben läßt

Viel wäre schon gewonnen, wenn uns der Umgang mit der Natur nur dem entrückte, was immer auf uns eindringt, wenn er uns nur begreiflich machte, daß man noch anders denken und anders sich freuen könne, als man gewöhnlich denkt und sich freut.

Aber er wirkt noch weit mehr. Die Natur zeigt uns überall Spuren von Harmonie und Ordnung, die wir nicht aufmerksam betrachten können, ohne die Aufgabe unsers Lebens besser verstehen zu lernen, ohne unsern Sinn für Harmonie und Ordnung zu verstärken. Ihre Eintracht, Mäßigung und Sparsamkeit, ihre Thätigkeit und Genügsamkeiit empfehlen sich uns zu Mustern des Lebens.

Die Natur ist Ausdruck moralischer Ideen und voll Beziehungen auf die Tugend, uns diese abzubilden und zu empfehlen. Wir lernen, indem wir sie mit sittlichem Gefühle betrachten, jene überall als das Herrlichste und Mächtigste — ihr Gesetz als das Höchste im Weltall erkennen und verehren.

Die Schönheit der Natur ist der Schönheit der Seele verwandt. Wenn unser Auge an ihren Gestalten Gefallen findet: dann werden edle Züge des Charakters dem Herzen nicht gleichgültig bleiben. Wer oft unter den erhabenen Erscheinungen und Schauspielen der Na-

tur wandelt, und sein Gemüth den Eindrücken derselben hingibt, der gewöhnt sich unvermeidlich an eine erhabene Art zu denken; das Große wird seinem Geiste Bedürfniß und Lust. Er kann unmöglich an dem Kleinen, dem sich gemeine Seelen ergeben, Wohlgefallen finden. Er kann nichts Niedriges und Verächtliches bey sich dulden.

Das Gefühl des Erhabenen gränzt an das Gefühl der Selbstachtung, und dieses ist die vorzüglichste Stärke des Tugendhaften. Wer am Erhabenen seinen Geist nährte, dem kann es bey weitem nicht so schwer fallen als andern, sich selbst zu besiegen.

Ganz besonders ist die Betrachtung der Natur dem Religiösen in der Gesinnung förderlich. An ihr entwickelt sich der religiöse Sinn; aus ihr kommt dem Gemüthe die erste Ahndung von etwas, das, über die Welt erhaben, diese in hoher Ordnung beherrscht. Man kann darum auch nicht zu ihr zurückkehren, ohne im Glauben, in der Liebe, und in der Verehrung gestärkt zu werden.

Zwar gelangt das Religiöse erst durch das Sittliche, durch die Regungen des Gewissens und durch das Bewußtseyn unsrer höchsten Aufgabe, zur vollständigen Entfaltung seines Wesens. Aber immer thut es dem Herzen wohl, was die innere Stimme ihm verheißt, in der äußerlichen Welt bestätigt zu finden. Immer bedarf der sinnliche Mensch der Mahnung an das Höhere, um an

diesem treu zu hangen, und es nie zu vergessen. Immer spricht der Geist lebendiger zu ihm aus dem sinnlichen Zeichen.

Wenn ihn das Gesetz in seiner Brust den höchsten moralischen Willen in Demuth anbethen lehrt: so zeigt ihm die Natur Gott in der Blume und im Sonnenglanze, im heitern Lichte und in den Schauern der Abenddämmerung, im klaren Spiegel der Wasserfläche und in der donnernden Katarakte.

Hier lernt er lebhafter für Gott fühlen, und sich freudig dem Unendlichen ergeben, der ihm überall in Schönheit und Majestät, in Milde und Größe nahe ist.

Ist aber der Umgang mit der Natur schon stärkend für die edle Gesinnung: so wird es der Umgang mit guten und wahrhaft religiösen Menschen noch weit mehr seyn; besonders wenn er sich der vertrautern Freundschaft nähert.

Hier werden wir überzeugt, daß eine überall behauptete würdevolle Denkart und ein tugendhaftes Verhalten auch da nicht unmöglich sey, wo der heftigste Reitz der Sinnlichkeit und die größte Macht der Angewöhnung widerstreben; woran wir, nach manchem vergeblichen Kampfe mit uns selbst, nach so manchem neuen Fehltritte, ohngeachtet der heiligsten Vorsätze, oft zweifeln möchten.

Auch der Beste ist nicht von allen Fehlern frey; keiner bringt es auf Erden zur vollendeten Reinheit des Wollens und des Gesinntseyns. Aber wahrhaft

gute und religiöse Menschen haben immer an sich selbst ernstlich gearbeitet — und das ist nie umsonst gewesen. Sie arbeiten noch immer an sich selbst — und wir sehen die glücklichen Erfolge. Sie haben sich über manche Schwäche erhoben, die uns ein unvertilgbares Erbtheil der menschlichen Natur zu seyn scheint. Sie haben mächtige Leidenschaften bezwungen, und darin eben die Größe ihres Charakters bewährt. Vergebliche Versuche haben sie nicht abgeschreckt, und endlich ist es ihnen gelungen.

Sollte diese Bemerkung, die wir im Umgange mit ihnen täglich machen, nicht auch in uns Glauben an uns selbst und Glauben an die Menschheit wecken? Und wird der Glaube, daß wir mit einem festen Willen alles vermögen, nicht diesem Willen hohe Kraft verleihen, und uns zu einem hohen Enthusiasmus befeuern?

In der Nähe von guten Menschen, die uns theuer sind, und deren Achtung wir gerne bewahren möchten, vergessen wir uns nicht leicht. Wir zügeln da Leidenschaften, denen wir sonst alle Gewalt lassen. Wir hüthen uns vor Uebereilungen, die wir sonst täglich begehen, und werden dadurch geübt in der Wachsamkeit über uns selbst und in der Selbstbeherrschung. Unser Geist nimmt in ihrer Nähe eine ernsthaftere Richtung; ihm werden Gedanken und Gefühle, die für die Bildung des Charakters von großer Wichtigkeit sind, näher gebracht.

Wir erblicken die Tugend hier in der thätigen Darstellung — und so wirkt sie ganz anders als im todten Worte, in der allgemeinen Forderung, und selbst in der stärksten Regung des Gewissens; in ihren einzelnen Zügen, in ihren speciellsten Aeusserungen entfaltet sie sich — ein freyes und schönes Leben — vor unsern Augen.

Wir erblicken sie hier in ihrem hohen Wehrte und in ihrem segensvollen Einflusse auf das ganze Daseyn. Die begeisterte Schilderung von ihr mag uns für den Augenblick hinreißen, und zu den warmen Entschließungen entflammen; aber für die Dauer hat sie bey weitem die Wirkung der einfachsten, anspruchslosesten Erscheinung nicht. Man muß sie handeln sehen, man muß in ihr die stillen Züge des Herzens belauschen, um ganz zu fühlen, was sie ist. Wo sie großmüthig vergibt, edelmüthig aufopfert, standhaft duldet, hochherzig glaubet und hofft, wo ihr göttlicher Friede das Gemüth erfüllt: da wird ihre Würde am meisten erkannt; da zieht sie mit sanfter Gewalt das Herz an; da macht sie Eindrücke, welche so bald nicht wieder verlöschen.

In der Nähe edler und religiöser Menschen umschwebt uns gleichsam ein edler und religiöser Geist, der sich unsrer unwillkührlich bemächtigt.

Wir können nicht umhin von denen anzunehmen, welche wir immer vor Augen haben. Ohne daß wir es merken, theilen sich uns ihre Stimmung, ihre Art zu denken und ihre Maximen mit. Bloß weil

wir sie immer sehen, und die Vorstellung derselben uns geläufig wird, nehmen wir ihre Sitten an.

Wir hören sie über ihre Grundsätze sprechen, diese Grundsätze entwickeln und vertheidigen — und machen sie zu den unsrigen.

Wir wünschen von ihnen geschätzt zu werden, uns ihres Vertrauens und ihrer Liebe immer mehr wehrt zu machen, und uns fester mit ihnen zu vereinigen. Dies gelingt uns aber nur dann, wenn wir uns nach ihnen bilden, und ihren Geist in uns aufnehmen.

Es kann nicht fehlen: in der Nähe der Guten füllt sich unsre Seele mit schönen und edeln Gedanken, die bald zur That reifen.

Die Freundschaft guter Menschen ist selbst schon Erweisung einer erhabenen Gesinnung — herrlicher Sieg über den Egoismus. Im vereinten Streben schlagen aber auch die Herzen höher empor mit verstärkter Liebe zur Tugend.

Elfter Brief.

Die Gesinnung im Leben.

Die Gesinnung soll ins Leben übergehen, sich mit der That vereinigen, und sich in steter Uebung des Rechtes und in treuer Vollbringung der Pflichten offenbaren.

Hier hat sie noch mit mancherley Hindernissen zu kämpfen, die bald aus dem Verstande, bald aus der Stimmung des Herzens und bald aus den Umgebungen kommen. Ihre eigne Stärke ist oft nicht hinreichend, ihr überall siegreichen Einfluß zu verschaffen. Sie muß auf andre Kräfte des Geistes wirken; diese müssen für ihr Einwirken Empfänglichkeit haben, und ihr zu Gebothe stehen; wenn sie in Handlungen sichtbar werden soll. In dieser Hinsicht sind daher noch eigne Mittel anzuwenden.

Unter denselben ist Aufklärung des Verstandes das erste.

Wir nennen jemand aufgeklärt, wenn er die Kenntnisse, die sich auf uns selbst und auf unsre nächsten Verhältnisse im Leben beziehen, die uns in den Stand setzen, weise und diesen Verhältnissen angemessen zu leben, unsre Zwecke zu erreichen, und uns überall nützlich und angenehm zu machen — wenn wir fähig sind, unsern Verstand recht zu gebrauchen, alles aus dem wahren Gesichtspuncte zu betrachten, und richtig zu beurtheilen, alles schnell zu durchschauen und zu überblicken, sich in allem bald zu orientiren, und jede Einsicht zweckmäßig anzuwenden.

Ohne diese Aufklärung des Verstandes ist es nicht möglich, sich mit Anstand in der Gesellschaft zu behaupten, und sich die Achtung der Vernünftigen zu versichern.

Wo es an derselben gänzlich fehlt: da wird die gute Gesinnung schwerlich entstehen — man versteht sich selbst und seine Aufgabe nicht. Noch schwerer aber wird es ihr fallen, sich auszuführen in würdigen Thaten.

Ein aufgeklärter Verstand nimmt leicht von selbst die Richtung auf das Gute und Heilige hin; er findet überall Erscheinungen, die nur dann begreiflich werden, wenn er sie in Beziehung auf ein Höchstes im Leben und in der Welt betrachtet — überall Bedürfnisse, für die nur hierin Befriedigung ist. Das ist das Zeichen wahrer Aufklärung, daß man das Leben in seinem Zusammenhange faßt — und dieser

Zusammenhang wird allein von dem gehalten, was über dem erscheinenden Leben liegt.

Ein aufgeklärter Verstand lehrt alles mit geschärftem Auge ansehen, verbreitet volles und reines Licht über alle Angelegenheiten, und deutet überall auf die sittlichen und religiösen Lehren hin, nach welchen diese Angelegenheiten beurtheilt werden müssen. Ein aufgeklärter Verstand regt überall das sittliche Gefühl an, und führt zu mannichfaltigen moralischen Ansichten, welche die Tugend immer mehr mit dem Leben befreunden.

Ein aufgeklärter Verstand muß uns vor den Irrthümern bewahren, welche den Geist der Tugend und der Religion verdüstern, und seinen Einfluß auf das Leben entweder erschweren oder irre leiten. Ein aufgeklärter Verstand muß verhüthen, daß unsre Religion nicht Aberglaube — unsre Tugend nicht menschenfeindliche Strenge werde, daß beyde nicht in Schwärmerey ausarten, daß die Einbildungskraft nicht in das Gebieth der Träume oder mystischer Speculationen ziehe, was freudige und erleuchtete That werden soll. Bekanntschaft mit dem sinnlichen Leben muß uns von dem rechten Gebrauche des Uebersinnlichen belehren, daß des Geistes Kraft sich nicht an vergebliche Grübeleien verschwende, und sich der Wahn nicht bey uns einschleiche, wir kämen dann unsrer Bestimmung am nächsten, wenn wir uns am weitesten von der Welt entfernen.

Ein aufgeklärter Verstand muß uns die Gränzen des Erkennbaren andeuten, und uns in die Sphäre einweisen, in welcher allein wir unsre Kräfte auf eine würdige und nützliche Art verwenden können.

Um der edeln Gesinnung stets gemäß zu handeln, müssen wir unsre Pflichten genau kennen. Das Gewissen erinnert nicht immer an sie, und läßt sie uns nie vorher in der Ordnung und in dem Zusammenhange überblicken, worin sie unserm Geiste vorschweben müssen, wenn wir ihnen vollkommen Genüge leisten sollen. Wir müssen zu dem Ende wissen: nicht bloß, was wir im Allgemeinen als Menschen zu thun und zu lassen haben; sondern auch, was uns in besondern Verhältnissen, in Beziehung auf das Eigenthümliche unsrer Natur und unsrer Lage obliegt; wann und unter welchen Umständen jedes zu thun ist; was wir uns selbst, was wir der Menschheit, dem Einzelnen, dem Berufe, dem Gatten, dem Freunde, den Kindern u. s. w. schuldig sind. Dazu wird aber erfordert, Kenntniß dieser Verhältnisse, ihrer Bedeutung, ihrer Tendenz und ihrer Verbindung mit dem Leben im Ganzen.

Selbst, wenn wir diese besitzen, bleibt in dem einzelnen Falle noch mancherlei anzuwenden, zu modificiren, und auf eine eigne Art zu entscheiden übrig, wobey nur ein aufgeklärter Verstand sich zurecht findet.

Soll aber Aufklärung uns diese Unterstützung leisten: dann muß sie eine wahre seyn, geleitet von Unbefangenheit und Freyheit des Geistes, von reiner Liebe zur Wahrheit, von hellem Bewußtseyn unsrer religiösen und moralischen Bedürfnisse, ohne Partheysucht, ohne Neigung zum Alten oder Neuen. Sie muß nicht über die Gränzen des Verstandes hinaus streben — nicht über dem Theoretischen das Praktische vergessen — nicht ausarten in Oberflächlichkeit, Vielwisserey und Raisonniersucht.

Nicht immer sind uns die Resultate des Nachdenkens gegenwärtig. Nicht immer erinnern wir uns dessen, was wir als Pflicht erkannt haben. Im lauten Geräusche des Lebens, im Gedränge der Weltarbeit, im Aufruhr heftiger Leidenschaft ist oft die erleuchteteste Einsicht nicht stark genug, uns das, was wir thun sollen vorzuhalten.

Soll sich auch da die gute Gesinnung nicht verläugnen: dann muß unser Gewissen laut, bestimmt, fest und sicher sprechen. Es ist das Einzige, was uns noch retten kann, wo alles andre uns verläßt. Deßwegen bedarf es einer sorgfältigen Bearbeitung des Gewissens, damit es uns diesen Dienst nicht versage.

Das Gewissen soll wachsam bleiben. Darum ist es nöthig: daß man auch seine leisern Aussprüche nicht überhöre; daß man auch in Kleinigkeiten nie über das wegdenke, woran es uns erinnern will; daß man sich vor solchen Situationen hüthe, in wel-

chen es gewöhnlich zum Schweigen gebracht wird; daß man oft auf dasselbe reflectire, ihm zu einer genauern Entwickelung behülflich sey, und sowohl die angenehmen als die schmerzhaften Empfindungen, die es in uns hervorbringt unterhalte — jene, damit die Neigung ihm zu hören und zu folgen sich vermehre — diese, damit es nie verstumme, und wir uns ernstlicher anstrengen, durch ein pflichtmäßiges Verhalten seine Vorwürfe zu vermeiden.

Das Gewissen soll immer rein und wahr sprechen. Jugendeindrücke, Erziehung, herrschende Vorurtheile, religiöser Wahnglaube und Temperament verfälschen dasselbe oft. Wo das aber der Fall ist, da leitet es auch unsre Handlungen irre, da duldet und verewigt es fehlerhafte Eigenschaften des Herzens, und legt uns nicht selten einen beschwerlichen Zwang auf, den die Pflicht gar nicht fordert.

Darum ist nöthig, daß man die Aussprüche seines Gewissens oft beachte, sie unter sich vergleiche, sich ihres Grundes und Zusammenhanges bewußt werde, sie nach den höhern Regeln des Rechtverhaltens prüfe, und jeden verfälschenden Einfluß des Verstandes und des Herzens von ihnen abhalte, jedes anderweitige Interesse, das sich in unser Urtheil über Recht und Unrecht mischen will, unterdrücke.

Das Gewissen soll fest seyn, und mit sich selbst übereinstimmen; nicht was es jetzt billigt, nachher mißbilligen, nicht was es jetzt für erlaubt erklärt,

nachher tadeln. Ohne Festigkeit im Gewissen ist auch keine Festigkeit im Thun und keine Einheit im Charakter möglich.

Daher ist nöthig: daß wir unser Gewissen auf unveränderliche Grundsätze zurückführen; daß wir in der Beurtheilung jedes Einzelnen nur auf das sehen, was dahin gehört, und uns durch die abweichenden Meinungen anderer nicht irre machen lassen; daß wir uns gewöhnen, nach dem, in ernstlicher Prüfung, Erkannten zu handeln, ohne uns durch kleine Bedenklichkeiten und unnütze Nebenbetrachtungen irre machen zu lassen.

Oft sind die Aussprüche des Gewissens nicht deutlich und bestimmt genug. Sie vermischen sich mit andern Thätigkeiten der Seele. Es äußert sich mehr in unruhigen Ahndungen als in solchen Einsichten, die unser Verhalten leiten könnten.

Hier ist nöthig, sie näher ins Auge zu fassen, ihre Bedeutung und Tendenz zu erforschen, und sich überall zur genauen Aufmerksamkeit auf das, was in unserm Innern vorgeht, zum richtigen Unterscheiden und bestimmten Denken zu nöthigen.

Endlich ist auch Heiterkeit der Seele ein vorzügliches Mittel, den Uebergang der Gesinnung zur That zu erleichtern.

Der Trübsinnige ist gewöhnlich zu allem verdrossen. Wenn sittliche und religiöse Angelegenheiten ihn beschäftigen: so geschieht es mehr, daß er in ihnen für seinen finstern Ernst Nahrung finde, als

daß sein Leben durch sie gebildet werde. Sie erscheinen ihm auch in einer solchen Gestalt, worin sie mehr geschickt sind, ein melancholisches Grübeln, ein dunkles Hinbrüten des Geistes, als eine rüstige Thätigkeit zu erwecken — mehr dazu geeignet, den Geist nieder zu schlagen, und seine Kräfte zu lähmen, als ihn zu erheben und zu befeuern. Man versinkt dabei immer mehr in einen bloß leidenden Zustand; man verliert allen Muth und alles Zutrauen zu sich selbst, die doch zur Bildung eines sittlichen und religiösen Lebens so unentbehrlich sind.

Eine heitere Seele läßt uns immer mit ungetrübtem Blicke in die Welt schauen, wobei die tugendhafte Wirksamkeit nicht schwer werden kann. Sie ist frei von herrschenden Leidenschaften, welche dieser Wirksamkeit so große Hindernisse in den Weg legen — frey von den vielen ängstlichen Rücksichten, wodurch die Aufmerksamkeit auf die Pflicht und die ernstliche Bemühung für sie so oft zerstreut wird.

Gerne ist der Frohe thätig; gerne nimmt er die Lehre des Gewissens an — und vollbringt, was ihm aufgegeben ist.

Diese Heiterkeit der Seele ist aber nicht Leichtsinn. Leichtsinn ist Thorheit, Mangel an Gefühl und Nachdenken. Er verdirbt das Herz, und verschließt es den Eindrücken des sittlichen und religiösen Gefühles.

Heiterkeit ist Frohsinn, eine Frucht der Weisheit. Gefühl und Nachdenken geben ihr die meiste

Nahrung. Sie gesellt sich oft zu einem vernünftigen Ernste; und bei ihr ist das Herz wohl verwahrt.

Gesundheit des Körpers und des Geistes sind die vorzüglichsten Quellen der wahren Heiterkeit. Da aber der Körper in dieser Hinsicht nicht ganz in unsrer Gewalt ist; da unzählbare uns unbekannte oder für uns unabwendbare Zufälle das natürliche Gleichgewicht seiner Verrichtungen aufheben: so werden wir auf den Geist vorzüglich unsre Sorgfalt zu richten haben.

Hier müssen wir denn darauf sehen: daß unter den Kräften des Geistes ein richtiges Verhältniß bleibe; daß Sinn, Fantasie und Verstand im glücklichen Vereine mit einander wirken; daß kein Gefühl uns zu stark erschüttere, und keine Begierde zu heftig hervorbreche.

Alles so zu nehmen wie es ist; an keiner Sache das Gute und das Mangelhafte zu verkennen; nichts übermäßig zu schätzen; kein Uebel in der Fantasie zu vergrößern; alles in seinem Zusammenhange zu betrachten, und nie die entferntern Folgen zu übersehen; an nichts so sein Herz zu hängen, daß man mit Einem alles verlöre: seine Zufriedenheit möglichst unabhängig zu machen von äußern Dingen und Zufällen, und sie fester zu gründen in sich selbst, im Bewußtseyn dessen, was man ist und thut; sich zu einem vertrauten Umgange mit sich selbst zu gewöhnen; sich im Genusse des Vergnügens zu mäßi-

gen, daß er nicht Verstimmung, Ueberdruß und Reue erzeuge: das sey angelegentliches Bestreben dem, der Frohsinn bewahren will.

Nichts trägt aber mehr dazu bei, als eine wohlgeordnete und unermüdete Thätigkeit. Sie zerstreut die Wolken des Grames; sie lenkt die Aufmerksamkeit selbst vom körperlichen Schmerze ab; sie hält dem Geiste immer interessante Ideen und Zwecke gegenwärtig, deren Verfolgung und Erreichung ihm eine unversiegbare Quelle reiner Lebensfreuden wird; und verschafft ihm im Gebrauche seiner Kräfte das süße Gefühl eines ungetheilten Wohlseyns. O, gewiß es kommt nur auf uns an, die Heiterkeit der Seele zu erlangen und zu behaupten, die leicht in frohe Pflichterfüllung übergeht.

Zwölfter Brief.

Bildung zur Tugend. Ideal. Selbsterkenntniß.

Mit der moralisch religiösen Gesinnung und der Aeußerung derselben in pflichtmäßigen Handlungen ist noch nicht die Bildung des Charakters vollendet. Diese erfordert insbesondere noch Anwendung des Guten und Heiligen, das die Gesinnung umfaßt, auf das Eigenthümliche des innern Lebens, auf die Stimmungen und Neigungen des Herzens.

Die Gesinnung soll sich gestalten zu bestimmten und festen Handlungsweisen, die das Sittliche und Religiöse im Gemüthe in der Form eines besondern Daseyns darstellen. Darin besteht die Bildung zur Tugend. Hier erst geht die Gesinnung ganz in uns hinüber, um alles Widerstrebende in Ein

Ganzes zu vereinigen, worin Göttliches und Menschliches harmonisch in einander greifen.

Die Bildung zur Tugend ist eine absichtliche. Sie wird überall von einer bestimmten Erkenntniß geleitet; von Erkenntniß so wohl der Gestalt, die das Gemüthe empfangen — der Tugend in ihren einzelnen Bestandtheilen — als auch des Gemüthes selbst, das diese Gestalt annehmen soll.

Es kommt also zuerst darauf an, daß uns ein richtiges Ideal des tugendhaften Charakters und Lebens vorschwebe.

Ohne das fehlt es unsern Bemühungen an einer bestimmten Richtung, an Zusammenhang und Uebereinstimmung. Ohne das ist es nicht möglich, die Tugend in ihrer Einheit und Lauterkeit zu erreichen. Selbst der niedere Grad wird nur dann erlangt, wenn man das Höchste treu im Auge behält.

Dieses Ideal darf der Strenge ihrer Forderungen nicht das Mindeste vergeben; ihm darf nichts fehlen, worin die Tugend sich irgend thätig erweist. Es muß alle bedeutende Situationen des Lebens umfassen, und in demselben die Erscheinung der Mäßigung, der Menschenliebe, der Seelenstärke, der Klugheit und der Religiosität darstellen. Die Sanftmuth, die Demuth und die Ergebung, die Arbeitsamkeit, die Theilnahme, der Gemeingeist, die Mildthätigkeit, die Dienstfertigkeit, die Vaterlandsliebe, die Treue, die Zärtlichkeit, die Häus-

lichkeit, die Dankbarkeit, die Anhänglichkeit, die Leutseligkeit und die Höflichkeit, die Enthaltsamkeit, die Geduld, der Muth und die Standhaftigkeit, die Verehrung, die Liebe und das Vertrauen zum Heiligen müssen in Einem Bilde der Seele gegenwärtig seyn, welches Klarheit und Lebhaftigkeit genug besitzt, um diese oft und angelegentlich zu beschäftigen. Wir müssen wissen, worin der Geist dieser Tugenden bestehe, und wie sie, jede auf ihrem Felde, sich äußern.

Um zu diesem Ideale zu gelangen, ist das Studium der Moral, wenigstens in ihren Hauptgrundsätzen, unentbehrlich. Trefflich wird uns aber dabei die Aufmerksamkeit auf das Gewissen, wie es sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu vernehmen gibt, vorzüglich auf seinen Tadel bei dem Lautwerden eigner Neigungen, und die Betrachtung solcher Menschen, die es in der Tugend und Religiosität zu hoher Vollkommenheit gebracht haben, unterstützen. Auch ist es nützlich, auf diejenigen zu sehen, die, von einem glücklichen Naturell begünstigt, sich in einzelnen Tugenden herrlich auszeichneten.

Haben wir uns des Ideals, dem wir nachstreben sollen, versichert: dann ist nöthig, das Verhältniß desselben zu dem Besondern unsers Lebens auszumitteln, oder dasselbe auf unsre Lage und natürliche Beschaffenheit anzuwenden. Selbsterkenntniß ist das Zweite der Bildung zur Tugend. Sie muß uns belehren: wie die Tugend in das

Leben hinüber zu leiten sey; welchen sittlichen und religiösen Stoff sie in uns vorfinde; wie sie sich zu unsern besondern Stimmungen, Neigungen und Trieben verhalte; was davon benutzt werden könne, und was, als ihr widersprechend, vertilgt werden müsse; und von welcher Seite die Tugend in uns am meisten gefährdet werde.

Selbsterkenntniß ist die Frucht ernstlicher Selbsterforschung. Dabei haben wir uns vornehmlich folgende Fragen vorzulegen: wie sind die Forderungen der Tugend nach den Fähigkeiten, die ich besitze, nach dem Stande, den ich bekleide, und nach den Verbindungen, worin ich lebe, näher zu modificiren? wie soll sich bei mir, in Rücksicht auf diese Umstände, Mäßigung, Menschenliebe und Seelenstärke, Klugheit und Religiosität zeigen? welche besondere Veranlassungen habe ich, Sanftmuth, Demuth und Ergebung zu beweisen — welchen Beruf thätig zu seyn, welche Gelegenheit zur Theilnahme, zum gemeinnützigen Wirken, zur Mildthätigkeit und Dienstfertigkeit — und welches Vermögen zu dem allem? was gibt es für mich zu erdulden, muthvoll zu beginnen, und standhaft zu vollführen? u. s. w.

Die Tugend soll das Eigenthümliche des Geschlechtes, wie des einzelnen Menschen, nicht vertilgen, sondern, so weit es mit ihr bestehen kann, in sich aufnehmen, und es verarbeiten zu einem in seiner Besonderheit vollkommnen Daseyn.

Daraus ergeben sich wieder neue Fragen: wel-

che Tugenden gehören vorzüglich für mein Geschlecht, für mein Alter und für meine Gemüthsstimmung? welchen Stoff finde ich zu dieser oder jener Tugend in mir? wie muß sich diese oder jene Tugend meinem Temperamente und meinem Naturell gemäß äußern? in welchem Verhältnisse müssen bei mir die einzelnen Tugenden stehen? welche soll unter den übrigen vorherrschen? welche kann die übrigen am meisten vorbereiten, nähren und stärken?

Das Wesentliche in der Bildung der Tugend ist die Verbesserung fehlerhafter Maximen. Von diesen ist kein Mensch frei; und bei den meisten finden sie sich in großer Anzahl. Sie haben ihre erste Quelle in den natürlichen Neigungen des Herzens; und was auf diese Einfluß hat wirkt auch zu jenen mit. Die Macht der Gewohnheit gibt ihnen größere Stärke.

Um sie zu verbessern, müssen wir sie genau kennen, nach ihrer Beschaffenheit, nach ihrem Ursprunge, nach ihrer Größe, nach ihrem Verhältnisse zu andern angenommnen Maximen und nach ihren Aeußerungen, selbst nach denjenigen die uns unbedeutend zu seyn scheinen.

Wir müssen wissen: welche Fehler wir überhaupt an uns haben; wie diese mit unsern Empfindungen, Stimmungen, Meinungen und Trieben zusammen hangen; welche unter ihnen die herrschenden sind, und wie diese die andern nach sich ziehen;

gegen welche wir unsre Vorkehrungen richten, und welche Mittel wir deßwegen ergreifen müssen.

Dies ist nur möglich durch sorgfältige Selbsterforschung und genaue Vergleichung dessen, was wir an uns entdecken, mit dem Ideale der Tugend. Damit ist aber eine sehr schwierige Aufgabe angekündigt. Tausend Menschen mögen andre weit besser kennen, und weit richtiger beurtheilen als sich selbst. Dem strengen Richter, dem die kleinste fremde Thorheit nicht entgeht, bleiben oft die auffallendsten Gebrechen des eignen Herzens verborgen.

Es gibt Fehler, die sich an uns täglich offenbaren, deren schmerzliche Folgen wir oft empfunden haben, und in Ansehung derer wir doch weit davon entfernt sind, sie uns zuzuschreiben, oder sie für wirkliche Fehler zu erkennen. Die größten Egoisten halten sich gewöhnlich für sehr bescheidene und uneigennützige Leute. Wenn ihnen auch ihre Handlungsweise kein Geheimniß seyn kann: so meynen sie doch, die Rechtlichkeit derselben vertheidigen zu können.

In den meisten Fällen ist es schon an sich schwer, sich genau und richtig kennen zu lernen. Es ist nicht genug mit seinen auffallendsten Gebrechen bekannt zu seyn; man soll auch mit den geheimsten bekannt seyn. Es ist nicht genug, zu wissen, was an der Oberfläche des Herzens haftet; man soll auch wissen, was in den Tiefen desselben vorgeht, woher allein die wahren Aufschlüsse über unsern sittlichen Zustand gehohlt werden können. Es ist nicht genug, einzelne Züge seines

Innern erforscht zu haben — die ganze Gestalt dieses Innern soll sich, in ihren einzelnen Zügen, vor uns entfalten.

Die bedeutendsten Fehler ziehen sich oft vor dem Blicke des Beobachters am meisten zurück; und überall begegnen ihm Erscheinungen, die ihm unvereinbar zu seyn dünken.

Es wird eine anhaltende Aufmerksamkeit auf sich selbst, ein geübter Sinn, alles, auch das Gleichgültigste, zu bemerken, Stärke und Besonnenheit des Geistes, die durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nicht verwirrt wird, erfordert, um sich selbst ganz kennen zu lernen.

Dazu kommt der täuschende Schein vieler Handlungen. Sie sind etwas ganz anders, als wofür wir sie bei einem flüchtigen Anblicke halten möchten. Wir haben dabei andere Absichten und andre Motive, als womit wir uns selbst schmeicheln. Wir glauben oft sehr uneigennützig gehandelt zu haben, wo uns doch der Vortheil leitete. Wir rechnen uns die Wirkung des Phlegmas leicht für Selbstbeherrschung, einen unsittlichen Freudenhaß für weisen Ernst, die Thaten des Ehrgeitzes für Aufopferungen des Edelmuthes an. Die Sinnlichkeit bringt überall Erscheinungen hervor, die der Tugend auffallend gleichen, und die nur schärfere Prüfung davon unterscheidet.

Um diesen Schein zu zerstreuen müssen wir tiefer in das Wesen unsrer Handlungen eingehen, sie

sorgfältiger zergliedern, und uns die Art, wie wir dazu gekommen sind, welche Gedanken und Empfindungen dabei in unsrer Seele herrschend waren, klar zu machen suchen. Und dazu haben wir selten Lust; gleich als ob uns schon ein heimlicher Verdacht gegen uns selbst anklebte.

Nicht weniger wird uns selbst Selbsterkenntniß erschwert durch das trügerische Lob andrer Menschen. Wie oft lobt man uns, ohne damit etwas Besondres sagen zu wollen, weil man gerade nichts andres weiß? — wie oft, ohne daß man uns hinlänglich kennt, bloß nach dem Scheine, oder gar nur nach dem unzuverlässigen Gerüchte? — wie oft, weil es Sitte ist, dieses und jenes löblich zu finden, und darüber entzückt zu werden? — wie oft, weil dieses und jenes sich selten gemacht hat, und daher schon in geringerm Grade zur Bewunderung stimmt? — wie oft auch bloß um unsre Eitelkeit zu kitzeln, und unsre Gunst zu erschleichen?

Das Lob lügt weit häufiger als der Tadel.

Gegen den Tadel waffnet man sich, und schreibt ihn bald der Kurzsichtigkeit, bald der übeln Laune, bald dem Hasse zu. Jeder aber leiht gerne dem Lobe sein Ohr.

Man unterhält die vortheilhafte Vorstellung; man gewöhnt sich an sie, und findet bald alles so, wie es uns ist vorgesagt worden. Die meisten werden vom Lobe so berauscht, daß die auffallendsten Erfahrungen sie nicht mehr irre machen.

Wird der fremde Beifall gar durch den Schein unterstützt: so ist das Zutrauen zu demselben unbeschränkt.

Eigenliebe lehrt uns immer das Beste von uns selbst glauben. Sie lenkt unsre Aufmerksamkeit von unsern Fehlern ab; oder sie erklärt dieselben aus falschen Gründen; oder sie weiß so vieles zu ihrer Beschönigung vorzubringen, daß sie aufhören, Fehler zu seyn.

Eigenliebe ist ein gefärbtes Glas, das uns alles an unserm Ich anders zeigt, und jeder schmeichelnden Vorspiegelung die Kraft der Wahrheit leiht. Selbst das, was wir an andern tadeln, dünkt der Eigenliebe an uns selbst entweder verzeihlich oder gar rühmlich.

Endlich ist es auch schmerzlich, sich schlecht, und schlechter zu finden, als man gedacht hat. Man sucht sich dergleichen Entdeckungen, so viel man kann, zu ersparen. Dies schreckt nicht allein von der ernstlichen Prüfung zurück, sondern hindert uns auch, wenn wir sie ja noch wagen, tief genug in uns selbst hinein zu gehen, und alles von allen Seiten und aus allen Gesichtspunkten zu erwägen. Wir freuen uns, wenn wir etwas zu unserm Vortheile entdeckten, und es liegt uns nichts mehr an, als darüber zu wachen, daß uns diese Entdeckung nicht durch andere Erfahrungen wieder verloren gehe.

Dreizehnter Brief.

Selbsterkenntniß.

Fortsetzung des Vorigen.

Sollen die, in meinem vorigen Briefe, angeführten Hindernisse uns nicht abhalten, zu einer richtigen Selbsterkenntniß zu gelangen: so wird vor allem andern das ernstliche Wollen derselben erfordert. Das ernstliche Wollen überwindet, wo es auf innere Thätigkeiten ankommt, immer; und was uns hier noch nicht gelang, das haben wir auch gewiß noch nicht ernstlich gewollt.

Die Schwierigkeiten der Selbsterkenntniß sind zwar groß; aber nicht so groß, daß wir dieselben gar nicht aus dem Wege räumen könnten. Wer mit sich selbst unbekannt bleibt: der hat entweder die Wichtigkeit der Sache noch nicht eingesehen; oder es fehlt ihm an Interesse für seine moralischen und religiösen Angelegenheiten.

Wollen wir ernstlich: dann wird das Beschämende unangenehmer Entdeckungen uns nicht zurückhalten, unser ganzes Betragen und alle Aeußerungen unsrer Neigungen scharf ins Auge zu fassen. Wir kennen dann einen Preis, der dieses bei weitem aufwiegt. Mit ruhiger Unpartheilichkeit werden wir in unser Inneres schauen, und alles von uns entfernen, was unsern Forschungen eine verkehrte Richtung geben würde. Kein Schein ist so täuschend, den wir nicht zu zerstreuen — kein Lob so schmeichelhaft, dem wir nicht seine Wirkung zu benehmen vermöchten. So mühsam das Geschäft seyn mag: wir biethen alle Anstrengung auf, um es zu vollenden.

Wer dieses ernstliche Wollen besitzt, der sucht nichts als die Wahrheit. Er ist entschlossen, alles zu nehmen, wie es ist, und sich durch keine vorgefaßte Meinung und durch keinen Wunsch des Herzens den Gesichtspunkt verrücken zu lassen. Er beschönigt nichts, was ihm ruhige Ansicht als verwerflich zeigt. Er sieht über nichts weg, was hier mit in Anschlag gebracht werden muß. Er betrachtet alles so genau und so anhaltend, als es nöthig ist, um die Wahrheit zu entdecken, und gesteht sich jedes Resultat redlich ein, wozu er auf diesem Wege gelangt.

Dieses ernstliche Wollen ist eine Frucht der guten Gesinnung. Wo sie erwacht ist, da liegt uns alles daran, in der Tugend und Religiosität voll-

kommen zu werden. Wir dürfen nur einsehen, wie unentbehrlich dazu eine richtige Selbsterkenntniß ist, um uns willig zu allem zu entschließen, was sie verlangt. Wo sich aber jene Gesinnung noch nicht findet, da kann man auch Selbsterkenntniß nicht ansinnen.

Man wird sich diese um so mehr erleichtern: je öfter und nachdrücklicher man sich an ihre Unentbehrlichkeit erinnert — daran erinnert, daß man ohne sie weder sein Glück, noch seine Bildung, noch seine Veredlung recht besorgen, sich weder in der Welt, noch in der Gesellschaft orientiren, weder auf eine angenehme, noch auf eine nützliche Art thätig seyn könne; daß ohne sie alles andre Wehrt und Bedeutung verliere. Vorzüglich muß man bedenken, daß alles daran gelegen sey, hier den Irrthum zu vermeiden, daß Selbstverkennung zum Verderben führe, daß die Beruhigung, welche die Täuschung gewährt, nur für Augenblicke süß, nachher desto unangenehmern Empfindungen Preis gebe.

Um sich selbst kennen zu lernen muß man sich selbst beobachten.

Selbstbeobachtung muß allen Erscheinungen unsers Gemüthes, allen Gefühlen, Entschlüssen und Handlungen zur Seite gehen. Wir dürfen nie aus uns hinaus sehen, ohne zugleich in uns hinein zu sehen; wir dürfen nichts denken und thun, ohne uns desselben, der Gründe, die uns dazu bewegen und der Art, wie wir uns dabei benehmen, bewußt

zu werden. Wir müssen die beständigen Zeugen unsers eignen Lebens seyn.

Auf diese Weise sammelt sich der Stoff, aus dem sich die Einsicht bildet. Auf diese Weise sind wir gesichert, daß uns nichts verborgen bleibe; und nicht selten werden uns sehr überraschende Bemerkungen zu Theil, die dunkele Gegenden unsers Innern plötzlich beleuchten.

In den Augenblicken, wo etwas in uns vorgeht, haben wir alles gegenwärtig, was zu einem richtigen Urtheil erfordert wird, mit den kleinsten Umständen. Nachher hat sich vieles verdunkelt; vieles ist ganz vergessen; die feinern Züge, die eigenthümlichen Bestimmungen eines Gedankens oder einer That sind fast immer dahin. Das Leben treibt den Menschen von Einen zum Andern, und führt immer neue Zwecke herbei, die seine Aufmerksamkeit ungetheilt anziehen.

Die meisten leben außer sich. Was sie sind, und was sie thun, wird kaum von ihnen bemerkt. Da darf es uns gar nicht wundern, daß sie sich selbst fremd bleiben.

Die Beobachtung während des Handelns selbst ist indeß doch nicht hinlänglich, uns eine befriedigende Kenntniß unsers innern Zustandes zu verschaffen. Gewöhnlich ist da unser Gemüth von zu vielem eingenommen, von dem gegenwärtigen Interesse zu sehr bewegt, als daß es etwas ruhig ins Auge fassen, und von allen Seiten betrachten könn-

te. Völlige Unpartheilichkeit ist hier schwer zu behaupten. Alles geht schnell und in mannigfaltiger Mischung vorüber. Nichts läßt sich lange genug festhalten. Vergleichungen anzustellen und Schlüsse zu ziehen, ist ohnehin nicht möglich.

Darum müssen noch ganz besondere Beobachtungen, denen wir uns absichtlich hingeben, und in welchen wir eigens mit der Erforschung unsers Innern beschäftigt sind, hinzukommen. So weit unsre Erinnerung reicht, müssen wir uns alles ins Andenken zurück rufen, was uns von dem, das wir dachten, fühlten, wünschten, begehrten und verrichteten Aufschlüsse über unsre Gemüthsverfassung geben kann. Um uns darin leichter zu orientiren, haben wir unsre Aufmerksamkeit vorzüglich auf diejenigen Neigungen zu richten, welche bei uns herrschend sind. Wenn auch nicht alles andre aus ihnen entspringt: so haben sie doch auf alles andre Einfluß. Wir können sie nicht betrachten, ohne daß uns zugleich alles, was in unserm Gemüthe vorgeht, wenigstens so weit klar werde, als es nöthig ist, um uns zur weitern Beobachtung zu reitzen. Durch sie ist der erste Grundriß des Charakters bestimmt; die übrigen Züge sind nur feinere Schattirungen, oder nähere Begränzungen, die sich mehr oder weniger nach ihnen richten müssen.

Mit ihnen fange man an; sie verfolge man in allen ihren Modificationen; von ihnen aus begleite man das Leben in seinen weitern Forbildungen, und

wende sich dann auch an dasjenige, was mit ihnen nur in entfernter Verbindung steht — denn reich ist das Gemüth und unendlich sind seine Entwickelungen.

Hüthen müssen wir uns, daß wir nicht beim Aeußern und Allgemeinen stehen bleiben. Das Aeußere ist oft ganz anders als das Innere, welches ihm zum Grunde liegt. Wer bloß das Allgemeine weiß, kennt nur noch wenig und dasjenige gar nicht, worauf es bei der Bearbeituug des Gemüthes am meisten ankommt. Das Allgemeine empfängt seine Deutung und sein Leben vom Besondern.

Es ist nicht genug, zu wissen, daß uns dieser oder jener Fehler eigen ist; wir müssen auch wissen, in welcher Gestalt, mit welchen Nebenzügen und auf welche Weise er uns eigen ist.

Was sich in Worten und in Thaten ausspricht, hat schon vieles von dem Charakter verloren, den es im Gemüthe hatte, und manche Rücksichten aufgenommen, die dem äußern Leben angehören und jenem fremd sind. Die bedeutungsvollsten Geheimnisse des Lebens bleiben im Gemüthe verschlossen. Die erste Regung, der Wunsch im Herzen, die Spiele der Fantasie und des Gefühles sind immer das Wichtigste. Dort muß man sich selbst belauschen — in der verborgensten Werkstätte der Gedanken und Empfindungen, um sichere Kunde von sich selbst zu erhalten.

Darum ist auch nöthig, daß man sich am meisten da beobachte, wo man sich am wahrsten zu äußern pflegt. Es gibt manche Fehler, die erst dann zum Vorschein kommen, wenn wir wissen, daß man uns bemerkt — da hingegen die meisten sich nur dann vernehmen lassen, wenn wir ohne Zeugen sind. Die Umstände regen oft zufällig ein Interesse in uns an, wodurch das, was uns sonst beherrscht, verdunkelt wird. Oft sehen wir uns genöthigt, unsern Gedanken und Empfindungen entgegen zu handeln, unsere Wünsche und Begierden äußerlich zu beschränken, während sie doch im Innern in ihrer ganzen Stärke fortdauern. Aus Gefälligkeit gegen die Menschen thun wir manches, was wir für uns nicht thun würden. Wo — und in wie fern dies bei uns der Fall sey, haben wir sorgfältig auszumitteln; theils damit wir auch in der Art, wie fremde Dinge auf uns wirken, uns selbst kennen lernen; theils damit wir erfahren, worauf wir in der Selbstbeurtheilung am meisten sehen müssen, und uns jedes Mahl in diejenige Lage versetzen, wo uns unser Inneres in seiner wahren Gestalt erscheint. Diese ist bei verschiedenen Menschen sehr verschieden.

Nicht weniger wichtig ist es, die Beobachtung derselben Erscheinung oft zu wiederhohlen. Dadurch wird uns dieselbe nicht allein immer deutlicher; sondern wir sehen auch besser ein,

wie viel davon den Umständen angehöre, und wie viel auf unsre eigne Rechnung komme.

Unsre Erfahrungen nehmen fast immer von unsrer veränderlichen Art zu sehen, und von den wechselnden Umgebungen der Gegenstände etwas an. Wir lassen weg, und setzen zu, je nachdem wir gestimmt sind. Der letzte Eindruck spielt in den gegenwärtigen hinüber. Vorzüglich ist das bei innern Erfahrungen der Fall. Die einmalige Beobachtung zeigt uns hier selten das Wahre. Nur dadurch, daß wir dieselbe Sache oft, in verschiedenen Lagen und Stimmungen, erwägen, lernen wir das Wesentliche vom Zufälligen unterscheiden. Was wir in jeder Stimmung und unter allen Umständen antreffen, das ist gewiß das Wahre.

Was nun solche Beobachtungen uns gelehrt haben, das müssen wir oft angelegentlich überdenken, mit einander vergleichen, und auf einfache Begriffe zurück zu bringen suchen, damit uns daraus eine zusammen hängende Erkenntniß — ein anschauliches Bild unsers Innern entstehe, welches dann freilich noch immer der Berichtigung durch fernere Erfahrung bedarf, aber in der Hauptsache der weitern Bearbeitung des Herzens zum Grunde gelegt werden kann.

Nicht zu verachtende Hülfsmittel besitzt die Selbsterkenntniß in Schriften, welche die menschliche Natur im allgemeinen, oder den einzelnen Menschen im Leben dar-

stellen, in der Beobachtung andrer und in der Benutzung ihrer Urtheile über uns.

Schriften, die den Menschen treu und wahr schildern, enthalten immer mehr oder weniger Züge, in welchen wir uns selbst wieder finden, und auf die wir ohne jene vielleicht nicht gekommen wären, oder die wir doch nicht so genau angesehen und so weit verfolgt hätten. Sie nöthigen uns oft, in uns selbst hinein zu sehen, um da Licht über das zu erhalten, was im bloßen Worte dunkel blieb. Sie spannen die Aufmerksamkeit. Sie üben und schärfen das Talent der Beobachtung, ziehen geheime Regungen des menschlichen Herzens ans Licht, und sind uns behülflich, die Veranlassungen und Ursachen vieler Erscheinungen leichter zu entdecken.

Freilich müssen sie mit Prüfung gelesen werden. Ueber nichts ist wol so viel Halbwahres und Ganzfalsches gesagt worden als über den Menschen.

Wer andere beobachtet, beobachtet zugleich sich selbst. Erweiterung unsrer Menschenkenntniß ist zugleich Vermehrung oder Berichtigung unsrer Selbsterkenntniß. Im Wesentlichen ist sich die menschliche Natur überall gleich. Ueberall finden sich dieselben Triebe — nur in andern Verhältnissen zu einander, nur anders bestimmt durch Lage, Erziehung und Schicksale.

Eigenliebe läßt uns oft einen Fehler an uns selbst übersehen; aber indem wir denselben an an-

dern entdecken, und die besondern Merkmahle, wodurch er sich zu erkennen gibt, gewahr werden, können wir uns nicht länger verbergen, daß auch wir damit behaftet sind. Eine Bemerkung, die wir an andern machen, nöthigt uns oft, genauer bei uns selbst nachzusehen, ob da nicht etwas Aehnliches anzutreffen sey. Wie ein Fehler entstehe, wie er wirke, und welche Folgen er nach sich ziehe, darüber erfahren wir manches an andern, was wir an uns selbst nicht würden erfahren haben.

Andre beurtheilen uns in vielen Stücken richtiger, als wir selbst. Sie sehen manches an uns, was uns selbst verborgen blieb; entweder weil wir es nicht sehen wollten; oder weil wir uns so daran gewöhnt haben, daß es uns gar nicht mehr auffällt; oder weil es sich gerade dann äußert, wenn unser Gemüth in Bewegung und unsre Aufmerksamkeit auf etwas andres gerichtet ist.

Freilich beurtheilen sie uns auch oft falsch; freilich können sie manches nicht so genau wissen, als wir; weil ihnen unser Inneres verhüllet bleibt; weil sie die Gründe nicht immer kennen, die uns bestimmen, und die Lage, in welcher wir uns befinden. Oft verkennen sie uns auch absichtlich — zu unserm Vortheile, wie zu unserm Nachtheile.

Darum dürfen wir ihre Meinung nie unbedingt annehmen. Wir sollen durch sie nur veranlaßt werden, zum weitern Nachforschen. Sie soll uns Mißtrauen einflößen gegen unsre bisherige Meinung,

vorzüglich, wenn diese eine günstige ist, und uns aufmerksam machen auf das, was wir bisher übersahen.

Es kann seyn, daß wir wirklich den Fehler nicht haben, den man uns fast allgemein Schuld gibt; aber immer ist es der Mühe wehrt, die Erscheinungen näher ins Auge zu fassen, worauf sich jener Verdacht gründet.

Vierzehnter Brief.

Practische Grundsätze.

Ohne Grundsätze gibt es keine Tugend. Nach Grundsätzen muß die Tugend gebildet werden. Wenn die Befolgung edler Grundsätze in uns zur Fertigkeit geworden ist, und sich alle widerstrebende Neigungen unterworfen hat: dann sind wir tugendhaft.

Diese Grundsätze lassen sich aber niemand mittheilen, wenigstens nicht in der Gestalt, in welcher sie die Tugend hervorbringen. Allgemeine Regeln reichen hier nicht aus: denn es ist überall ein besondres Leben, welches in seiner Eigenthümlichkeit die Tugend darstellen soll. Ueberdem gilt es hier nicht um Grundsätze für das Wissen und Verstehen — sondern um Grundsätze für das Thun; um solche, die mehr mit dem Willen als mit dem Ver-

stande gefaßt werden, die in ein wirksames Leben übergehen müssen.

Deßwegen nenne ich sie practische Grundsätze. Sind sie wirklich in den Willen aufgenommen: dann heißen sie Vorsätze.

Die Grundsätze der Tugend, wie sie für jeden insbesondere Gültigkeit haben, ergeben sich aus der Verbindung des Resultates der Selbsterkenntniß mit dem Ideal der Tugend. Das Ideal lehrt, welche Fertigkeiten im allgemeinen den tugendhaften Charakter ausmachen; die Selbsterkenntniß aber, wie dieses Ideal in Verbindung zu bringen sey, mit dem Besondern in unsrer Natur, was wir nach demselben in uns zu befördern, und welche fehlerhafte Maximen wir zu verbessern haben — was überhaupt geübt werden müsse, weil es zur Tugend dieses Menschen gehört, und worauf wir vor allen andern Fleiß zu verwenden haben, weil es in uns am meisten vernachlässigt ist, oder gar eine verkehrte Richtung nahm.

Es wird daher zweierlei practische Grundsätze geben: solche, zu deren Befolgung sich schon eine gewisse Geneigtheit in uns vorfindet, da sie mit der natürlichen Beschaffenheit unsers Innern übereinstimmen — und solche, die nur im Kampfe gegen uns selbst ausgeführt werden können.

Auch die erstern überheben uns nicht aller Bemühungen. Auch hier giebt es noch vieles zu läutern, einzuschränken und zu verbessern: denn in kei-

nem Stücke ist der Mensch von selbst ganz so, wie ihn die Tugend verlangt. Vorzüglich aber erfordern die letztern Kraft, Fleiß und Anstrengung.

So soll — so will ich von nun an handeln: „immer soll man mich thätig finden im Guten und Nützlichen, ich kenne den Kreis, der für mich gehört — bisher war ich oft verdroßen und versäumte das Nöthige, verweilte lange beim Unbedeutenden und Ueberflüssigen; immer will ich Theil nehmen an dem Ergehen der Menschen — bisher war ich oft kalt, nur eingenommen von dem, was mich selbst betrifft; immer will ich dienen, wo ich kann — bisher that ich das selten und mit Widerwillen; immer will ich sanft und ruhig mich äußern — bisher geschah es oft aufbrausend, mit Ungestüm und Erbitterung; nie will ich das Maß überschreiten, weder im Thun, noch im Genießen und Begehren, wie ich es sonst wohl überschritt u. s. w.:" das ist die Form, in welcher sich die practischen Grundsätze bei uns ankündigen.

Es ist aber das gewöhnliche Schicksal solcher Grundsätze, daß sie bald wieder vergessen, oder doch fast nie befolgt werden. Die Schuld liegt dann meist an der Art, wie sie gefaßt wurden. Es war uns damit nicht recht Ernst; wir gingen zu flüchtig dabei zu Werke; wir prägten sie uns nicht tief genug ein; wir machten sie uns nicht wichtig oder nicht deutlich genug.

Immer meldet sich die Sinnlichkeit mit ihren

Forderungen; immer fühlen wir uns versucht, zu dem zurück zu kehren, was wir zu thun gewohnt sind. Sollen unsre Grundsätze nicht ohne Wirkung bleiben: dann müssen sie mehr seyn, als vorüber gehende Anwandlungen von Gedanken und Gefühlen. Reine Thätigkeit des Willens muß sie beseelen, so daß wir uns stark fühlen, sie, wenn es möglich wäre, auf der Stelle ganz und für immer auszuführen, durch nichts weiter unterstützt, als durch die Stärke der edeln Gesinnung.

Die Vorstellung, daß dieses und jenes bei uns wohl anders seyn müsse, und daß es auch anders werden solle kommt uns zwar oft genug; aber damit wird nichts gebessert.

Mancherlei Stimmungen des Gemüthes oder zufällige Eindrücke legen uns oft einen practischen Grundsatz nahe, so daß er nicht unbedeutende Bewegungen hervorbringt; aber ohne weitern Erfolg, weil er auf diese Weise nicht Eigenthum des Willens wird.

Nur auf diejenigen Grundsätze können wir rechnen, die wir, von der Einsicht ihrer Nothwendigkeit und Würde geleitet, selbst gebildet, und mit Entschiedenheit des Wollens aufgenommen haben.

Zweitens, darf es unsern practischen Grundsätzen nicht an Deutlichkeit und Bestimmtheit fehlen. Wir müssen um ihren Inhalt genau

wissen, und mit den Forderungen, welche im Einzelnen daraus herfließen, bekannt seyn.

Nicht genug, daß wir uns unsrer Grundsätze im Ganzen bewußt sind; wir sollen uns auch eines jeden für sich, nach allen seinen Theilen und Beziehungen, bewußt werden. Wir müssen jeden insbesondere erwägen, entwickeln und nach allen Lagen uud Verhältnissen, in denen eine Anwendung desselben möglich ist, nach allen Neigungen, die damit in Widerspruch kommen können oder durch ihn zu beschränken sind, betrachten. Wir müssen uns nicht bloß entschließen, diese oder jene Tugend zu üben, sondern sie in dieser Situation, auf diese Weise und an diesen Gegenständen zu üben.

Im Allgemeinen läßt sich kein Grundsatz ausführen. Es sind immer besondre Fälle, in welchen dieses geschehen muß; und nur dann, wenn wir mit diesen Fällen vorher bekannt sind, geschieht es mit Glück. Die Anwendung des Grundsatzes auf einen besondern Fall ist schon an sich nicht immer leicht. Sie bis auf die vorkommende Gelegenheit verschieben, macht sie noch mißlicher. Man ist dann selten ruhig und unpartheiisch genug, um sie recht zu machen.

Oft handeln wir unsern Grundsätzen entgegen, ohne es selbst zu wissen; wir denken gar nicht, daß er hier in Anspruch genommen werde, aber wir deuten ihn zu Gunsten der Sinnlichkeit. Das kann

nicht anders verhüthet werden, als dadurch, daß wir ihn gleich Anfangs ganz aufklären.

Das Allgemeine ist immer unwirksam. Es beschäftigt wohl den Verstand, aber es dringt nicht ins Herz, und reift nicht zur That. Was ins Leben bildend eingreifen soll, das muß vorher eine bestimmte Gestalt gewinnen, und mit dem Leben in Berührung treten.

Was man sich im Allgemeinen vornimmt, das nimmt man sich nur obenhin vor, gewiß nicht wie etwas, das man gesonnen ist zu halten.

Dunkle Begriffe können wohl lebhafte Gefühle — aber keine dauerhaften Bestrebungen erwecken. Was wir deutlich erkannt haben, verbreitet sich leichter über das ganze Leben; es interessirt uns mehr durch seinen vielfachen Einfluß; wir behalten es besser, und können uns leichter daran erinnern.

Drittens, müssen wir uns, indem wir practische Grundsätze fassen, die Situationen vergegenwärtigen, in welchen wir sie werden auszuführen — und die Schwierigkeiten, mit welchen wir dabei werden zu kämpfen haben.

Nicht immer wird es uns leicht seyn, unsern Grundsätzen zu folgen; oft wird sich unsre Weichlichkeit und Trägheit; oft werden sich Menschenfurcht, Eigennutz, Ehrgeitz, Eitelkeit, Hang zu sinnlichen Freuden und Angewöhnungen von mancherlei Art entgegen stellen. Die Situationen sind oft sehr verwickelt, mit mancherlei Hinderungen

und großen Versuchungen zum Gegentheile verbunden. Sind wir darauf nicht vorbereitet: dann sind unsre stärksten Grundsätze verloren. Wir werden hingerissen ehe wir es merken, ehe wir an unsre Grundsätze denken, und ehe wir uns auf das besinnen können, was uns hier unterstützen mußte.

Haben wir uns aber darauf gefaßt gemacht; haben wir unsre Entschließungen gleich darnach eingerichtet; haben wir es uns vorher gesagt: hier wird es dir schwer werden, du wirst alle Kräfte zusammennehmen, du wirst dich genau bewachen, du wirst dulden, dich selbst verläugnen, dem lockenden Reitze muthvoll widerstehen, das geliebte Gut willig aufgeben, auf das verführerische Beispiel nicht achten, gegen diese Bestürmung deines Herzens dich verwahren, vor diesen Menschen dich hüthen müssen — ist uns das alles mit unsern Grundsätzen immer zugleich gegenwärtig: dann wird es uns gewiß gelingen, in der Versuchung standhaft zu bleiben.

Freilich läßt sich nicht bestimmt vorhersehen, in welchen Lagen und Verbindungen, mithin auch unter welchen Erschwerungen und Versuchungen, wir unsre Grundsätze werden anzuwenden haben. Aber dessen bedarf es auch nicht. Jede Tugend hat ihre eigenthümliche Sphäre, in welcher sie geübt wird. Sind wir mit dieser bekannt; wissen wir, wie dieselbe bei uus begränzt ist, und welches ihre nächsten Umgebungen sind; kennen wir dabei unser Herz,

seine schwachen Seiten und die Neigungen, welche in uns einer besondern Tugend entgegen wirken: so ist das hinlänglich, um unsern Grundsätzen die nöthige Richtung und Stärke zu geben.

Viertens, müssen wir uns unsre Grundsätze gleich Anfangs nach ihrer ganzen Wichtigkeit vorstellen. Nicht leicht wird das vergessen oder vernachlässigt, dessen Wichtigkeit man, auch im Besondern, eingesehen hat.

Fehlt es uns aber an dieser Einsicht: so werden wir nie unsre Grundsätze vor dem Leichtsinne, der immer den stärksten Eindrücken folgt, und von den einladenden Vortheilen, welche die entgegen gesetzte Handlungsweise verspricht, retten können. Haben wir andre Zwecke, die uns mehr gelten: so werden jene unvermeidlich aufgeopfert. Alles, was uns begegnet, und was wir selbst thun, arbeitet dann daran, sie zu entkräften; uns absichtlich an sie zu erinnern, dünkt uns nicht der Mühe wehrt zu seyn.

Jeder ernstlich gefaßte Vorsatz ist uns schon an sich wichtig; sonst würden wir ihn nicht gefaßt haben. Aber das ist noch nicht genug, um uns demselben treu zu erhalten. Wir müssen uns diese seine Wichtigkeit entwickeln und deutlich machen; wir müssen absichtlich dabei verweilen, und uns alles vergegenwärtigen, was das Gefühl derselben erhöhen kann.

Nichts ist dem Vernünftigen wichtiger, als was

ihn mit sich selbst in Uebereinstimmung bringt, was seine Würde schützt und verherrlicht, worin er den Charakter der Vernünftigkeit treu ausdrückt, was ihn seiner Bestimmung entgegen führt, was seinem Herzen Ruhe gibt, was ihn vor Verirrung und Reue, vor Selbstverachtung und vor Verachtung der Guten bewahrt, was ihn über die Unfälle des Lebens erhebt, was sein häusliches und bürgerliches Glück sichert, und ihm die Ertragung alles Widrigen erleichtert, was ihm die Gegenwart verschönert und die Zukunft aufklärt, was sein ganzes Wesen und alle seine Verhältnisse veredelt. Können wir uns überzeugen, daß dies von unsern Grundsätzen gelte: dann haben wir für sie viel gewonnen; dann werden wir nicht leicht gegen dieselben gleichgültig werden; vorzüglich, wenn wir es von jedem in seinen besondern Beziehungen erkennen. Haben wir eingesehen, daß die Tugend uns dasjenige gewähre, was wir überall am meisten schätzen und wünschen, was in jeder Lage unsre Bedürfnisse am glücklichsten befriedigt, und hat sich diese Einsicht fest mit unsern Grundsätzen verbunden: dann werden diese so bald nicht wanken.

Dazu ist aber noch nöthig, daß wir uns unsre Grundsätze tief einprägen. So sehr wir auch von der Wichtigkeit derselben überzeugt seyn mögen: so sind sie doch von den andern Zwecken des Lebens zu scharf geschieden und zu rein geistig, als daß sie uns immer gegenwärtig bleiben,

und in allen Lagen, wo von ihnen Gebrauch zu machen ist, lebhaft vorschweben sollten; wenn man ihnen nicht gleich anfangs zu Hülfe kommt, sie sich oft und stark vorhält, sich an sie gewöhnt, sich im Denken derselben Fertigkeit verschafft, und ihnen so die Kraft eines natürlichen Antriebes gibt.

Man hat sich nicht immer in der Gewalt, zu denken, woran man will; aber beim Entstehen eines Gedankens können wir denselben, durch längeres Verweilen und öfteres Widerhohlen, dahin verstärken, daß er sich uns nachher immer selbst aufdringt, und uns unter allen Zerstreuungen und anderweitigen Beschäftigungen wieder erinnerlich wird.

Es kommt also darauf an, daß wir das Bewußtsein jedes Vorsatzes, so sehr wir können verstärken, daß man ihn eine Zeit lang bei sich herumtrage, und seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf ihn gerichtet halte, daß man ihn mit möglichst vielen andern Gedanken verbinde, und sich möglichst viele Merkzeichen desselben verschaffe.

Endlich ist es auch sehr wichtig, daß man sich das Fassen seiner Grundsätze feierlich macht. Das Feierliche hat immer eine große Gewalt über das Herz und die Erinnerung des Menschen. Was uns feierlich war, das vergessen wir so leicht nicht; gegen das werden wir nicht leicht gleichgültig; das erfüllt uns immer mit einer gewissen Ehrfurcht, die uns verhindert, etwas zu denken oder zu thun, das ihm entgegen ist.

Was dem Menschen gemein wird, was er sich selbst gleich stellt, oder gar unter sich, und seiner Willkühr Preis gegeben findet, das verliert bald alle Wirkung auf ihn.

Man macht sich aber seine Vorsätze feierlich: wenn man sie auf eine Art faßt, oder mit Handlungen verknüpft, welche dazu geeignet sind, ernste und erhabene Gefühle zu erwecken; wenn man sich aller kleinen Gedanken, aller Erinnerungen an das Irdische dabei entschlägt, und seine Seele mit großen Ideen erfüllt. Vorzüglich sind die Gedanken an Gott und Ewigkeit dazu geeignet, uns unsre Vorsätze feierlich, und dadurch wichtig zu machen. Nichts kann so unser Herz erheben, unser Vertrauen stärken, und unsern Muth stählen als diese Gedanken. Du hast es Gott gelobt, der Ewige war dein Zeuge, es gilt um die Würde eines unsterblichen Daseyns: so spricht das Gewissen in den Stunden des heißen Kampfes dann warnend und befestigend.

Fünfzehnter Brief.

Ueberdenken practischer Grundsätze. Selbstprüfung. Vergegenwärtigung edler Beispiele.

Es gehört viel dazu, daß practische Grundsätze im sinnlichen Menschen lebendig und herrschend werden, und sich nicht allein durchsetzen gegen alle widerstrebenden Antriebe, sondern auch diese Antriebe in sich aufnehmen, und ihnen ihre Gestalt mittheilen; und das muß doch geschehen, wenn wir es zur Tugend bringen wollen. Es ist in dieser Hinsicht noch nicht genug, daß wir uns diese Grundsätze bis zur Deutlichkeit entwickelt, daß wir sie mit Ernst und im vollen Gefühl ihrer Wichtigkeit ergriffen, uns tief eingeprägt und feierlich gemacht haben. Sie bedürfen noch, mit Rücksicht auf die Gewalt habende Sinnlichkeit, einer fortdauernden Bearbeitung.

Dazu gehört vornehmlich das öftere Ueberdenken derselben; theils um uns ihren Inhalt noch mehr bekannt zu machen; theils um sie uns noch tiefer einzuprägen; und theils um das Gefühl ihrer Wichtigkeit noch mehr zu erhöhen.

Je weiter wir im Leben fortschreiten; desto mehr besondre Fälle zeigen sich, auf welche sich unsre Grundsätze anwenden lassen; desto mehr tritt das Einzelne im Allgemeinen hervor. Es ist nicht möglich jede Lage, in welcher wir nach Grundsätzen handeln sollen, so vorher zu wissen, daß wir uns der erlangten Erkenntniß ohne Weiteres überlassen dürften. Auch ändert sich manches in unsern Umgebungen, wodurch neue Modificationen unsrer Grundsätze nöthig werden, fast täglich. Immer nehmen wir neue Stoffe zur Bildung auf; immer biethen sich uns neue Erscheinungen und Ansichten der Welt dar, woran sich unsre Grundsätze eigens entfalten. Vermehrte Selbstkenntniß gibt uns nicht selten Veranlassung, unsre Grundsätze zu berichtigen, nnd genauer zu bestimmen.

Oeftere Erinnerung an unsre Grundsätze muß verhüthen, daß sie sich nicht allmählig verdunkeln, oder doch ihr Leben verlieren. Sie stehen mit dem Sinnlichen, das uns immerfort umgibt, und auf uns eindringt, nur in geringer Verbindung; und wenn wir sie selbst mit manchen in Verbindung gebracht haben: so kann dies doch nur dann von Nutzen seyn, wenn das dadurch erweckte Andenken in

erneuerte ernstliche Betrachtung übergeht. Im Leben ist so vieles, was uns anzieht und zerstreut; unser Inneres ist jeden Augenblick so vielfach gefesselt und bewegt, daß der höhere Gedanke absichtlich angeregt werden muß, damit er nicht hinter die interessantere Erscheinung verschwinde, oder von dem lebhaften Bilde verdrängt werde. Auch bessern Menschen begegnet es, daß sie ihren Grundsätzen entgegen handeln, weil sie nicht daran denken.

Je öfter wir uns dieselben, mit den Gründen und Gefühlen, die sie einst begleiteten, wiederhohlen: desto mehr gewöhnen wir uns an sie; desto mehr wird uns das Denken derselben geläufig; desto mehr nimmt unser Geist gleichsam die Richtung zu dem, was sie enthalten: desto inniger schließen sie sich an unser anderweitiges Denken und Empfinden an.

Auch das Gefühl ihrer Wichtigkeit muß durch die fortdauernde Beschäftigung mit ihnen gewinnen; es muß uns dabei immer mehr einleuchten, wie an ihrer Befolgung die Würde und der Friede des Lebens hängt. Die Erfahrung gibt uns immer neue Bewährungen ihrer Brauchbarkeit und ihres Einflusses.

Vorzüglich heilsam wird das Ueberdenken unsrer Grundsätze dann, wenn es mit Prüfung unsers Verhaltens nach denselben verbunden ist. Wir fassen sie schärfer ins Auge, und mehr von ihrer practischen Seite. Wir werden uns

ihres Ernstes und ihrer Bestimmung lebhafter bewußt. Sie erscheinen uns mehr als eigne heilige Angelegenheit; und, was das Wichtigste ist, wir erfahren, wie wir mit ihnen stehen.

Es vergeht kein Tag, wo sich nicht mancherlei Gelegenheiten zeigen, einem Grundsatze nachzukommen, oder ihm entgegen zu handeln. Vieles liegt daran, daß uns nicht verborgen bleibe, wo das Eine oder das Andre geschah. Uebertretungen, die wir nicht beachten, machen uns leichtsinniger und gleichgültiger, und ziehen immer, neue nach sich.

Die Entdeckung des Fehlers regt das sittliche Gefühl an, weckt Reue und Beschämung, und mit ihnen neuen Ernst und doppelte Vorsicht.

Gleich muß man dem begangenen Fehler beikommen, auf der Stelle ihn verbessern, in ihrem Entstehen der übeln Gewohnheit begegnen. Das ist aber nicht möglich, wenn man sie nicht gleich bemerkt; und selten wird man sie bemerken, wenn man sich nicht selbst zur Rechenschaft fordert. Jede That, die gegen unsre Grundsätze ist, hat ihren Ursprung im Herzen, wenn auch die Veranlassung außer ihr liegt; sie deutet auf Schwächen des Herzens hin, gegen die man Vorkehrungen brauchen muß. Man kann das nicht, wenn man ihr nicht gleich auf die Spur kommt.

Am Schlusse jedes Tages sollte man sich deßwegen fragen: wie ist mir dieser Tag hingegangen? was habe ich gedacht und gethan? welche Gefühle,

Wünsche und Begierden haben mein Herz erfüllt — und wie stimmt jedes Einzelne zu meinen Grundsätzen? welchen von diesen konnte und sollte ich heute nachleben — und wie ist das geschehen? mit welcher Pünktlichkeit und mit welcher Willigkeit? was hätte genauer und freudiger geschehen sollen? mit welchem Ernste habe ich gegen meine Leidenschaften gekämpft? mit welcher Besonnenheit mich selbst bewacht? mit welcher Festigkeit der Versuchung widerstanden? wie ist es mit meinen gewöhnlichen Fehlern? sind sie heute wieder zum Vorschein gekommen? hat mich dieser oder jener Affect wieder überwältigt? ist es mir leichter geworden, etwas zu lassen, was ich sonst nicht gut lassen konnte?

Gehen wir bei diesen Fragen aufrichtig zu Werke; suchen wir sie uns mit unpartheiischer Strenge zu beantworten: dann können sie nicht verfehlen, unsern Vorsätzen neues Leben zu geben.

Sehr vortheilhaft, um sich in seinen Grundsätzen zu stärken, und sich ihre Befolgung zu erleichtern, ist auch die Vergegenwärtigung großer und edler Beispiele.

Hier erblicken wir die Tugend in ihrer siegreichen Kraft, in ihren herrlichen Erweisungen und im vollen Glanze ihres Wehrtes. Unsre Bewunderung wird Nacheiferung. In jeder wiederhohlten Betrachtung fühlen wir uns von neuem für sie begeistert,

und von neuem hingezogen zu dem erhabenen Bilde. Wir können nicht zweifeln an der Möglichkeit, jeden Reitz zu überwinden, da die Wirklichkeit uns belehrt. Das Wort der Vernunft ist Erfahrung geworden. Das Ideal hat sich dem Leben vermählt.

Die Entschließung drückt sich tiefer ein, und kommt öfter wieder zum Vorschein, wenn sie an das Andenken eines verehrten Menschen geknüpft ist. Zu dem Interesse, was wir an unsern Grundsätzen nehmen, gesellt sich das Interesse an ihre Person.

Haben diese Menschen sich sonst noch ausgezeichnet; haben sie sich durch etwas Großes um die Menschheit verdient gemacht; verdanken wir ihnen Wohlthaten; standen sie mit uns in näherer Verbindung: so wird das Bestreben, ihnen ähnlich zu werden, noch lebhafter erwachen.

Vorzüglich wird dies dann der Fall seyn, wenn sie das irdische Leben schon verlassen haben. Ihre Tugenden sind uns dann heilige Stimmen aus einer andern Welt, die uns auffordern, uns ihrer würdig zu machen. Liebe, Trauer und Sehnsucht vereinigen sich zu ihrer Empfehlung. Wir können nicht ohne Erhebung des Geistes an sie denken. Die Grundsätze, die ihr Denken und Handeln leiteten, haben sie durch alle Prüfungen begleitet, und die Versiegelung der letzten Stunde empfangen.

Solche Beispiele muß man sich oft vorhalten;

vorzüglich aber dann, wenn der Eifer für unsre Grundsätze nachläßt, wenn jene gefährliche Kälte, aus Unmuth und Zweifel erzeugt, uns beschleicht, die keinem fremd seyn kann, wenn die Leidenschaft sich mächtig in uns empört, und große Versuchungen auf uns eindringen.

Sechszehnter Brief.

Behandlung der Sinnlichkeit. Sittliche Gefahren. Aufmerksamkeit auf sich selbst.

Der Befolgung unsrer practischen Grundsätze tritt überall die Sinnlichkeit, in ihren Gefühlen und Begierden, entgegen. Wo diese, grosse Gewalt hat: da werden wir jene, beim ernstlichen Willen, ihnen treu zu bleiben, oft übertreten.

Wo die Sinnlichkeit mächtig ist, da sucht sie unaufhörlich die Herrschaft über das Gemüth an sich zu reißen. Wenn die Tugend nicht alle Mitwirkung der Sinnlichkeit verschmäht: so verlangt sie doch, daß sie dem sittlichen und religiösen Prinzip unterworfen sey, und diese zunächst den Willen bestimmen.

Wo die Sinnlichkeit mächtig ist, da dringt sich die Lust des Eigennutzes dem Willen stärker an, als das sittliche Gefühl, und trägt in unbewachten Au-

genblicken leicht den Sieg davon. Und wenn die Forderungen der Sinnlichkeit oft mit den Forderungen der Tugend übereinstimmen: so sind sie doch noch öfter mit derselben im Widerspruch.

Eine mächtige Sinnlichkeit verwickelt uns so tief in irdische Angelegenheiten; sie nöthigt uns, so mancherlei zu besorgen und zu berücksichtigen; sie gibt uns so manchen Stürmen heftiger Gefühle Preis: daß es fast nicht möglich ist, sich seiner Grundsätze immer bewußt zu bleiben, und die zu ihrer Ausführung erforderliche Besonnenheit zu bewahren.

Die Macht der Sinnlichkeit zu schwächen muß deßwegen eine Hauptbemühung dessen seyn, der es mit seinen Grundsätzen redlich meynt. Und das geschieht im Allgemeinen dadurch: daß wir ihren Wohlgefühlen nicht nachhangen, daß wir die Fantasie von ihren Vorspiegelungen zurück ziehen; daß wir unsre Bedürfnisse möglichst vereinfachen, uns im Genusse des Vergnügens möglichst mäßigen; daß wir die Befriedigung der Sinnlichkeit immer als Mittel — nie als Zweck behandeln; daß wir uns oft dasjenige verweigern, wornach der Sinnlichkeit gelüstet, und uns zwingen, auch dem zu entsagen, was sich uns mit der ganzen Stärke seiner Reitze gegenwärtig anbiethet; daß wir uns oft dem aussetzen, was dem sinnlichen Gefühle schmerzlich ist; daß wir uns mit unnachsichtlicher Strenge anhalten, das zu thun, dem die Sinnlichkeit widerstrebt; daß

wir, bei pflichtmäßigen Handlungen, zu welchen sie aufmuntert, diese Aufmunterung nicht beachten, dagegen unsre Aufmerksamkeit allein auf das ernste Geboth der Pflicht richten; — und vorzüglich dadurch, daß wir das Geistige in uns kultiviren, geistigen Gedanken und Gefühlen, mehr Kraft und Einfluß verschaffen.

Diese Maßregeln sind vorzüglich da nöthig, wo große Reitzbarkeit des Gefühles, Heftigkeit des Temperamentes und Stärke des körperlichen Lebenstriebes, ausgezeichneter Hang zu sinnlichen Genüssen oder herrschender Leichtsinn uns den Gefahren der Sinnlichkeit in höherm Grade aussetzen. Indeß findet sich die Sinnlichkeit, auch wo das nicht ist, mächtig und widerspänstig genug, um dieser Zucht und Einschränkung zu bedürfen.

Aber nicht bloß im Allgemeinen — auch in einzelnen Begierden und Affecten ist die Sinnlichkeit zu bekämpfen.

Die unverhältnißmäßige Stärke der einen oder andern Begierde ist die gewöhnliche Ursache des Widerspruches mit uns selbst und unsrer besondern Verirrungen. Welche Begierden bei uns diese Stärke haben, wie Weichlichkeit, Wollüstigkeit, Geld- oder Ehrgeitz, Eitelkeit, Stolz u. s. w. bei uns wirken, und in welche Schranken wir dieselben zurück zu weisen haben: das muß uns Selbsterforschung lehren.

Wir bekämpfen eine besondere Begierde: wenn

wir derselben eine andere entgegensetzen; wenn wir erwägen, mit welchen Nachtheilen die Befriedigung derselben für diese verbunden ist; wenn wir uns über ihren Gegenstand und über ihr Verhältniß zu unsrer Ruhe und Würde richtige Begriffe zu verschaffen suchen; wenn wir jedem Andrange derselben ein ernstes Nachdenken entgegen setzen; wenn wir uns oft Resignation in Ansehung ihrer zur Pflicht machen, und uns hüthen, daß sie in keinem, wenn auch noch so unbedeutenden, Falle uns gegen unsre Grundsätze hinreiße.

Nicht anders verhält es sich mit den Affecten. Sie betäuben, verdüstern und verwirren den Geist, wo sie mächtig werden; sie verdunkeln den vernünftigen Gedanken, der uns leiten soll, und nähren mancherlei unsittliche Gesinnungen. Viele unter ihnen sind schon an sich selbst unsittlich.

Zu der Heftigkeit des Affectes trägt allerdings die natürliche Lebhaftigkeit des Gefühles — die sich nur um weniges nach und nach vermindern läßt — aber noch mehr trägt gewöhnlich unsre Nachgiebigkeit, die Geschäftigkeit unsrer Fantasie, das Bestreben, das angeregte Gefühl zu unterhalten und zu verstärken, die Ungeneigtheit, sich, durch ruhige Betrachtung, über seinen gegenwärtigen Zustand Aufklärung zu verschaffen, dazu bei. Und das sind Dinge, welche unläugbar unsrer Willkühr unterworfen sind.

Daß Freude und Betrübniß, Furcht und Hoff-

nung, Abscheu und Verlangen, Liebe und Haß nicht zu mächtig auf uns wirken, das können wir verhüthen: wenn wir unsre Aufmerksamkeit absichtlich auf etwas Andres richten; wenn wir uns von dem, was diese Gefühle erweckt, auch die Kehrseite vorhalten; wenn wir dem Eindrucke ernstlich widerstehen, ihn als Stoff für unsre Erkenntniß oder als Antrieb für unser Handeln benutzen, und auf die Maßregeln denken, die er uns zu ergreifen nöthigt; endlich wenn wir dem Ausbruche des Gefühles zuvor kommen, nichts denken und thun, was ihm Nahrung gibt, und uns durch Thätigkeit zerstreuen.

Es gibt indeß auch Stimmungen und Neigungen der Sinnlichkeit, welche manchen Tugenden sehr günstig sind, und die Disposition des Willens zu gewissen Handlungsweisen sehr befördern. Dahin gehört zum Beispiel der Trieb nach Thätigkeit, vernünftige Ehrbegierde, Mitgefühl, Dankbarkeit, Anhänglichkeit, Sinn für Häuslichkeit und Stille, für Schicklichkeit und Anstand, Sanftheit des Gemüthes, Empfänglichkeit für geistige Freuden, und beim weiblichen Geschlechte vorzüglich die Liebe.

Nichts von diesem allen ist unbedingt als Mittel der Tugend zu empfehlen; auch ist keines überall auf gleiche Weise nützlich, und in gleichem Grade vorhanden. Man muß es vielmehr der Beurtheilung eines jeden anheim stellen, was er in der natürlichen Beschaffenheit seines Herzens den Tugenden zuträglich findet, zu denen er sich bilden

will; damit er dies möglichst schone, pflege, entwickele und vor Mißleitung bewahre.

Wer, zum Beispiel, die Entdeckung machte, daß sein Ehrgefühl ihn von manchem Schändlichen leicht zurück halte, und zu manchem Rühmlichen ermuntere, der müßte darauf denken, daß dieses Ehrgefühl nicht abgestumpft, oder verfälscht werde, daß wahre Ehre bei ihm immer in ihrem Werthe bleibe, er aber auch nie das Bewunderte mit dem Ehrebringenden verwechsele, und der Gedanken der Pflicht, den Trieb der Ehre beherrsche. Wer sein natürliches Mitgefühl der Tugend zuträglich fände, der müßte dafür sorgen, daß es ihm seine Reitzbarkeit erhalte, daß der Sinn für fremdes Ergehen, sich den Maximen des sittlichen Wohlwollens unterwerfe, und so in der Gestalt der Tugend herrlich hervortrete. Wer bei sich Sanftheit des Gemüthes, als Förderungsmittel mancher Tugend, anträfe, der müßte sich hüthen, daß nicht bald Empfindlichkeit und Heftigkeit an ihre Stelle trete, daß ihm aber auch, auf der andern Seite, nicht die Kraft zum Handeln und der edle Muth verloren gehe; er müßte diese Sanftheit zwar erhalten, aber sie auch herausbilden aus der Gestalt des Instinctes zur Würde der sittlichen Stimmung.

Es gibt noch mancherlei in der sinnlichen Natur des Menschen, was zwar an sich mit keiner Tugend verwandt ist, aber doch zufällig der einen und an-

dern zur Unterstützung gereichen kann. Auch darüber muß jeden eigne Beobachtung belehren.

Oft ist es nöthig, daß wir uns die Ausübung der Tugend schwer machen; theils um unsre sittlichen Kräfte zu üben, und unsre Fertigkeit zu vermehren; theils um uns selbst Proben zu geben von dem Grade unsrer sittlichen Stärke. Die Tugend wird aber nicht allein dann schwer, wenn in ihrer Ausübung mancherlei unternommen werden muß, was uns große Mühe macht, und nur durch anhaltenden Fleiß und muthige Besiegung von Hindernissen vollbracht werden kann; sondern auch, und zwar vorzüglich, dann, wenn ihr mächtige Begierden widerstreben, wenn die Sinnlichkeit laut das Gegentheil fordert, wenn unsre ganze Lage voll verführerischer Reitzungen ist.

In dieser Hinsicht bleibt es denn allerdings rathsam, die Umstände zuweilen aufzusuchen, welche unsrer sittlichen Verfassung gefährlich sind; voraus gesetzt, daß es in der Absicht geschehe, sie zu größerer Fertigkeit und weiterer Selbstbildung zu benutzen, daß wir uns vorher geprüft haben, ob wir der Gefahr schon gewachsen sind, und von welcher Seite sie sich unsers Herzens am ersten bemächtigen könnte, und daß uns hoher Ernst dahin begleite, und das Bewußtseyn unsrer Grundsätze immer wach bleibe.

Die Maxime, jeder Gefahr auszuweichen, ist die Maxime der Faulheit und der Selbst-

täuschung, als ob man deßwegen besser wäre, wenn man nicht überwunden wird, weil man keinen Feind hat.

Die Helden, im moralischen, nicht weniger als im natürlichen Sinne, sind immer in der Gefahr gebildet worden. Hohe Stärke und unbezwinglicher Muth reifen nur im Kampfe. Wer es in der Tugend zur Festigkeit und Freudigkeit bringen will, muß sich an die Gefahr wagen.

Aber in voller Kraft und Bewährung bleiben folgende Regeln: vertraue dich der Gefahr nicht an aus Leichtsinn; gehe nicht in die Gesellschaft, erlaube dir nicht das Vergnügen, verweile nicht unter den Gegenständen, welche unordentliche Begierden in dir aufregen, ohne daß du es selbst merkst, welche deine Sinnlichkeit entflammen, ohne daß du dich selbst in der Gewalt hast; setze dich der Gefahr nicht aus, weil sie reitzend ist, und weil du deswegen denkst, es habe mit ihr nicht viel zu bedeuten.

Leichtsinn richtet immer die Tugend zu Grunde; die Gefahr, die an sich nichts zu bedeuten hat, ist für den Leichtsinn unabwendbares Verderben. Wer leichtsinnig die Gefahr sucht, dem fehlt es an ernstlichem Willen, sich zu behaupten, nnd ohne diesem Willen liegt man gewiß unter.

Suche die Gefahr nicht auf aus Geringschätzung oder Vermessenheit. Thörichtes Vertrauen würde dich stürzen. Verachtung würde dir die Mittel der Sicherheit aus den Händen reißen.

Meide jede Gefahr, so lange du es noch nicht in gewöhnlichen Situationen zur Fertigkeit in tugendhaften Maximen gebracht hast. Ueberall, und auch hier, geht es vom Leichtern zum Schwerern. Wer sich an dieses wagt, ohne jenes inne zu haben, wird zu Schanden.

Meide jede Gefahr, die du nicht, nach ihrem Verhältnisse zu deinen Kräften, kennst, und von welcher du besorgen mußt, daß sie dir die nöthige Besinnung rauben werde. So lange du überzeugt seyn kannst, daß dir diese bleibe, dürfen kleine Bedenklichkeiten, dich nicht irre machen, wenn dir anders deine Vorsätze heilig sind: du wirst dann standhaft widerstehen.

Vor allen aber hüthe dich vor solchen Gefahren, in die man nicht gerathen kann, ohne schon halb von ihnen besiegt zu seyn, weil sie vom eignen Herzen bereitet werden. Unterhalte in dir keine Gedanken und Empfindungen, die das Laster begünstigen. Gedanken und Empfindungen wecken und verstärken die Begierde. Wer Gedanken und Empfindungen absichtlich unterhält, gibt ihnen einiger Maßen seine Zustimmung; schwerlich wird er ihren Einfluß auf den Willen abhalten. Zügele deine Fantasie, daß sie dir nicht das Laster in glänzender Gestalt und geschmückt mit verführerischen Reitzen darstelle. Dies ist nicht möglich, ohne das schon eine gewisse Geneigtheit zu demselben vorhanden sey, und diese Geneigtheit wird immer stärker. Lies keine

Schrift, die, durch Erhitzung der Sinnlichkeit, durch künstliche Beschönigung und durch vorgespiegelte Vortheile, den Abscheu gegen das Laster zu vermindern, das sittliche Gefühl abzustumpfen, und das Herz unordentlichen Neigungen zu öffnen sucht. Du wirst sie nicht lesen, wenn du nicht einiges Wohlgefallen daran findest. Bezöge sich dieses Wohlgefallen auch nur auf die schöne Darstellung: es würde sich doch bald bis über die dargestellte Sache verbreiten. Beide stehen in genauer Verbindung.

Wo die Gefahr nicht zu vermeiden ist; da muß man sich wenigstens auf dieselbe vorbereiten, sich mit ihrer Beschaffenheit bekannt machen, und alle Waffen gegen dieselbe aufbiethen.

Hier ist es nöthig, sich noch einmal angelegentlich an seine Vorsätze zu erinnern, und alles zu bedenken, was uns ein tiefes Gefühl ihrer Wichtigkeit geben kann.

In der gefährlichen Stunde selbst darf nie die Aufmerksamkeit auf unser Herz und das, was uns umgiebt, uns verlassen. Wir dürfen hier nie vergessen, was wir uns vorgenommen haben, uns nie dem süßen Rausche dahin geben, in welchem das Gefühl der Lust den Gedanken der Pflicht verdrängt. Dieser Gedanke darf nie etwas von seinem Ernste und von seinem Ansehen verlieren. Uns darf kein Eindruck entgehen, den unser Gemüth empfängt — keine Bewegung, die in demselben vorgeht. Wir

müssen Besonnenheit genug behalten, um es gleich inne zu werden, wenn strafbare Begierden in uns erwachen, oder sich mächtiger erheben, um gleich zurück zu treten, wo wir einen Schritt zu weit gegangen sind.

Auf die geräuschvolle Stunde folge immer eine stille — auf die fröhliche eine feierliche der prüfenden Betrachtung; damit auch das schnell vertilgt werde, was wir unvermerkt der Tugend Schädliches in uns aufgenommen haben.

Wachsamkeit sollte nie ferne von uns seyn; weil unser Leben nie ohne Versuchungen ist, so wie nie ohne Erscheinungen, die sich zum Vortheile der Tugend benutzen lassen.

Jeden Augenblick empfängt unser Herz Eindrücke, welche das Gewicht unsrer Grundsätze entweder schwächen, uns zum Leicht- und Weltsinne stimmen, und verderblichen Neigungen Eingang verschaffen, oder auch edle Gefühle anregen, an große Gedanken erinnern, fruchtbare Wahrheiten einschärfen, gute Neigungen stärken, und vor dem Bösen warnen. Jene werden wir nur dann unwirksam machen, und diesen nur dann den nöthigen Einfluß verschaffen, wenn sie von uns nicht unbemerkt bleiben.

Wir müssen uns daher unsrer Verhältnisse in der Welt vollkommen bewußt seyn, auf alles achten, was mit uns vorgeht, von allem wissen, wie es uns bestimmt, und wie wir es zu bearbeiten

haben. Nichts darf uns entgehen, was mit uns in Verbindung steht, und unsern sittlichen Zustand auf irgend eine Weise verändert. Keinen Augenblick dürfen wir aus uns heraustreten, und uns fremd werden: denn dieser Augenblick könnte die größten Verheerungen in uns anrichten.

Siebenzehnter Brief.

Fertigkeit in der Befolgung unsrer practischen Grundsätze.

Durch Uebung allein ist in der Befolgung practischer Grundsätze Fertigkeit zu erlangen. In dieser Uebung muß man unverdrossen seyn, wenn Tugend entstehen, und sich in der Seele befestigen soll. Dadurch wächst die Kraft, die Lust und die Leichtigkeit. Wer oft sich selbst überwand, der braucht am Ende nicht mehr mit sich selbst zu kämpfen, um die Erfüllung der Pflicht von sich zu erlangen. Der Wille beherrscht mit geringer Mühe die Sinnlichkeit, und die Sinnlichkeit schmiegt sich mehr den Forderungen des vernünftigen Willens an.

So viel wir nun auch gethan haben mögen, uns die Befolgung unsrer practischen Grundsätze zu erleichtern: so bleibt doch, wenigstens Anfangs, für den Augenblick, wo von ihnen Gebrauch gemacht

werden soll, Kraft und Ernst aufzubiethen. Noch fügen sich Gedanke und That mit Widerstreben in die Form, welche die Tugend ihnen vorschreibt. Daß geschehe, was diese fordert, dazu muß man sich mit Strenge anhalten. Ist uns der Vorsatz in seiner ganzen Stärke gegenwärtig: so ist es Sache des Willens, die Aufmerksamkeit auf ihn zu richten, ihn fest ins Auge zu fassen, und sich seiner ganz zu ermächtigen. Gewöhnlich entsteht dann in uns ein ungewisses Schwanken zwischen Pflicht und Lust, wo es bald der einen bald der andern gelingt, sich das Uebergewicht zu verschaffen. Diesem müssen wir selbst ein Ende machen, durch bestimmte Entscheidung für die erste. Ueberlassen wir uns lange diesem Schwanken; stellen wir zwischen beiden Vergleichungen an; lassen wir die eigenthümlichen Bewegungen einer jeden, abwechselnd, wie es sich fügt, in uns aufsteigen: so ist der Sieg der andern fast gewiß.

Es ist von großer Wichtigkeit, daß wir uns die Uebertretung eines Grundsatzes, auch nicht ein einziges Mal nachsehen; selbst in Dingen nicht, die uns unbedeutend zu seyn scheinen.

Es ist schon eine gefährliche Maxime, in sittlichen Angelegenheiten, etwas für unbedeutend zu halten. Was gegen unsre geprüften Grundsätze ist, mag größere oder geringere schädliche Folgen haben: dies kann seine Verwerflichkeit weder ver-

mehren noch vermindern. In ihm offenbart sich immer ein unsittliches Gemüth; in ihm herrscht immer die Neigung über die Pflicht. Wer bei seinen Handlungen nur nach den äußern Wirkungen fragt, der gewöhnt sich, sie bloß als etwas Nutzbares zu betrachten, und das heilige Ansehen der Tugend aus den Augen zu lassen.

Die kleine Uebertretung zieht die größere nach sich. Die Gründe, die uns das Eine Mal stimmten, werden das andre Mal noch nachdrücklicher auf uns wirken, und leichter bei uns Eingang finden; da das schon zum Theil aus dem Wege geräumt ist, was ihnen entgegen stand. Die Stimme des Gewissens spricht leiser; der Vorsatz wird unkräftiger, die Fähigkeit, ihm zu folgen schwächer, die Begierde heftiger, die Disposition, ihm entgegen zu handeln, größer. Man geräth mit dem Laster in eine Bekanntschaft, die nicht anders als gefährlich seyn kann.

Darum halte man fest und unverbrüchlich an dem, was man sich vorgenommen hat, und lasse sich durch keinen Vorwand davon abbringen. Rasch und entschlossen schreite man zur Ausführung, und handle so, als ob in diesem Augenblicke nichts in der Welt wäre, als das Werk, was wir zu verrichten haben.

Die Strenge, die man darin gegen sich selbst beweist, gewöhnt uns an den Zwang der Pflicht

und macht uns den Sieg über Trägheit und Sinnlichkeit immer leichter.

Für jeden gibt es Tugenden, die ihm besonders schwer fallen. In diesen müssen wir uns am meisten üben, zu ihnen uns oft anhalten, wenn ihre Erweisung auch nicht gerade Pflicht ist, damit diese Art der Thätigkeit uns geläufiger werde, und was uns widerstrebt seinen Einfluß verliere.

Ueberhaupt ist jede Art der Strenge gegen sich selbst, welche durch das angenehme Gefühl des ungehinderten Fortganges gemildert wird, der Tugend vortheilhaft. Geschieht nur oft und ernstlich, was sie fordert: dann wird es auch immer besser und froher geschehen.

Dabei ist es von großem Nutzen, uns von Zeit zu Zeit eine deutliche und unparteiische Uebersicht unsers sittlichen Zustandes zu verschaffen; theils damit wir erfahren, wo es noch fehlt, und wohin wir unsre Bemühungen am meisten zu richten haben; theils um auch daher immer neue Antriebe zur Fortsetzung dieser Bemühungen zu bekommen.

Hier haben wir vorzüglich darnach zu forschen, welche Veränderungen in der letzten Zeit mit diesem Zustande vorgegangen sind. Er bleibt nie derselbe; entweder er verbessert, oder er verschlimmert sich. Das Erste muß immer der Fall seyn, wo wir an unsrer Veredlung thätig arbeiten; wir müssen es da bemerken können, wie unsre Begierden sich rei-

nigen, wie unsre Bestrebungen mit den Forderungen der Tugend mehr übereinstimmen, wie die Fertigkeit in tugendhaften Handlungen zunimmt, wie wir fester werden im Guten und unzugänglicher für die Reitzungen des Bösen. Und wo wir dieses nicht bemerken, da können wir sicher den Schluß machen, daß es uns an dem nöthigen Ernste gefehlt habe, und daß wir künftig mehr Fleiß und mehr Wachsamkeit werden anwenden müssen. Das Andre ist da unausbleiblich der Fall, wo man sich selbst versäumt.

Wir müssen uns das Zeugniß geben können, daß wir weiter gekommen sind in der Liebe zur Tugend und in ihrer Ausübung, um mit Ruhe an unsre sittlichen Angelegenheiten zu denken.

Zu einer solchen Uebersicht gelangen wir: wenn wir die Resultate unsrer Selbstprüfungen zu einem Ganzen bilden, und aus den einzelnen Beobachtungen, die wir über unser Benehmen angestellt haben, herauszubringen suchen, was wir uns jetzt wohl zutrauen dürfen, und wo wir noch auf unsrer Huth seyn — wo wir uns mit Billigung betrachten können, und wo wir uns noch tadeln — in welchen Tugenden wir Fortschritte machten, und zu welchen wir uns noch eigens anhalten müssen.

Daß wir diesen und jenen Fehler noch häufig begehen, sey uns ein Beweis, daß etwas in uns ist, was ihn begünstigt. Daß wir das Eine und andre Gefühl noch nicht kennen, sey uns ein Zei-

chen, daß gewisse Gedanken und Stimmungen uns noch fremd sind, die es nicht seyn sollten.

Mögen wir bei dieser Gelegenheit durch manche erfreuliche Entdeckung überrascht werden: so werden wir doch auch Bemerkungen genug machen, die uns demüthigen; wir werden wenn wir anders aufrichtig genug sind, immer noch Ursache genug zur Unzufriedenheit mit uns selbst antreffen; und dieses wohlthätige Gefühl dürfen wir nie unterdrücken. Es erinnert uns an unsre wahre Verfassung, und mahnt uns, nicht stille zu stehen. An seine Stelle würde eine sehr verderbliche Einbildung treten; vielleicht ein Dünkel, der uns den größten Gefahren unbewacht bloß stellte. Zufriedenheit mit sich selbst ist nicht fern vom moralischen Stolze, und dieser eine Unart, die alles Gute schnell wieder vernichten kann, was wir uns mit Mühe angebildet haben.

Auf der andern Seite darf aber jene Unzufriedenheit nicht gänzliche Mißbilligung seyn, die leicht in Verzweiflung an uns selbst und in Selbstverachtung übergeht. Diese kann auch nur in verstimmten Gemüthern entstehen. Haben wir redliche Bemühungen angewendet: dann sind wir auch weiter gekommen; und dessen dürfen und sollen wir uns freudig bewußt werden; darüber dürfen und sollen wir das Zeugniß unsers Gewissens vernehmen, damit die Lust wachse und der Muth sich befeure, damit wir unsre Würde ganz fühlen,

und sie nachdrücklicher behaupten, und damit der Friede der Tugend uns weihe zum fernern ernstlichen Streben.

Endlich darf man auch nicht die Pflicht vergessen, Geduld mit sich selbst zu haben — eine Pflicht, die nur dem bessern Menschen gilt, und diesem oft eben so schwer wird, als dem Schlechten leicht.

Auch der Frömmste fühlt zuweilen Kälte, wo sonst sein Herz glüht; auch der Edelste liegt zuweilen der Versuchung unter. Das ist das traurige Loos der menschlichen Schwäche. Wenn nur der Kalte sich wieder erwärmt, der Gefallene sich wieder aufrichtet, und der so Gedemüthigte Glauben und Muth behält: dann reift doch das Gute, unter mancherlei Wechsel.

Langsam werden manche Fehler vertilgt, langsam manche gute Fertigkeit erworben. Oft sind die Fortschritte kaum zu bemerken. Man muß nur nicht zweifeln. Im Innern des Menschen arbeitet es nicht selten am mächtigsten, wenn es am wenigsten bemerkt wird. Das höhere Leben, wo es einmal in der Seele angeregt ist, strebt rastlos empor zur Verklärung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchbinderei
H. Pantele
8051 Masser
Tel.: 08

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrenberg, Friedrich,

Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens mit besonderer Hinsicht auf das weibliche Geschlecht

Leipzig u.a. 1807

Paed.th. 1142
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762657-6